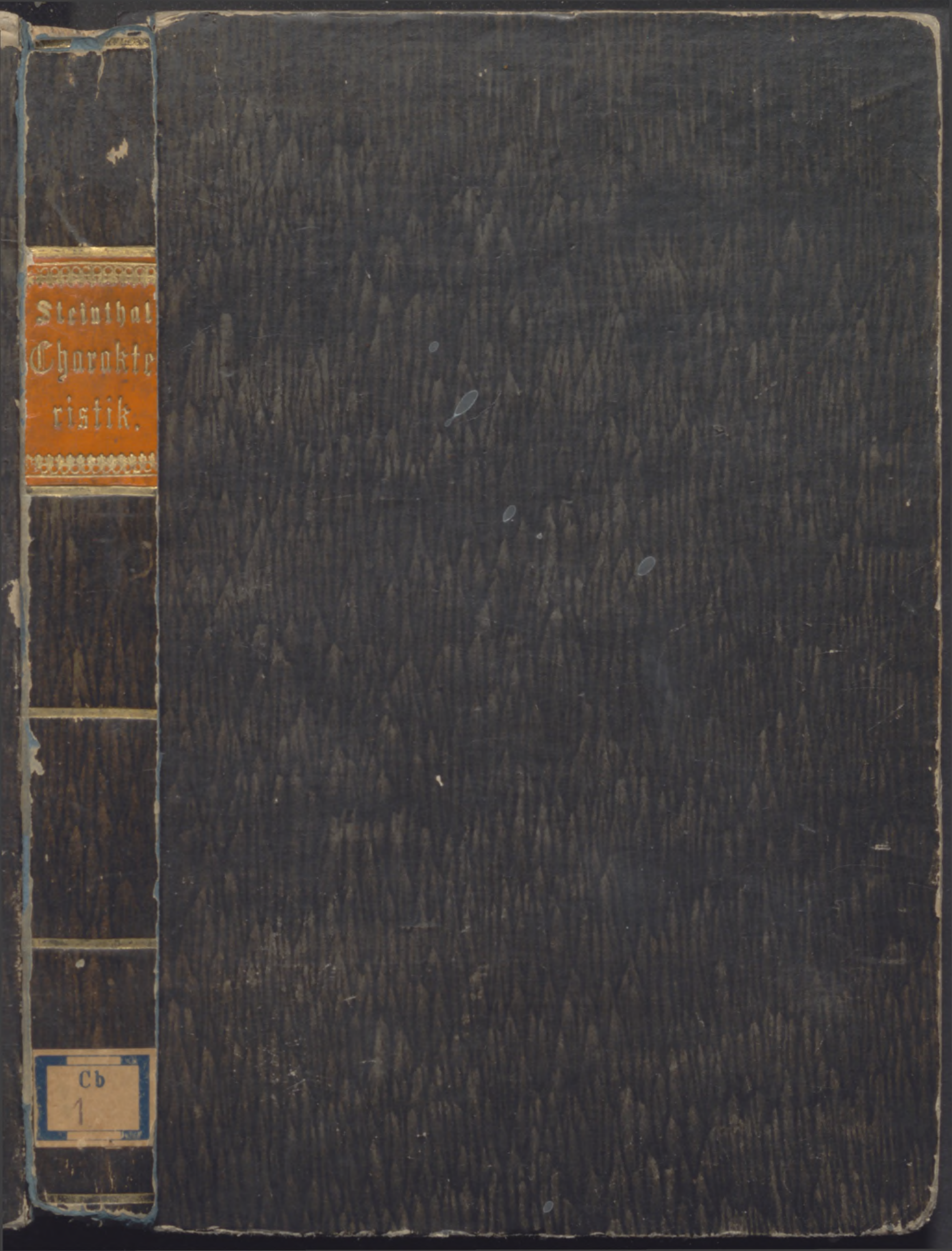
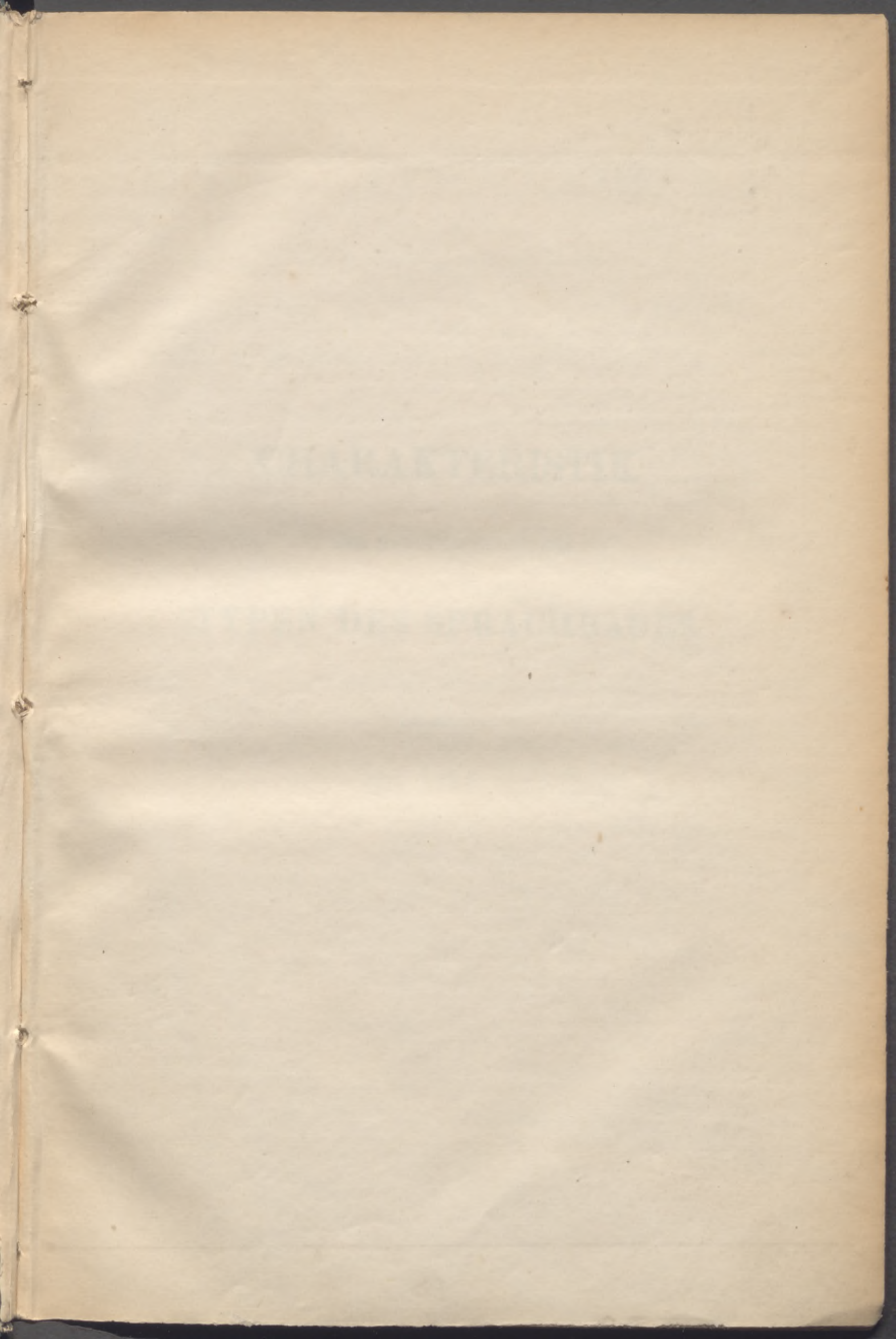
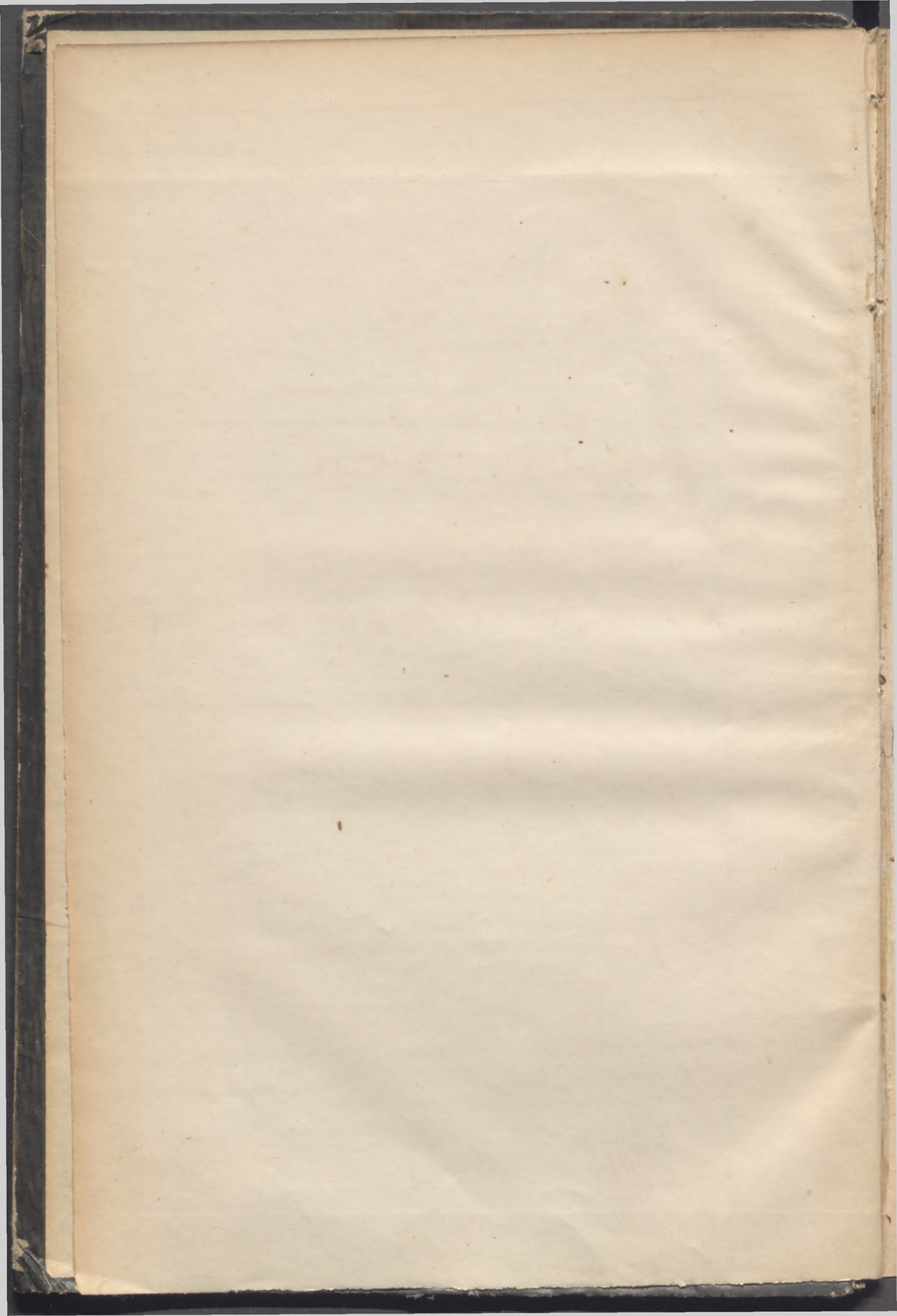

Steinthal
Charakteristik.
Cb
1





CHARAKTERISTIK

DER HAUPTSÄCHLICHSTEN

TYPEN DES SPRACHBAUES.

Von dem Verfasser vorliegender Schrift erschienen früher:

De pronomine relativo commentatio philosophico-philologica cum excursu de nominativi particula. 1847.

Die Sprachwissenschaft Wilhelm von Humboldts und die Hegel sche Philosophie. 1848.

Die Classification der Sprachen, dargestellt als die Entwickelung der Sprachidee. 1850.

Die Entwickelung der Schrift. Nebst einem offenen Sendschreiben an Herrn *Pott.* 1852.

Grammatik, Logik und Psychologie, ihre Principien und ihr Verhältnifs zu einander. 1855.

Der Ursprung der Sprache, im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles Wissens. (Zweite umgearbeitete und erweiterte Ausgabe.) 1858.

Von demselben wurden herausgegeben:

Koptische Grammatik von Dr. *M. G. Schwartze,* ehem. Prof. der Koptischen Sprache an der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, herausgegeben nach des Verfassers Tode. 1850.

System der Sprachwissenschaft von *K. W. L. Heyse.* Nach dessen Tode herausgegeben. 1856.

Grundzüge einer Grammatik des Herreró (im westlichen Afrika), nebst einem Wörterbuche von *C. Hg. Hahn,* Missionar. 1857.

Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft herausgegeben in Verbindung mit Prof. *M. Lazarus* in Bern. Band I. 1859. 60.

CHARAKTERISTIK

DER HAUPTSÄCHLICHSTEN

TYPEN DES SPRACHBAUES.

VON

DR. H. STEINTHAL,
PRIVATDOCENTEN FÜR ALLGEMEINE SPRACHWISSENSCHAFT
AN DER UNIVERSITÄT ZU BERLIN.

ZWEITE BEARBEITUNG
SEINER
CLASSIFICATION DER SPRACHEN.

BERLIN,
FERD. DÜMMLER'S VERLAGSBUCHHANDLUNG
1860.

Vorrede.

Einerseits bedürften Arbeiten wie die vorliegende sehr vieles Vorredens, andererseits aber versteht sich alles, was hier zu sagen wäre, von selbst. Und so werde ich mich darauf beschränken, nur ein paar Worte über das Verhältniſs dieser neuen Bearbeitung der Classification der Sprachen zu der älteren voraus zu senden.

Es sind zehn Jahre, daſs ich in jener jugendlichen Stimmung, in der einem kein Ziel zu hoch ist, um es nicht ergreifen, kein Grund zu tief, um ihn nicht durchschauen zu können, eine Abhandlung verfaſste über die Classification der Sprachen, in welcher ich, meine damaligen Studien zusammenfaſsend, den Plan meiner wissenschaftlichen Zukunft der Welt vorlegte. Es war ein Versprechen, das ich gegeben hatte; die vorliegende neue Arbeit könnte leicht so angesehen werden, als sollte sie die Erfüllung sein. Ich bitte, dies nicht zu thun; es geschähe gegen meine Meinung. Die Sachlage ist nur die: da die Abzüge jener Abhandlung vergriffen sind, so schien es zweckmäſsig, dieselbe nicht aus dem Buchhandel schwinden zu lassen. Andererseits aber forderte gerade dieser Zweck, nämlich dazu beizutragen, daſs die behandelte Frage frisch in der Untersuchung erhalten werde, — dieser Zweck forderte eine derartige Ueberarbeitung, daſs diese womöglich der Sache einen neuen Gewinn unmittelbar zubrächte oder von irgend einer Seite her neuen Antrieb gewährte, wenigstens aber daſs sie etwas aufwiese von der Entwickelung, die die Frage seit einem Jahrzehnt in mir genommen hat, und besonders daſs die aufgestellte Behauptung wesentlicher Unterschiede zwischen den Sprachformationen, zumal eines absoluten Unterschiedes zweier Hauptclassen von Sprachen durch anschauliche Darstellung von Thatsachen in genü-

gender Menge sowohl bewiesen, als auch klar gemacht würde. Wie sehr es mir auf den letzteren Punkt angekommen ist, zeigt der Umstand, dafs die Darstellung von acht oder neun verschiedenen Sprachtypen, der dritte in seiner ganzen Ausdehnung neu hinzugekommene Abschnitt dieser Bearbeitung, doppelt so ausgedehnt ist, als früher die ganze Arbeit war. — Nach Einschaltung dieses dritten Abschnittes war der vierte nur wenig zu ändern und eher zu kürzen als auszudehnen. Dagegen mufste der zweite, die Darlegung der allgemeinen sprachphilosophischen Grundlage, klarer und ausführlicher entwickelt werden. Der erste Theil endlich, der kritische, bedurfte nur der Zusätze. Das Wichtigste hierbei war, einigen Mifsverständnissen*) denen meine Kritik Humboldts ausgesetzt war, durch schärfere Bestimmungen zu begegnen. Und so ist denn aus einem Heftchen ein Buch geworden, das aber nur ein Commentar zu jenem sein will. Möge es gute Aufnahme finden, indem es die Sache fördert.

Ich erfülle nun noch die angenehme Pflicht, meinen Freunden für ihre thätige Theilnahme an der Ausarbeitung dieses Buches meinen Dank auszusprechen. Mit Hrn. Dr. Nöldeke wurden viele Punkte in den zwei Kapiteln über die altaischen und die semitischen Sprachen berathen, und dem Hrn. Prof. Kuhn bin ich für manchen Wink über den sanskritischen Sprach-Stamm verpflichtet. Die von ihm herrührende Bemerkung über das τ der griechischen Verba auf -ττω und -πτω (S. 295), welche eine bisher ganz vereinzelt stehende Bildungsweise in den Bereich der allgemeinen Analogie zieht, wird dieser ausgezeichnete Forscher in einem der nächsten Hefte seiner Zeitschrift für Sprachvergleichung ausführlich begründen.

*) Auch über diese Mifsverständnisse wäre viel, nur fürchte ich: endlos, zu reden, herabsteigend von den höchsten Höhen der Metaphysik bis zu meinem Gebrauche der Interpunctionen, der in die Citate eingeschobenen Frage- und Ausrufezeichen. Man scheint hinter diesen unschuldigen Strichen Wunder was gesucht zu haben. Das Fragezeichen sollte aber blos den Leser auffordern, sich zu fragen, was das Voranstehende heifse, und das Ausrufezeichen sollte ihn bitten, mit besonderer Aufmerksamkeit auf das Voranstehende zu achten.

Inhalts-Verzeichnifs.

Erster Abschnitt.

Kritische Uebersicht der früheren Classificationen.

Zweiter Abschnitt.

Die allgemeinen Principien.

Dritter Abschnitt.

Die hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues.

Vierter Abschnitt.

Classification.

CHARAKTERISTIK

DER HAUPTSÄCHLICHSTEN

TYPEN DES SPRACHBAUES.

Erster Abschnitt.

Kritische Uebersicht der früheren Classificationen.

Classification setzt eine Vielheit und dazu eine Verschiedenartigkeit von Gegenständen voraus. Darum kann der Gedanke an sie nur erst dann erwachen, wenn eine grofse, nicht leicht zu überschauende Menge vorliegt, und nur bei denen, welche in der vorliegenden Vielheit eine Verschiedenartigkeit erkennen. So konnten die Versuche zu einer Eintheilung der Sprachen erst in neuerer Zeit auftreten, und zwar nicht bei den Philosophen, deren Streben auf die Ergründung der einen absoluten Sprachform, der substantiellen Einheit aller Sprachen ging, sondern bei den historischen Grammatikern.

Bis in das zweite Jahrzehnt unseres Jahrhunderts hatte man in der Sprachbetrachtung im Vergleiche zu der Stellung, welche Griechen und Römer in ihr eingenommen hatten, nur geringe Fortschritte gemacht. Die historischen Grammatiken besonders waren blofs neue Auflagen der alten τέχναι und *artes*. Der Umfang der Sprachkenntnisse, zwar gröfser als bei den Alten, war doch immer nur gering. Man kannte die beiden classischen Sprachen; die romanischen galten als nicht beachtenswerthe Anhängsel zum Römischen. Auf die lebenden Volkssprachen sah man überhaupt mit derselben Geringschätzung herab, wie nur je ein antiker Verfasser einer *ars* oder τέχνη auf die συνήθεια oder *consuetudo*, ja sogar auf die Barbarensprachen herabsehen mochte. — Den classischen Sprachen stellte man die orientalischen gegenüber. Unter letzteren ver-

stand man aber gewöhnlich nur die semitischen und das mit semitischen Elementen gemischte Neu-Persische. Man kannte oder beachtete keine anderen asiatischen Sprachen. Ueber die Sprachen der Afrikaner und Amerikaner urtheilte man wie Herodot über die Sprache der Troglodyten. Aber mit jener Sonderung der europäischen und orientalischen Sprachen, welche einen theologischen Hintergrund in dem neuen und alten Testamente hatte, war ein Anfang zu einer Eintheilung der Sprachen gegeben.

Wie die Bibel selbst im Zeitalter der Reformation die dringendste Veranlassung zur Erweiterung des im Mittelalter gepflegten Sprachstudiums gewesen war, so wurden auch die Boten, welche ausgesandt wurden, die christliche Lehre in allen Zungen zu verkünden, eine reiche Quelle für die Sprachwissenschaft. Zunächst gaben sie in den letzten drei Jahrhunderten den Vater-Unser-Sammlungen ihre Entstehung. In diesen mufste sich sogleich das Bedürfnifs eines Princips in der Anordnung herausstellen; die Bequemlichkeit erforderte ein solches. Ein wissenschaftliches Interesse aber knüpft sich an alle diese Sammlungen nicht. Adelung hat sie (Mithrid. I. S. 645) schon gerichtet, indem er sie „Curiositäten-Cabinetter" nennt; und mit dieser Erwähnung haben wir ihnen genügende Ehre erwiesen.

Adelung selbst hat sich um die Sprachwissenschaft manches Verdienst erworben. Er beabsichtigte in seinem Mithridates eine „allgemeine Sprachenkunde" zu geben. Er wurde dabei wohl von einem tieferen Drange nach „wahrer philosophischer Sprachkunde" getrieben. Er sagt: „Das Wichtigste für mich war, in den innern und äufsern Bau jeder Sprache zu dringen, weil nur auf diesem Wege das Eigenthümliche einer jeden und ihr Unterschied von allen übrigen erkannt werden kann. Aber das war denn auch das Schwerste" (das. Vorr. S. XII) — allerdings, fügen wir hinzu, etwas sehr Schweres und sogar, bei dem mechanischen Standpunkte, von welchem sein oberflächliches Raisonnement ausging, völlig Unmögliches. Wenn Adelung von innerem Bau der Sprache redet, so geschieht dies nur in Folge eines abstracten Schematismus, welchem gemäfs jedes Ding ein Aeufseres und ein Inneres hat; und wer möchte nicht gern ins Innere dringen!

Um Adelungs Standpunkt zu bezeichnen, genügt die Bemerkung, daſs er die allgemeine Sprachkunde — mechanisch — in der Kunde aller Sprachen fand. Ihr Werth besteht ihm vorzüglich in dem Nutzen für die Völkerkunde, also in etwas ihr selbst Aeuſserlichem. Auch seine Ansicht über Entstehung und Fortbildung der Sprache trägt den Charakter des Mechanismus. Er stellt die Sprache mit einem Kriegsschiffe von 100 Kanonen zusammen und führt diese Zusammenstellung in fader Breite und mit fühlbarem Wohlbehagen durch. Er schlieſst: „die Sprachen sind alle auf einerlei Art angelegt und auf einen Grund gebaut; es kann daher aus einer jeden alles werden, was Zeit, Umstände und Cultur nur wollen. Sehr unnütz ist daher der Streit über die Vorzüge einer Sprache vor der andern" (das. Einl. S. XXV). Sie waren einst alle gleich unvollkommen und sind alle der gleichen Vervollkommnung fähig; sie bewegen sich alle von demselben Punkte aus, in derselben Entwickelungsbahn, und die Verschiedenheit der Sprachen, abgesehen vom äuſserlichen Klange, beruht nur darauf, daſs die Sprachen auf verschiedenen Punkten derselben Entwickelungsbahn stehen geblieben sind. Darum kann bei Adelung nicht von einer Eintheilung, sondern nur von einer Reihenordnung die Rede sein. Diese beginnt mit den Anfangspunkten der Bahn, d. h. nach seiner Anschauung mit den rohen Anfängen der Sprache, welche er in den einsylbigen Sprachen Ost-Asiens findet. Weil er nun überhaupt nur ein mechanisches Fortschreiten von Punkt zu Punkt, keine organische Entwickelung der Sprache kennt, so wird die Entwickelungsbahn der Sprache der Menschheit zu einer geraden Sprachlinie. Indem er diese nach den Anfangspunkten einknickt, erhalten wir zwei Theile: Anfang und Fortsetzung, nämlich einsylbige und mehrsylbige Sprachen. — Diese zunächst nur ideelle Sprachlinie wird aber auch sogleich räumlich; sie erstreckt sich von Ost- durch Mittel- nach West-Asien und Europa; zugleich wird sie auch zeitlich: die östlichste einsylbige Sprache, die chinesische, ist die älteste und die Mutter aller übrigen. Alle fernere Eintheilung der Sprachen wird nach ihren räumlichen Beziehungen gemacht. Es gibt asiatische, nord-, süd-, mittel-amerikanische u. s. w. Sprachen. Hier hört jedes wissenschaftliche Interesse auf. Wenn also Adelung eingesteht, er müsse „Vieles einer

bessern Zukunft überlassen“ (Vorr. S. XIV), so wissen wir jetzt, daſs vielmehr dieser Zukunft in Wahrheit noch Alles zu thun blieb.

Sollen wir aber gerecht sein, so können wir nicht einmal sagen, daſs Adelung vorstehende Ansicht zuerst ausgesprochen habe. Sie findet sich z. B. schon eben so gut bei Rüdiger: Grundriſs einer Geschichte der menschlichen Sprache, Leipzig 1782.

Indem Eichhorn die hebräische Sprache mit ihren Schwestern unter dem Namen „semitische Sprachen“ zusammenfaſste und so von allen übrigen schied, war der Anfang zu einer genealogischen Gruppirung der Sprachen gegeben. Die Eintheilung der Sprachen nach Familien und Stämmen gilt heute für das Ziel der vergleichenden historischen Sprachwissenschaft. Durch sich allein aber kann sie nicht genügend sein. Denn indem sie die einzelnen Sprachen zu Familien und diese zu Stämmen zusammenfaſst nach der gröſseren oder geringeren Gleichheit des Sprachstoffes, bleibt noch dies übrig, die so gebildeten Sprachgruppen nach ihren wesentlichen Form-Unterschieden zu charakterisiren. — Indessen, wenn dies auch durch den bloſsen Nachweis der Verwandtschaft der Sprachen nicht geschieht, so muſs doch das genealogische Verhältniſs nothwendig die Grundlage jeder wissenschaftlichen Spracheintheilung ausmachen. Denn was durch die Entstehung verwandt ist, ist es auch seinem Wesen nach.

Wenn Adelung noch, wie alle seine Vorgänger, die Sprache als einen Mechanismus ansah, so wurde doch noch in dem ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, wenn auch bedingt, ausgesprochen: die Sprache ist ein Organismus. Dieser Ruhm gebührt Friedrich Schlegel. In seiner Schrift: „Ueber die Sprache und Weisheit der Indier“ weht ein viel tieferer Geist, als in allen früheren Sprachbetrachtungen. Mit ihm beginnt die Geschichte der neueren, eigentlich deutschen Sprachwissenschaft. Auch tritt bei ihm die Absicht, die Sprachen zu classificiren, ganz bestimmt hervor. Er stellt drei Hauptgattungen der Sprachen auf: flexionslose, affigirende und flectirende. In der er-

sten Classe, sagt er, „z. B. im Chinesischen sind die Partikeln, welche die Nebenbestimmung der Bedeutung bezeichnen, für sich bestehende von der Wurzel ganz unabhängige einsylbige Worte.“ In der zweiten Classe „wird die Grammatik ganz und gar durch Suffixa und Präfixa gebildet, die fast überall noch leicht zu unterscheiden sind und zum Theil auch noch für sich eine Bedeutung haben (Mehrheit, Vergangenheit, ein zukünftiges Sollen oder andere Verhältnifsbegriffe der Art); doch fangen die angefügten Partikeln schon an mit dem Worte selbst zu verschmelzen und zu coalesciren.“ Diese beiden Classen werden als unorganisch bezeichnet und ihnen die dritte als die organische entgegengesetzt. Fr. Schlegel fühlte den weiten Abstand unserer Flexion von der Redeweise anderer Völker; er fühlte, dafs unsere Flexion nicht auf mechanischem Wege zu erklären, dafs sie etwas Organisches sei; — aber mehr als gefühlt, sich zum klaren Bewufstsein gebracht hat er die Natur derselben nicht. Er ahnte, dafs sie eine Bewegung von innen heraus sei; aber indem er die Natur derselben näher darlegen will, zeigt er sich unklar, ja verwirrt, — mystisch, möchte ich sagen, und darum auch gewissermafsen rohnatürlich. Er sagt (S. 50): „In der indischen oder griechischen Sprache ist jede Wurzel wahrhaft das, was der Name sagt, und wie ein lebendiger Keim; denn weil die Verhältnifsbegriffe durch innere (?) Veränderung bezeichnet werden, so ist der Entfaltung (?) freier Spielraum gegeben... Aber eben was auf diese Weise aus (?) der einfachen Wurzel hervorgeht, behält noch das Gepräge seiner Verwandtschaft (?), hängt zusammen, und so trägt und erhält sich's gegenseitig. Daher (?) der Reichthum einestheils und dann die Bestandheit und Dauerhaftigkeit dieser Sprachen, von denen man wohl sagen kann, dafs sie organisch seien und ein organisches Gewebe bilden.“ Aus dieser unklaren Darlegung geht dies klar hervor, dafs er Verhältnisse der organischen Natur ganz unmittelbar auf die Sprache übertragen hat, und in dieser Unmittelbarkeit liegt der Mysticismus und die Rohheit. Denn mystisch und roh ist es, die Thätigkeit des Geistes unmittelbar in einem Vorgange der Natur anzuschauen. Er hat aber dabei auch nicht blofs die gegebenen Thatsachen falsch gesehen; — denn im Griechischen werden eben die Verhältnifsbegriffe nicht durch innere Veränderung bezeichnet —

er hat ferner nicht blofs ein unbegreifliches Causalitäts-Verhältnifs aufgestellt — denn wie soll durch eine blofse innere Veränderung eine Entfaltung bewirkt werden und etwas aus der Wurzel hervorgehen? — sondern er hat auch das Wesen der sprachlichen Formverhältnisse verfälscht, das Wesen der Wurzeln verkannt, indem er sie einem organischen Keime gleichsetzte. Die Wurzeln der Sprache sind weder Samenkörner, noch Eier; sie sind Materie, die zu formen ist. Als solche sind sie gleichsam unorganisch; und so werden sie von der Form, als einem organischen Processe, ergriffen. Die Form inhärirt also nicht der Materie, den Wurzeln; sie ist nicht *potentia* in ihr, tritt nicht aus ihr heraus. Die formende Thätigkeit tritt zur Wurzel als etwas ihr Fremdes hinzu und verleiht ihr die Gestalt nach einem Princip, welches nicht der Wurzel gehört, sondern der Formung (s. Heyses System der Sprachwissenschaft S. 148).

Nüchterner und dadurch klarer, aber auch flacher, wurde dieselbe Ansicht von A. W. Schlegel in den „Observations sur la langue et la littérature Provençales“ (S. 14) vorgetragen: „Les langues se divisent en trois classes: les langues sans aucune structure grammaticale (z. B. das Chinesische), les langues qui emploient des affixes, et les langues à inflexions.“ Von der zweiten Classe heifst es: „Le caractère distinctif des affixes est, qu'ils servent à exprimer les ideés accessoires et les rapports, en s'attachant à d'autres mots, mais que pris isolément, ils renferment encore un sens complet.“ Die Flexion dagegen verwende eine mäfsige Anzahl Sylben, „qui considérées séparément, n'ont point de signification.“ Von diesen Sprachen wird gesagt: „on pourrait les appeler les langues organiques, parce qu'elles renferment un principe vivant de développement et d'accroissement, et qu'elles ont seules, si je puis m'exprimer ainsi, une végétation abondante et féconde.“ Die Nüchternheit liegt darin, dafs die Erzeugnisse der organischen Natur nur gleichnifsweise mit der Sprache zusammengestellt werden; so wird die Form des Mysticismus mit der des Geistreichen vertauscht. Den Fehler aber hat A. W. Schlegel, wie Fr. Schlegel, dafs die Sprache als ein selbständiges Wesen gilt mit eigenem Lebensprincipe, als wäre sie gar nicht Schöpfung

des menschlichen Geistes, der sie nicht blofs ursprünglich hervorgebracht hat, sondern sie auch fortwährend belebt.

Neben die Schlegel'sche Eintheilung in organische und unorganische Sprachen sind noch andere zu stellen, welche von demselben Standpunkte des Geistreichen aus gemacht sind, sich wohl auch mit der Miene gröfserer Tiefe in speculativphilosophische Formeln hüllen, z. B. die Eintheilung in krystall-, pflanzen- und thierartige, oder weibliche und männliche Sprachen. Es liegt allen solchen Zusammenstellungen etwas Wesentliches zu Grunde; aber so, wie sie ausgesprochen werden, berühren sie nur die Oberfläche und treffen nur eine Seite. Man ist der Sache nicht auf den Grund gekommen und hat sie nicht in ihrer Ganzheit erfafst. Darum ist man sich auch nicht einmal klar, und die Gleichnisse hinken.

Friedrich Schlegel's Mysticismus konnte vor Bopp's scharfem Verstande nicht Stich halten. Bopp nimmt Schlegel ernstlich beim Wort und deckt seine Widersprüche, zu denen sich noch eine mangelhafte historische Sprachkenntnifs gesellt, unerbittlich auf. Indem er aber den wissenschaftlichen Werth einer „naturhistorischen Classification der Sprachen," wie sie Schlegel erstrebt hat, anerkennt, versucht er selbst eine solche (Vergl. Gr. §. 108). Er unterscheidet ebenfalls drei Classen: „Erstens, sagt er, Sprachen ohne eigentliche Wurzeln und ohne Fähigkeit zur Zusammensetzung und daher ohne Organismus, ohne Grammatik. Hierher gehört das Chinesische, wo alles, dem Anscheine nach, noch nackte Wurzel ist und die grammatischen Kategorien und Nebenverhältnisse der Hauptsache nach nur aus der Stellung der Wurzeln im Satze erkannt werden können. Zweitens: Sprachen mit einsylbigen Wurzeln, die der Zusammensetzung fähig sind, und fast einzig auf diesem Wege ihren Organismus, ihre Grammatik gewinnen." Hierher gehören die sanskritischen und alle anderen Sprachen, welche nicht zur ersten Classe gehören, ausgenommen die semitischen. Diese für sich bilden die dritte Classe. „Sie erzeugen ihre grammatischen Formen nicht blofs durch Zusammensetzung wie die zweite, sondern auch durch blofse innere Modification der

Wurzeln." Diese bestehen nämlich nothwendig aus drei Consonanten, welche an sich, ohne Vocal, Träger der Grundbedeutung sind, während die Vocale „nicht der Wurzel, sondern der grammatischen Bewegung, den Nebenbegriffen und dem Mechanismus des Wortbaues angehört" (das. §. 107. S. 196 der 2. Ausg.). Bopp geht also von der Technik der Sprache aus, wir meinen von den Mitteln, durch welche sich die Sprache ihre Grammatik schafft, oder welche sie zur Bezeichnung der Kategorien verwendet. Dieser technische Gesichtspunkt ist ein wesentliches Element, das bei jeder Eintheilung der Sprachen berücksichtigt werden muſs, und es gefunden zu haben ist Bopp's bleibendes Verdienst.

Pott schloſs sich früher (Etym. Forsch. II. S. 400) der Classification Bopp's an. Wie er sich aber überhaupt von diesem seinem Lehrer durch gröſsere Allgemeinheit der Betrachtung unterscheidet, indem er theils alle Sprachstämme der Erde überblickt, theils auf das Gebiet der Philosophie weit hinüberstreift, so führte er auch Bopp's Bestimmung für die zweite und dritte Classe, nämlich den innern Wandel der Vocale und die äuſsere Anbildung von Affixen, auf die logischen Kategorien der Qualität und Quantität zurück, und nannte demnach die sanskritische Flexionsweise, als durch eine „Mehrung" der Wurzel vollzogen, die quantitative und die semitische die qualitative. Diese Kategorien aber sind zu abstract, um durch sie concrete Schöpfungen begreifen zu können. Um eine Schematisirung aber ist es nicht zu thun.

A. W. Schlegel macht innerhalb seiner dritten Classe eine Unterabtheilung. Er sagt (a. a. O.): Les langues à inflexion se subdivisent en deux genres, que j'appellerai les langues *synthétiques* et les langues *analytiques*." Letztere bedienen sich der Hülfswörter (Präpositionen, Pronomina, Hülfsverba), wo jene Flexionsformen haben. „Les langues grecque et latine sont des modèles du genre synthétique — les langues dérivées du latin, et l'anglais, ont une grammaire tout analytique — les langues germaniques forment une classe intermédiaire." Eine ganz analytische Sprache gibt es nicht; eine solche ist auch die englische und persische nicht — ein Umstand,

der wohl zu beachten ist — noch weniger kann Italiänisch und Spanisch so genannt werden. Die analytischen Sprachen entwickeln sich mehr oder weniger schnell im Laufe und in den Stürmen der Zeit aus den synthetischen. Welche soll man vorziehen? Hierauf antwortet Schlegel gegen die beiderseitigen unvernünftigen Enthusiasten sehr schön (p. 25): „Je l'avoue, les langues anciennes, sous la plupart des rapports, me paraissent bien supérieures. Le meilleur éloge qu'on puisse faire des langues modernes, c'est qu'elles sont parfaitement adaptées aux besoins actuels de l'esprit humain dont elles ont, sans aucun doute, modifié la direction.“ Wir machen aufmerksam auf den Widerspruch in den Worten: „elles sont adaptées“ und „elles ont modifié.“ Er fährt fort: „Un brillant avantage des langues anciennes, c'est la grande liberté dont elles jouissaient dans l'arrangement des mots. La logique était satisfaite, la clarté assurée par des inflexions sonores et accentuées: ainsi, en variant les phrases à l'infini, en entrelaçant les mots avec un goût exquis, le prosateur éloquent, le poète inspiré, pouvaient s'adresser à l'imagination et à la sensibilité avec un charme toujours nouveau. Les langues modernes, au contraire, sont sévèrement assujéties à la marche logique, parce qu'ayant perdu une grande partie des inflexions, elles doivent indiquer les rapports des idées par la place même que les mots occupent dans la phrase.“ Weiter (p. 27) heifst es dann über die synthetischen Sprachen: „Elles appartiennent à une autre phase de l'intelligence humaine: il s'y manifeste une action plus simultanée, une impulsion plus immédiate de toutes les facultés de l'ame que dans nos langues analytiques. A celles-ci préside le raisonnement, agissant plus à part des autres facultés, et se rendant par conséquent mieux compte de ses propres opérations. Je pense qu'en comparant le génie de l'antiquité avec l'esprit des temps modernes, on observera une opposition semblable à celle qui existe entre les langues. Les grandes synthèses créatrices sont dues a la plus haute antiquité; l'analyse perfectionnée était réservée aux temps modernes.“ Nach dieser schönen Darlegung, die sich im Wesentlichen gewifs der allgemeinsten Zustimmung erfreut, mögen wir es nicht billigen, wenn Pott (Et. Forsch. 1. Aufl. I. S. 154) von dieser Eintheilung in synthetische und analytische Sprachen urtheilt, dafs sie „zu-

meist nur auf der baaren Aeuſserlichkeit beruht, ob die Flexionswörter an oder neben dem zu bezeichnenden Worte stehen;“ und hebt er sein eigenes Urtheil auch sogleich wieder auf, indem er fortfährt: „welche Aeuſserlichkeit jedoch in anderer Beziehung von zu groſsem Gewichte und Einflusse auf die Sprachen ist, um sie nicht als einen schicklichen Eintheilungsgrund derselben gelten zu lassen.“ Schlegel aber hat, wie wir gesehen haben, gerade diese „andere Beziehung“ und nicht jenes „zumeist“ und „nur“ bestimmt hervorgehoben, und erstere ist so eng verbunden mit dem äuſseren Unterschiede in der Erscheinung der Form — sie ist seine Ursache, — daſs derselbe, wenn er nur nach seiner ganzen Tiefe aufgefaſst wird, aufhört eine baare Aeuſserlichkeit zu sein und vielmehr das Aeuſsere eines Innern ist.

Duponceau freilich hat die Sache nicht so zu nehmen verstanden, und darum trifft ihn ganz der von Pott ausgesprochene Tadel. Er theilt die Sprachen in vier Classen. Die grammatiklosen einsylbigen Sprachen nennt er asyntaktisch, hierauf folgen die analytischen, dann die synthetischen und endlich die syntaktischen oder polysynthetischen, womit er die amerikanischen Sprachen bezeichnet.

Duponceau theilt auch mit (Transact. of the American philos. soc. I. 1819. p. 399), daſs Jemand in der French Encyclopedia unterschieden habe: „between those idioms, in which inversions are allowed and those in which they are not.“ Dies erinnert an Schlegel und ist zu fein, als daſs Duponceau es hätte würdigen können.

Die eigentlich den Schlegels angehörende Dreitheilung der Sprachen ist miſsverständlicher Weise auch Humboldt zugeschrieben, überhaupt aber sehr beliebt geworden. Pott hat sie folgendermaſsen formulirt (Jahrbücher der freien deutschen Akademie 1. Heft 1848): 1) Isolirende Sprachen, in welchen noch Stoff (Wurzel, Hauptbegriff) und Form (Ableitungs- und Abbiegungsmoment, Nebenbegriff, Bestimmung) in völliger Getrenntheit beharren. Einsylbige Sprachen (Chinesisch und Indo-chinesisch). 2) Agglutinirende, worin Stoff und Form

fast nur äufserlich an einander kleben (Tatarisch, Türkisch und Finnisch). 3) Eigentlich flexivische Sprachen, in denen innige Durchdringung von Stoff und Form stattfindet, so dafs beide sich zur unauflöslichen Einheit verschmelzen." Diese Classe ist die eigentlich normale, und wenn die beiden ersten unter der Norm blieben, so wird diese von anderen Sprachen, besonders den amerikanischen, überschritten und sind „4) transnormal, einverleibende." Neben dieser „physiologischen" Eintheilung steht dann die „genealogische".

In dieser Eintheilung ist das Hinausschreiten über das blofs Geistreiche, das Streben nach bestimmter Auffassung der Thatsachen unverkennbar. Aber die Unhaltbarkeit des Eintheilungsgrundes tritt zu bald hervor; und wie sehr Pott selbst sie gefühlt hat, zeigt der allzu starke Ausdruck, durch welchen aber die Sache nicht fester wird. Oder ist dem nicht so, wenn die Flexion dargestellt wird als „innige Durchdringung von Stoff und Form?" Wie durchdringt denn in *τί-ϑη-μι*, *λόγ-ο-ς* die Form den Stoff? wie ist denn hier Form und Stoff „zur Einheit verschmolzen?" „Kleben" sie nicht vielmehr „fast nur äufserlich an einander"? — So scheint auch diese Eintheilung den Namen „physiologische" wenig zu rechtfertigen; oder beruht sie nicht gänzlich auf einem der äufseren Erscheinung der Sprache und dem mechanischen Verhältnisse des engern oder losern Zusammenhanges der Wortglieder entnommenen Grunde?

Wenn es nun freilich Sprachen gibt, deren Formen sich der Mehrzahl nach von denen der flectirenden, besonders sanskritischen Sprachen, so unterscheiden, dafs in ihnen Wurzel und Affix nur lose an einander hängen, während die Formen der letzteren, obwohl nicht minder zwar wie jene durch Zusammensetzung entstanden und ursprünglich in ihren Theilen lose zusammenhängend, doch im Laufe der Zeit zu solcher Festigkeit des Zusammenhanges der Theile gelangt sind, dafs die ursprüngliche Zweiheit nicht mehr gefühlt wird: so ist doch gewifs die wichtigste Frage: woher ist es denn gekommen, dafs in jenen agglutinirenden Sprachen nicht auch diese festere Verbindung zu Stande gekommen ist? warum werden in ihnen immer noch die Glieder des Wortes auseinander gehalten?

sind sie etwa jünger? sind die sie redenden Völker weniger zungengewandt? Das Heil der Wissenschaft beruht immer gröſstentheils auf der richtigen Stellung der Frage; denn jede Frage schlieſst ihre Antwort in sich, und ist jene verkehrt gestellt, so kann auch diese nur verkehrt erfolgen. Mit neuen Fragen beginnen neue Epochen. A. W. Schlegel fragt, ob es möglich sei, daſs eine Sprache aus der niederen Classe sich in eine höhere erhebe? Möglich ist mancherlei, und die Wissenschaft hat sich darum nicht zu kümmern, sondern um das Nothwendige; sie hat zu fragen nach dem Was, welches das Wie und das Warum in sich schlieſst. Also hätte auch Schlegel fragen sollen, nicht: kann Agglutination zur Flexion werden? sondern: warum ist sie das nicht geworden? Dann wäre er von selbst darauf geführt worden, zu fragen: wie ist sie denn entstanden? und wie Flexion? Man begreift nichts, dessen Entstehung man nicht einsieht. Nichts Falscheres aber als: multa fiunt eadem, sed aliter; und ebenso falsch würde sein: multa fiunt alia, quamvis indidem. — Weil man nun die Entstehung nicht erforscht hat, hat man auch den vorliegenden Thatbestand nicht richtig gesehen. War es denn nicht unerläſslich, bevor man daran ging, das Verhältniſs zwischen Stoff und Form zu beachten, zuvor zu fragen: gibt es denn überhaupt in allen Sprachen Stoff und Form? und wenn sich nun allerdings überall etwas darbietet, was dafür gelten soll, ist es nicht nöthig, die Natur der beiden Elemente zuerst für sich zu betrachten? Im Chinesischen z. B. sollen Stoff und Form in Getrenntheit beharren. Haben denn aber nicht Humboldt und Bopp ausgesprochen, die chinesische Sprache sei ohne alle Form, „ohne Organismus, ohne Grammatik“?

Ferner, diese Drei- oder Viertheilung beruht auf einem Grunde, der keine genaue Messung zuläſst, und dessen Werth völlig unbestimmt gelassen wird. Was liegt daran, ob die Verbindung der grammatischen Sylben mit den Wurzeln loser oder enger ist? und was ist lose und was eng? Stillschweigend wird vorausgesetzt, die enge Verbindung sei werthvoller. Manchem aber scheint es ein Vorzug der lose agglutinirenden Sprachen, daſs in ihnen alles deutlicher, erkennbarer, analytischer ist; und alles höchst regelmäſsig, so gar keine Anomala! In den Sprachen sanskritischen Stammes werden häufig dieselben grammatischen Bezie-

hungen mit ganz verschiedenen Endungen bezeichnet; z. B. werden die Casus im Singular anders als im Plural und Dual gebildet, und manche Casus lauten hinwiederum ganz gleich. In den agglutinirenden Sprachen herrscht nur eine Declination und eine Conjugation, in den sanskritischen dagegen mehrere Declinationen und Conjugationen und eine Masse unregelmäfsiger Formen! Das Zeichen für die Zwei- oder Mehrheit, die zum Stamm, aber nicht zur Casusendung gehört, ist überaus schwierig zu erkennen und scheint bald vor, bald hinter der Casusendung zu stehen. Ist das nicht das Verkehrteste, was man sich vorstellen kann? Dies sollen die Rosen unter den Sprachen sein? etwa weil sie so dornig sind? — Wie ganz anders verhält sich dagegen die Declination in Betreff der Endungen in den türkisch-tatarischen und in der finnischen Sprache, die man zu den agglutinirenden zu zählen für gut befunden hat! — Und so könnte ich Seiten füllen mit dem Lobe jener agglutinirenden Sprachen und der Verdammung der sanskritischen. Warum spricht man es denn also nicht entschieden aus: die Flexion ist nichts als eine verschobene und verkrüppelte Agglutination, und wie der Wilde, der Uncultivirte, der Natur-Mensch die gebildeten Völker in so vielen Stücken übertrifft, so auch in der Sprache? Die Sache ist aber die, dafs unsere Sprachforscher meist so sehr in der Untersuchung von Formen stecken bleiben, dafs sie die Form nicht sehen.

Nun hat sich aber neuerdings ein Psychologe jener Dreitheilung der Sprachen angenommen und ihr eine tiefere Bedeutung zu geben gewufst. Waitz (Anthropologie der Naturvölker I, S. 272) erinnert zunächst daran, dafs wir von einer Handlung, wie dafs jemand des Nachts seinem Feinde auflauert, zwar ein anschauliches Bild mit einem Schlage auffassen oder reproduciren können, dafs aber der sprachliche Ausdruck stets zur Zergliederung desselben genöthigt ist. Hierbei ergibt sich dann eine Haupt-Vorstellung: „Auflauern", welche durch andere Vorstellungen — heute, Nacht, Cajus, Feind, tödten, Feind — näher bestimmt wird. Die Sprache hat aber nicht blofs die Vorstellungen jede für sich auszudrücken, sondern auch die Beziehung derselben auf einander. Indessen würde sogar eine Rede, die aus lauter unverbunden neben einander gestellten selbständigen Vorstellungswörtern bestände, immer-

hin schon verständlich sein, zumal wenn es in ihr feste Regeln der Wortstellung gäbe, durch welche die Beziehungen der Wörter auf einander einigermafsen kenntlich gemacht würden, so dafs z. B. das Regierende dem Regierten, die Hauptvorstellung ihrer Nebenvorstellung immer vorausgeschickt würde oder nachfolgte u. dergl. m. In einem solchen Falle befinden sich die asynthetischen, einsylbigen Sprachen. — Eine Sprache ist aber ohne Zweifel im Allgemeinen um so vollkommener, je vollständiger und sicherer alle Beziehungen der Einzelvorstellung, die zu einem Satze irgend zusammentreten können, sich aus ihr erkennen lassen, d. h. je genauer sie bezeichnet sind. Der Mittel aber, die sich zu dieser Bezeichnung wählen lassen, gibt es eine unübersehbare Menge: Bildung besonderer Formwörter, welche, selbständigen Vorstellungen beigesetzt, eine gewisse Modification des Sinnes dieser letzteren bezeichnen, z. B. die Zukunft, die Vergangenheit, die Negation, die Möglichkeit einer Handlung; Lautveränderungen der mannigfaltigsten Art, die, an den selbständigen Vorstellungswörtern selbst vorgenommen, solche Modificationen ihrer eigenen Bedeutung und bestimmte Beziehungen derselben auf andere bezeichnen; Vereinigung mehrerer selbständiger Vorstellungswörter in gröfserer oder geringerer Ausdehnung in ein Wortganzes mit oder ohne Umbildung ihrer Laute; analoge Lautveränderungen an solchen Wörtern, die auf einander bezogen gedacht werden sollen u. s. f.

Hiernach werden nun zwei Haupt-Unterschiede gemacht. Erstlich: Die amerikanischen Sprachen (polysynthetische) vereinigen ganz gewöhnlich eine grofse Anzahl von selbständigen Wörtern, obwohl nicht ohne Verstümmelung, in ein Wortganzes; z. B. im Sahaptin *hi-tau-tuala-wihnan-kau-na* er reist in einer regnichten Nacht vorbei: *hi* er, *tau* bezieht sich auf etwas, das in der Nacht, *tuala* auf etwas, das im Regen gethan wird; *wihnan* von *wihnata* zu Fufse reisen; *kau* von *kokauna* vorbeiziehen; *na* bezeichnet den Aorist und die Richtung vom Sprechenden her. Im Dakota bezeichnet *ba* als Präfix des Verbums oder Adjectivums, dafs die betreffende Handlung durch Schneiden, *bo*, dafs sie durch Schiefsen oder Blasen, *ka*, dafs sie durch Hauen, *na*, dafs sie durch Druck oder mit dem Fufse, *pa*, dafs sie durch Stofsen, *ya*, dafs sie mit dem Munde

geschieht. In ähnlicher Weise pflegen die sogenannten agglutinirenden Sprachen, zu denen namentlich die tatarischen, türkischen und finnischen Idiome gehören, die Beziehungen der Hauptvorstellung auf die zu ihr gehörigen Nebenvorstellungen und manche ihrer näheren Bestimmungen selbst dadurch auszudrücken, dafs relativ selbständige Wörter der im Allgemeinen unverändert bleibenden Wurzel des Wortes, das die Hauptvorstellung im Satze bezeichnet, angefügt oder einverleibt werden, so dafs aus vielen Wörtern zusammengeschobene Wortganze entstehen, welche die Bezeichnungen der Beziehungen der Hauptvorstellung in sich aufnehmen. So hat z. B. das Magyarische 20 Postpositionen, die mit dem Hauptworte zusammengezogen werden (um unsere Casus und Präpositionen auszudrücken); aus *sev-mek*, lieben, läfst sich im Türkischen bilden: *sev-dir-isch-e-me-mek* sich gegenseitig zu lieben nicht nöthigen können; *dir* gibt dem Worte transitive, *isch* reciproke, *me* negative Bedeutung, *e* bezeichnet das Unmögliche. Die Eigenthümlichkeit einer jeden Sprache der polysynthetischen und der agglutinirenden Art hängt hauptsächlich davon ab, was für Nebenvorstellungen, und wie viele derselben in die Hauptvorstellung durch Vereinigung der Nebenwörter mit den Hauptwörtern aufgenommen werden, was für Beziehungen der Nebenvorstellungen auf die Hauptvorstellung in die letzteren aufgenommen werden durch Vereinigung von Beziehungswörtern mit dem Hauptworte, durch welche besondere Mittel diese Aufnahme geschieht (Präfigirung, Infigirung, Suffigirung, Lautumformung), endlich welche Nebenvorstellungen und Beziehungen ganz unbezeichnet bleiben.

Zweitens: Werden die Beziehungen des Handelns und Geschehens auf Personen, Dinge, Zeit, Ort, Modalität, und die der Personen und Dinge auf andere Personen und Dinge durch innere Umgestaltung des Wortes selbst bezeichnet, dem sie anhaften, bezeichnet durch Laute, die für sich genommen keinen selbständigen Sinn haben, und ohne dafs die Nebenvorstellung, auf welche die Hauptvorstellung bezogen wird, durch Vereinigung des Nebenwortes mit dem Hauptworte dieser selbst als Theil einverleibt wird, so ist die betreffende Sprache eine flectirende: z. B. *amabis* lieben, mit Beziehung auf die 2. Pers. als Subject der Handlung und auf die zukünftige Zeit.

So finden wir also bei Waitz wiederum die von Pott hervorgehobenen vier Classen der einsylbigen, agglutinirenden, polysynthetischen oder einverleibenden und der flectirenden Sprachen. Kaum gemacht aber, werden diese auch schon wieder von ihm in einander gemischt. Er fährt fort (S. 275): „Das Princip, alle Beziehungen einer Hauptvorstellung auf die mit ihr zu verbindenden Nebenvorstellungen möglichst durch innere Umgestaltung des Hauptwortes selbst zu bezeichnen, kann natürlich in jeder einzelnen Sprache mehr oder minder consequent durchgeführt sein, und es können dabei mehrere oder wenigere auf die Hauptvorstellung bezogene Nebenvorstellungen mit jener in ein Wortganzes vereinigt werden, wodurch eine unübersehbare Menge von Sprachen möglich wird, die eine gewisse mittlere Stellung zwischen den flectirenden, agglutinirenden und polysynthetischen (einverleibenden) einnehmen. So haben z. B. viele der amerikanischen Sprachen eine Menge von Temporibus und Modis (z. B. das Selisch ein doppeltes Futurum: ich werde und ich will, einen Optativ, Potential (ich sollte), einen reflexiven, einen reciproken Modus, einen Modus des Zweckes (ich gehe um zu —) u. s. f.“ *). Schliefslich läugnet Waitz sogar die Möglichkeit einer logisch consequenten Flexion. Denn, sagt er (S. 276): „Wo die Flexion vollkommen rein und als ein einziges Princip durchgeführt wäre, da würde durch die innere Umgestaltung des Wortes nur die Beziehung der Hauptvorstellung zu ihren Nebenvorstellungen bezeichnet werden, ohne dafs dabei jemals die Nebenvorstellung (das Bezogene) selbst zugleich in die erstere aufgenommen würde; denn der Grundgedanke, auf welchem die Flexion beruht, ist dieser, dafs Haupt- und Nebenvorstellung gegen einander selbständig, getrennt bleiben, dafs sie nie in ein Wortganzes zusammengehen — eine Scheidung, deren volle Durchführung freilich bei genauer Betrachtung auf viele logische Schwierigkeiten stöfst; denn auch blofse Beziehungen, die einer Hauptvorstellung anhaften, sind zuletzt doch selbst wieder eine Art von Nebenvorstellungen, die als nähere Bestimmungen zu ihr hinzutreten.“ Also obwohl man theoretisch

*) Offenbar würden die Lobredner der türkisch-tatarischen Agglutination in der amerikanischen Agglutination oder Einverleibung einen noch reicheren Gegenstand ihrer Lobreden finden.

sich gewisse Sprachtypen zeichnen kann, so lassen sich doch die Sprachen nicht danach eintheilen, da in allen, oder doch den meisten, mehrere jener theoretischen Typen verwirklicht sind. Die Flexion zumal ist schon wegen der vielen logischen Schwierigkeiten gar nicht durchführbar.

Nun aber die Frage: Was liegt denn daran, ob eine Sprache so oder so beschaffen ist, wenn die Rede nur verständlich ist? Waitz meint in der vorstehend ausführlich mitgetheilten Darlegung seiner Ansicht zugleich gezeigt zu haben, „wie tief der Typus des Sprachbaues in die Gestaltung der Vorstellungswelt eingreift; denn es wird jetzt ersichtlich sein, wie die Gliederung der letzteren von der Gliederung des ersteren durchgängig abhängt. Die ganz asynthetischen einsylbigen Sprachen überlassen unsere Vorstellungsmassen fast ganz sich selbst, geben fast gar keine Anleitung zu einer Gliederung derselben, lassen unsere Einzelvorstellungen, die den Einzelwörtern entsprechen, in beziehungsloser Selbständigkeit neben einander stehen, führen den Redenden nicht zur Zergliederung derselben hin und begnügen sich damit, nur einige grobe Unterschiede von Haupt- und Nebenvorstellungen ihm zu verdeutlichen. Im Gegensatze hierzu nöthigen die polysynthetischen Sprachen jedes Gedankenganze möglichst als Ganzes zu fassen, die Nebenvorstellungen mit der Hauptvorstellung möglichst innig zu vereinigen, gleichsam wie mit einem Blicke die ganze Situation zu überschauen, um deren sprachliche Darstellung es sich handelt, nicht stückweise und successiv erst die näheren Bestimmungen zur Hauptsache in unserm Denken hinzutreten zu lassen: sie hindern die Zergliederung des Gedachten in noch viel höherem Grade als die ersteren, wie z. B. besonders daraus deutlich wird, daſs in manchen dieser Sprachen Substantive wie „Hand, Vater, Sohn“, u. dergl. abgesondert gar nicht vorkommen, sondern immer nur in Verbindung mit einem possessiven Pronomen. Es ist für die Gliederung unserer Vorstellungsmassen von der eingreifendsten Bedeutung, wie viele und welche Nebenvorstellungen die Sprache uns anleitet mit der Hauptvorstellung, auf die sie sich beziehen, als integrirende Theile zu verbinden, in sie selbst aufzunehmen, oder sie ihr als relativ selbständige Glieder anzufügen, oder sie ihr endlich als gleich selbständige Vorstellungen zu coordiniren; es ist von

nicht minder wichtigen Folgen für sie, ob die Sprache uns gewöhnt, die Beziehungen, in welche die Haupt- und Nebenvorstellungen zu einander im Satze treten sollen, selbst zu suchen, ob sie dieselben durch besondere Wörter (Formwörter) als relativ selbständige Einzelvorstellungen auffassen lehrt, die von den bezogenen Vorstellungen trennbar sind, ob sie dieselben, wie bei der Flexion, dem Bezogenen selbst als von ihm untrennbar und für sich allein gar nicht darstellbar anhaften läſst, ob sie dies an allen Beziehungen durchführt oder nur an gewissen Arten derselben und an welchen, ob sie dies im Einzelnen mit gröſserer oder geringerer Consequenz durchsetzt; denn was die Sprache uns zu einer Lauteinheit verbunden gibt, das fassen wir vorstellend zusammen, und wir fassen es so zusammen wie sie es verbunden gibt, was sie getrennt darstellt, das fassen wir als getrennt, als relativ selbständig auf."

Gesetzt, diese verschiedenen Folgen seien dem Leser ersichtlich, so frage ich: und was liegt an der Verschiedenheit dieser Folgen? Was liegt an den Unterschieden in „diesen elementaren Gewohnheiten im Verbinden und Beziehen der Einzelvorstellungen auf einander"? Was liegt daran, ob ich gewöhnt bin, die Beziehungen zwischen den Vorstellungen selbst zu suchen, oder ob mir die Sprache sie ausdrückt und gibt? und wenn letzteres, ob sie es durch ein Formwort oder einen Wortwandel thut? Ist der wesentliche Erfolg nicht immer derselbe? nicht der gleich werthvolle? Aber auch die Folgen an sich scheinen kaum verschieden. Wenn von den amerikanischen Wort-Ungeheuern gesagt wird, daſs sie uns die Situation in einem Blicke überschauen lassen, ist das nicht Täuschung? Werden denn jene Wörter mit einem Mund-Aufthun gesprochen? Das Wort aus dem Sahaptin, das oben angeführt ist, besteht aus acht Sylben, die eine nach der anderen dem Hörenden zugemessen werden; rechnen wir in der deutschen Uebersetzung „einer" als einsylbig und „regnichten" als zweisylbig, so haben auch wir nur acht Sylben. Zählt man die abgetheilten Wurzeln, die in diesem Worte enthalten sind, und deren jeder ein Act der Vorstellung entspricht, so sind es sechs; man übersetze: „er reist bei regnichter Nacht vorbei", so haben wir auch nur sechs Wörter. Wenn der Deutsche sagt: „Ich werde lieben", wird er dann weniger als der Römer,

der *amabo* sagte, das Subject mit der Thätigkeit und diese mit der Zukunft zusammenfassen? Wenn man die Sprache an sich, als ein gewisses geistiges Erzeugniſs, betrachtet, so mag sie immerhin um so vollkommener sein, je vollständiger und sicherer sie alles bezeichnet. Nicht bloſs aber würden die Mittel, deren sie sich bedient, völlig gleichgültig sein, sondern sie würde auch immer, mag sie vollkommen oder unvollkommen sein, durchaus denselben Erfolg haben.

Doch es wäre Spielerei, wollte ich in diesem Tone fortfahren. Nöthiger wird es sein, ausdrücklich dem Miſsverständniſs vorzubeugen, als meinte ich, die Auffassung von Waitz sei zwar tief, übrigens aber völlig verfehlt und haltlos. Ich erkläre also im Gegentheil, daſs ich der Ansicht bin, Waitz habe vollkommen Recht, den tiefsten Einfluſs der verschiedenen Sprachtypen auf die Gestaltung des Denkens anzunehmen: nur bewiesen und wahrhaft dargelegt hat er ihn nicht. Es versteht sich zwar von selbst, daſs der Ort, wo Waitz diesen Gegenstand behandelt, nicht gestattete, eine ausgeführte Sprachtheorie, wie den Zusammenhang zwischen Denken und Gedachtem und Sprechen darzulegen; aber alles was er gesagt hat, läſst natürlich eine Theorie durchschimmern, auf welche seine Ansicht gebaut ist. Dies ist nun aber leider eine ganz falsche Theorie. Daſs seine Anschauung von den Sprach-Typen weder lebendig und scharf, noch ganz richtig ist, kann nicht ihm angerechnet werden, ist Schuld der Sprachforscher; daſs er aber den Sprachforschern nicht mit besserer psychologischer Theorie zu Hülfe kommt, ist sein Mangel. Wie sie, hat auch er nur eine logische Betrachtung der Sprache. Er weiſs, daſs die Sprache die Anschauung zergliedern muſs; aber er thut, als gäbe es eine objective Zergliederung derselben in bestimmte feststehende Elemente: Hauptvorstellung und Nebenvorstellungen und zwischen ihnen eine bestimmte, feste Anzahl von Beziehungen, und als käme es nun bloſs darauf an, wie diese objectiven Elemente und Beziehungen lautlich ausgedrückt werden, ob so oder so, ob überhaupt ausgesagt oder nicht, ob also der Hörende sie empfängt oder bloſs ergänzt. Indem nun Waitz so nur logische Elemente kennt, die für die Sprache nur Material, Stoff der Darstellung sind, so entgeht ihm, wie den Grammatikern, völlig das formale Element der Sprache,

ihre rein synthetische Wirksamkeit. Wie er nur an die Elemente der zergliederten Anschauung denkt und über die Thätigkeit der Zergliederung selbst hinwegspringt, so denkt er nur an die Beziehungen und nicht an die Thätigkeit des Beziehens. Auch er weiſs nur vom Gedanken und seinen Elementen und der äuſseren Lautform der Sprachen und weiſs nichts von einer inneren Sprachform. Daher läſst er sich auch die Unfolgerichtigkeit gefallen, einerseits als Axiom hinzustellen, daſs wir vorstellend so zusammenfassen und trennen, wie es die Sprache in ihren Lauteinheiten und ihren Trennungen vorzeichnet, und daſs er doch andererseits meint, der Mensch denke hinzu, was ihm die Sprache nicht ausdrückt. Kann aber der Hörende hinzuthun, was die Sprache nicht darbietet, so kann er auch trennen, was sie zusammenfaſst, und zusammenfassen, was sie trennt.

Wilhelm von Humboldt.

Was Wilhelm's v. Humboldt Denkweise, sein Betrachten und sein Wollen, am bestimmtesten bezeichnet, ist die Richtung auf die Einzeleigenthümlichkeit. Darum hält er streng darauf, daſs das Gesetz des Staates nicht unbefugt in die Freiheit des Einzelnen eingreife und die Ausbildung der Eigenthümlichkeit desselben nicht hindere. Er bekämpft die Gesetze, welche zur Hebung der Sittlichkeit gegeben werden; er bekämpft die gemeinschaftliche Erziehung der Kinder durch den Staat; er haſst die Uniformirung der Geister. In der Gesellschaft, in der Geschichte, in der Kunst sind es die eigenthümlichen, charaktervollen Gestalten, welche er aufsucht. Er glaubt nur dann das Leben vollkommen zu genieſsen, wenn er die Darstellung des menschlichen Wesens in der gröſsten Mannigfaltigkeit seiner möglichen Formen lebendig anschaut. Weil „wir mit unserer unmittelbaren Erfahrung nur eine so kleine Spanne des Raums und der Zeit umfassen“, so sucht er durch Reisen und Geschichtsforschung „das Bild des Menschen“ zu ergänzen (Briefe aus Spanien). Er liebt vorzugsweise die Griechen, das Volk der schönen Individualität. Er betrachtet aber überhaupt die Geschichte am liebsten von der Seite der durch die Natur erzeugten Trennung des Menschengeschlechts in Völ-

ker und Stämme, welche er als einheitliche Individuen auffaſst. „Da nun der Unterschied der Nationen sich am bestimmtesten und reinsten in ihren Sprachen ausdrückt“ (Ankündigung einer Schrift über die vaskische Sprache und Nation im Königsberger Archiv für Philosophie, Theologie, Sprachwissenschaft u. s. w. 1812 und in Fr. Schlegels Deutschem Museum, Band II.), so wird er zur Sprachforschung geführt, und immer ist er bemüht, „jede einzelne Sprache als den individuell bestimmten Ausdruck einer gewissen nationellen Charakterform zu erkennen“ (das.).

Der Gegenstand seines groſsen, letzten Werkes ist die Kawi-Sprache, ein längst ausgestorbener Dialekt auf der Insel Java, in welchem uns ein weder umfangreiches, noch poetisch bedeutendes Fragment eines Gedichts überliefert ist. Diese individuelle Sprachform nimmt den Vordergrund des groſsartigsten Gemäldes ein. Zunächst um sie lagern Tochter und Geschwister; mehr im Hintergrunde schaaren sich alle Verwandte des Stammes; in der Ferne sieht man alle Völkergruppen der Erde; die Kawi in der Mitte des Ganzen weist aber besonders auf das Sanskrit-Volk hin, von dem sie viele Reichthümer und höhere Bildung gewonnen hat; die Idee endlich breitet sich als Himmel über das Ganze — die Individualität ist es, welche Humboldt vergöttert.

Wenn wir oben (S. 4) es Friedrich Schlegel als Ruhm anrechneten, zuerst öffentlich ausgesprochen zu haben, daſs die Sprache ein Organismus sei, so muſsten wir diesen Ruhm in doppelter Weise beschränken. Erstlich hielt Schlegel nur einige Sprachen für organisch, nicht alle; er erkannte also nicht das organische Wesen der Sprache überhaupt, als dieser bestimmten Thätigkeitsform des Geistes; und zweitens hatte er den Begriff des Organischen so unklar erfaſst und ihn so unklar auf die Thatsachen übertragen, daſs hiermit garnichts oder wenig gewonnen war. Drittens aber hatte Humboldt schon etwa ein Jahrzehnt früher den Gedanken, daſs die Sprache organisch ist, in viel gröſserer Klarheit und viel fruchtbarerer Form gefaſst. Er schrieb nämlich am 14. September 1795 an Schiller (Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt S. 200) „die Sprache ist ein organisches Ganzes“. Dies hat mit Schlegels wirrer Vorstellung von einem Wachsen aus den Wur-

zeln nichts gemein. Schon in dieser ersten Aeufserung Humboldts über die Sprache ist „organisch“ ein blofses Epitheton ornans; das Gewicht fällt auf „Ganzes“. Noch bedeutsamer aber ist, dafs Humboldt den angeführten Gedanken nur als secundär hinstellt und auf das Primäre hinweist, indem er sagt: „Nicht blofs, dafs die Sprache selbst ein organisches Ganzes ist, so hängt sie auch mit der Individualität derer, die sie sprechen, so genau zusammen, dafs dieser Zusammenhang schlechterdings nicht vernachlässigt werden darf.“ Der Gedanke des Organismus wird also sogleich durch den tieferen der Individualität der Sprache gestützt. Der letztere ist von vornherein in Humboldts Sprachbetrachtung das Treibende (vergl. auch a. a. O. S. 305).

Der Geist des Menschen beruhigt sich aber bei der Auffassung der Einzelnen nicht; er stellt den Einzelnen ihren Gegensatz, das Allgemeine, gegenüber. Dieses konnte bei Humboldt, da er nie von den Einzelheiten absah, nur in der Gesammtheit der zu vielen kleineren und gröfseren Kreisen und endlich zu einem einheitlichen Kreise gruppirten Individuen bestehen (vergl. Schlufs der Abhandl. über das vergleichende Sprachstudium und Einl. in die Kawi-Spr. S. XXX. XXXI); das Allgemeine ist die „Totalität“. — Doch diese Anschauung konnte noch nicht genügen. Das Allgemeine will Einheit sein, und hier sind wir aus der Verschiedenheit der Einzelnen noch nicht heraus. Es war ferner zu begreifen, wie eine solche Gruppirung der Einzelnen, der geistigen sich von einander abstofsenden Atome, möglich und nothwendig sei. Dies folgt, sagt Humboldt, aus dem Begriffe der Individualität selbst; denn diese „ist überhaupt nur eine Erscheinung bedingten Daseins geistiger Wesen“ (S. XLVI). Die Individuen sind geistige Wesen von bedingtem Dasein; es sind „die äufseren Erscheinungen“ der „einzelnen Entfaltungen“ des allgemeinen „Lebensprincips“ (S. XXIV). Die Individualitäten fügen sich also deswegen in ein Ganzes und stellen sich zu Kreisen zusammen, weil sie in einem über sie hinaus liegenden Punkte zusammenfallen und vollkommen identisch werden. Es sind Radien aus demselben Centrum. — Aber dieser Mittelpunkt, dieses Lebensprincip, diese „selbständige und ursprüngliche, nicht selbst wieder bedingt und vorübergehend erscheinende Ursach“

ist uns in ihrem Wesen gänzlich unbekannt. Wie wissen wir denn also überhaupt von ihr? „Das Ahnen einer Totalität und das Streben danach ist unmittelbar mit dem Gefühle der Individualität gegeben und verstärkt sich in demselben Grade, als das letztere geschärft wird“ (S. XLVI). In Humboldt nun, der um sich nichts als Individualitäten sah, nichts höher hielt als die Bildung seiner eigenen Individualität, mufste dieses Gefühl aufserordentlich scharf sein, und darum eben so mächtig „jenes Streben“ und jene „unauslöschliche Sehnsucht“ — nach der unbekannten Einheit und nicht selbst erscheinenden Ursache der Individuen, von welcher Einheit und Ursache uns nur jene Sehnsucht erst „die Ueberzeugung gibt“ (das.). Je mehr Humboldt in dem ersten Theile seines Lebens seinen Drang nach Individualität, sie zu erkennen und zu bilden, befriedigt hatte, desto mehr mufste im andern Theile des Lebens jene Sehnsucht nach der unbekannten Totalität wachsen, und in dieser späteren Zeit mochte er fast lieber als unter den griechischen Göttergestalten in der indischen unendlichen Unbestimmtheit schwelgen. Aber auch diese Seite Humboldts führte zur Sprachwissenschaft, wie die Liebe zu den Individualitäten es gethan hatte. Denn wenn die Sprache das Gepräge des individuellen Volksgeistes trägt, so trägt sie es gerade darum, weil sie über die Geschiedenheit der Individuen übergreift; und so ist sie die „leuchtendste Spur und der sicherste Beweis, dafs der Mensch nicht eine an sich abgesonderte Individualität besitzt, dafs Ich und Du nicht blofs sich wechselseitig fordernde, sondern wahrhaft identische Begriffe sind“ (Ankündigung u. s. w.).

Diese Anschauungsweise Humboldts ist nun offenbar dualistisch. Er weifs wohl, dafs Individualität „Beschränkung“ ist, „da jede Eigenthümlichkeit dies nur durch ein vorherrschendes und daher ausschliefsendes Princip zu sein vermag“ (S. XXX). Aber „die Ausschliefsung kann dergestalt von einem Princip der Totalität geleitet werden, dafs mehrere solche Eigenthümlichkeiten sich wieder in ein Ganzes zusammenfügen“ (das.). Er erkennt nun auch ferner: „Hierauf beruht in ihren innersten Gründen jede höhere Menschenverbindung in Freundschaft, Liebe oder grofsartigem, dem Wohle des Vaterlandes und der Menschheit gewidmetem Zusammenstreben“;

aber die einheitliche Allgemeinheit findet er nicht in den Einzelnen, sondern sie soll als unsichtbare Ursache jener Zusammenfügung der Einzelnen jenseits derselben liegen. Zu tief schauend, um die Totalität in der bloſsen empirischen Allheit zu finden, durchdrang Humboldt doch das Wesen der Einzelheit nicht in der Weise, um in ihr die concrete Allgemeinheit zu erkennen. So sind die Einzelnen und das Allgemeine oder die Totalität durchaus von einander geschieden. Letzteres ist eine uns ewig verborgene Macht, von der wir, als Einzelne, überhaupt nur Kunde haben, insofern wir eine Sehnsucht, ein Streben nach ihr fühlen — eine Sehnsucht, welche nie befriedigt wird, ein Streben, welches nie das Ziel erreicht. Allgemeines und Einzelnes sind wesentlich verschieden, entgegengesetzt, d. h. bei Humboldt: jenes ist das Wesen, dieses bloſse Erscheinung, jenes die Ursache, dieses die Wirkung; zwischen beide aber setzt Humboldt eine für uns unausfüllbare Kluft. Das Wesen und die Ursache werden in eine unnahbare Ferne versetzt und dadurch nicht bloſs sie selbst unserer Betrachtung entzogen; sondern, da sie das Licht der Erscheinung und der Wirkung sind, so werden mit der Entfernung jenes Lichts auch diese dunkel. Der Dualismus, das Erzeugniſs eines dunklen Dranges, ist die von uns selbst erzeugte, alles verdunkelnde Dunkelheit. Ursache ist, was eine Wirkung hat; Wirkung, was eine Ursache hat. Wesen ist, was erscheint; Erscheinung ist Offenbarung eines Wesens. Was kann also ein Wesen sein, welches nicht erscheint? eine Ursache, die nicht in ihrer Wirkung liegt? Sie hören auf Wesen und Ursache zu sein, und also hören auch Wirkung und Erscheinung auf dies zu sein. Es wird alles zu nichts, alles dunkel. So geräth Humboldt aus der klarsten Verständigkeit und der lebendigsten Anschauung wirklicher Gestaltungen in gestaltlosen Mysticismus, der sich sogar in sehr bemerklicher Weise im Style durch den häufigen Gebrauch abstracter Wörter für concrete Wesen und Verhältnisse kund gibt.

In demselben Verhältniſs, wie der Einzelne zur Totalität des menschlichen Wesens, steht auch die einzelne Thätigkeit zum ganzen Subject, welches gegen jene das Allgemeine ist; und derselbe Dualismus und Mysticismus, welcher sich in Humboldts Bestimmung jenes Verhältnisses zeigt, findet sich

auch hier (S. CCXXIII): „Der Mensch stellt sich der Welt immer in Einheit gegenüber. Es ist immer dieselbe Richtung, dasselbe Ziel, dasselbe Maafs der Bewegung, in welchen er die Gegenstände erfafst und behandelt. Auf dieser Einheit beruht seine Individualität. Es liegt aber in dieser Einheit ein Zwiefaches“ (also ein Dualismus!), „obgleich wieder einander Bestimmendes, nämlich die Beschaffenheit der wirkenden Kraft und die ihrer Thätigkeit, wie sich in der Körperwelt der sich bewegende Körper von dem Impulse unterscheidet, welcher die Heftigkeit, Schnelligkeit und Dauer seiner Bewegung bestimmt. Das Erstere“ (d. h. den sich bewegenden Körper und die ihm parallel gestellte geistige Thätigkeit) „haben wir im Sinn, wenn wir einer Nation mehr lebendige Anschaulichkeit und schöpferische Einbildungskraft, mehr Neigung zu abgezogenen Ideen, oder eine bestimmtere praktische Richtung zuschreiben; das Letztere“ (d. h. den Impuls und die wirkende Kraft), „wenn wir eine vor der andern heftig, veränderlich, schneller in ihrem Ideengange, beharrender in ihren Empfindungen nennen. In Beidem“ (d. h. indem wir dieses Zwiefache annehmen) „unterscheiden wir also das Sein von dem Wirken, und stellen das erstere, als unsichtbare Ursach, dem in die Erscheinung tretenden Denken, Empfinden und Handeln gegenüber.“ Wenn aber hier und S. XVIII Humboldt den Geist ein Sein nennt, so mufs man daran denken, dafs „sich das Dasein des Geistes nur in Thätigkeit und als solche denken läfst“ (S. LVII), dafs „das geistige Vermögen sein Dasein allein in seiner Thätigkeit hat“ (S. CVII). Demgemäfs stellt auch Humboldt in der obigen Stelle den Geist nicht einem bewegenden, anstofsenden Körper gleich, sondern nur dem Anstofse, dem Impulse, also einer blofsen Thätigkeit. Der Geist nach Humboldts Ansicht ist Kraft ohne Substrat, reine Thätigkeit, darum eben keine wirkliche bestimmte Thätigkeit, sondern nur Anstofsen zur Thätigkeit, Erzeugen einer erscheinenden Bewegung, Impuls. Dieser ist das innere, unsichtbare Sein. „Sein“, dieser allerunbestimmteste Ausdruck, oder Ausdruck der Unbestimmtheit, war der einzig passende Name jener reinen Thätigkeit, welche eben darum, dafs sie so durchaus rein ist, zu einem Fertigen, Ruhenden erstarrt und dem bestimmten Wirken, der Erscheinung, gegenübertritt. In-

dem der Geist so als reines Licht ohne Schatten und Farbe aufgefaſst wird, ist er vollständiges Dunkel. Damit wird aber zugleich den wirklichen geistigen Bewegungen ihre Ursache entrückt, und so werden sie in ihrem wahrhaften Grunde unerkennbar. Auf jener Seite bloſses Licht, auf dieser bloſser Schatten — auf beiden gleiche Unerkennbarkeit.

Man verstehe mich recht. Erstlich: Nicht das nennen wir Dualismus, wenn alle Völker neben und auſser der irdischen Welt eine Götterwelt annehmen; auch nicht, und am allerwenigsten, wenn man an einen persönlichen, allmächtigen Gott glaubt, der alles Dasein erschaffen hat: nicht das ist Dualismus. Aber wohl ist er es, wenn man das Verhältniſs des Absoluten, des Unendlichen und Ewigen, zum endlichen Dasein in Form eines Gegensatzes auffaſst, und die Glieder aus einander hält, die doch, gerade weil sie entgegengesetzt sind, einander zustreben. Der unendliche Schöpfer und das endliche Geschöpf ist kein Dualismus. Es ist, wie Lotze irgendwo schön zeigt, Hegelsche Sophistik, wenn gesagt wird, das Unendliche, weil es am Endlichen seine Grenze habe, sei nicht unendlich; denn das Endliche ist eben nichts vor und auſser dem Unendlichen. Sie bilden auch keinen Gegensatz zu einander derartig, daſs eins auf das andere durch sein eigenes Wesen hinwiese, jedes das andere voraussetzte, von ihm abhängig wäre. Der Schöpfer ist nicht abhängig vom Geschöpf, es sei denn im Wortspiel. Solche gegenseitige Abhängigkeit aber liegt ausgesprochen in der Form des Gegensatzes, wie Ursach und Wirkung, Wesen und Offenbarung, Kraft und Thätigkeit, Bewegung und Impuls, Totalität und Einzelner. Hier hat jedes Glied sein Wesen im andern, und doch werden sie gewaltsam auseinander gehalten. Das ist das widerspruchsvolle Thun des Dualismus, der darum in diesen Widerspruch geräth, weil er das Unendliche in die Gegensätze des endlichen Daseins hereinzieht. — Zweitens: Ich wollte nicht beweisen, daſs in Humboldts Anschauung alles dunkel sei; er selbst spricht in weit gehäuftern Ausdrücken die Dunkelheit aus, welche über das Wesen der Dinge verbreitet sei. Ich wollte nur erklären, woher das Dunkel in seiner Anschauung komme, und strebte zu zeigen, wie es aus seiner innersten Eigenthümlichkeit stamme. Hiermit ist mein Thun vielmehr Aufhellen. Sein

aufserordentlicher Verstand, der sich in der schärfsten Auffassung individueller Gestalten bethätigte, erweckte gerade die tiefe Sehnsucht nach etwas Höherem, als das Einzelne ist. Wenn Humboldts Gemüth dieses Höhere aufserhalb der Einzelnen suchte, wenn dieses also ein Jenseits schuf, so that der Verstand dagegen so wenig Einspruch, dafs er sogar diesen Dualismus durch alle besonderen Kategorien durchzuführen suchte; denn seine Thätigkeit erzeugt jene Scheidungen eben so sehr, wie das Gemüth, er bestärkt nur das letztere in seinem Streben nach dem unerreichbaren Jenseits. Wenn der Verstand Humboldt zum schärfsten Denker und zum eisigsten Diplomaten machte, das Gemüth sich dagegen in seiner Sehnsucht bis zum poetischen Feuer erglühete, so sind das so wenig widersprechende Erscheinungen, dafs sie sich vielmehr gegenseitig bedingen und zu gleichem Ergebnisse gelangen: zur gleichen Unbestimmtheit und Dunkelheit.

Dabei ist nicht zu verkennen, dafs diese Natur Humboldts in der kantischen Philosophie eine ihr gänzlich entsprechende geistige Richtung vorfand. Auch hier Dualismus, starres Auseinanderhalten der einander entgegengesetzten Reflexionsbestimmungen, auch hier das im Ding-an-sich erzeugte und festgehaltene Dunkel.

Und durch all dies Dunkel bricht Humboldts Genie hervor.

Das Genie ist die wahre Auflösung des Widerspruchs zwischen dem Einzelnen und dem Allgemeinen; es ist das Einzelne, welches in sich selbst das Allgemeine ist; es ist die einzelne Persönlichkeit mit dem unendlichen Selbstbewufstsein. Und Humboldt war ein Genie und trug darum unbewufst in sich selbst die Auflösung jener Widersprüche, und war an sich selbst die Sonne, welche die Nebel zertheilte. Und wie er seine geniale Individualität fühlte, so betrachtete er auch alle Individualitäten als Einheit des Allgemeinen und Besondern, als besondere Darstellung des Allgemeinen. Aber was sein Genie in solcher Weise durch unmittelbare Anschauung des allgemeinen Wesens und durch historische Erforschung der einzelnen Sprachen fand, das wurde sogleich von seinem reflectirenden Verstande wieder zerstört. Humboldts Genie begriff sich selbst nicht und, unbewufst übergreifend über die Schranken des Verstandes und des Gemüthes, liefs es in die-

ser Bewufstlosigkeit diese Schranken bestehen. Sollten nun die Ergebnisse der unmittelbaren Thätigkeit des Genies in das Selbstbewufstsein erhoben, also theoretisch vermittelt werden, so stand der Verstand ungeschwächt da, um die Erfüllung dessen, was das Genie forderte, für unmöglich zu erklären. Wenn nämlich das Genie diese Forderungen nur stellte, weil es dieselben wesentlich schon geleistet hatte, so hielt der Verstand diese Leistungen für unmöglich, weil er dieselben, obgleich sie schon vorlagen, nicht begriff. Dieser Widerspruch zwischen — wie wir von nun an kurz sagen wollen — Empirie und Theorie oder Genie und Verstand zeigt sich in jedem Punkte, den Humboldt bespricht, und drängt sich oft in einem und demselben Satze zusammen. Ein solcher Satz mag ästhetisch schön geformt sein; logisch ist er falsch gegliedert und darum auch, rein an und für sich genommen, vollkommen unverständlich. Das Verständnifs Humboldts schliefst darum zugleich die Kritik desselben in sich. Denn ein solcher Satz wird eben nur dann verstanden, wenn man erkennt, was in demselben die Theorie, und was die Empirie hat sagen wollen, wirklich aber keine gesagt hat, weil jede die andere am Reden verhinderte (vergl. meine Abhandlung: Der Ursprung der Sprache S. 113 ff.).

Die Schwierigkeit des Verständnisses wird nun aber bis zur vollständigen Unauflösbarkeit an den Stellen gesteigert, wo der Mysticismus erscheint. So wenig derselbe überhaupt durch Humboldts scharfen Verstand hat verdrängt werden können, so wenig kann die ihm inwohnende Dunkelheit in der Darstellung durch die Klarheit des Verstandes erhellt werden. Denn dieser ist selbst, wie wir oben gesehen haben, in dem Mysticismus untergegangen. Er befördert aber auch noch obenein die Unklarheit durch seine eigene Weise. Die kräftige Persönlichkeit nämlich, im Gefühle ihrer Freiheit und ihres idealen Strebens, nicht gesonnen, ohne Grund ihre Selbstherrschaft sich verkürzen zu lassen, ist immer kritisch. Das war auch Humboldt, schon durch seine Natur. Er wurde aber darin noch bestärkt durch die kantische Philosophie; denn sie war Kritik, nicht System. In seiner verständigen Reflexion aber, die Individualität dem Allgemeinen abstract gegenüberstellend, kann Humboldt sein wahres Wesen nicht begreifen und schwächt

es dadurch doppelt, indem er einerseits die Würde der Individualität herabdrückt, andererseits ihre Freiheit zur Willkür umschlagen läfst. Die Individualität aufserhalb des Allgemeinen hat keine Würde und keine Freiheit. Humboldts schroffe Abneigung also gegen jedes System folgt eben so sehr aus der, wie er glaubt, der Individualität zukommenden Demuth, die etwas absolut Geltendes — das System aber will absolut gelten — aufzustellen nicht wagen darf, als aus dem absoluten Werthe der Persönlichkeit, die nie unterdrückt werden darf — das System aber will sich alle Einzelnen unterwerfen. Humboldt konnte sich folgerechter Weise auch nicht einmal einem eigenen System unterwerfen wollen. Hierzu bewog ihn aber nicht blofs die Rücksicht auf die Hoheit, sondern zugleich auf die Schwäche der Persönlichkeit, welche das wahre System nicht zu schaffen vermöge. Das System schien ihm somit unerreichbar; er hatte es also nicht überwunden, sondern blieb ihm unterworfen. Um nur nicht in die Irrthümer eines falschen Systems zu verfallen, floh er die Systematik überhaupt. Ein möglicher, häufig vorkommender und der Wahrheitsliebe wie der freien Forschung höchst schädlicher Fehler des Systems ist die dogmatische Starrheit seiner Sätze. Dies war auch besonders ein Grund, dessen wegen Humboldt die Systematik verurtheilte. Weil er aber diese floh, statt im System und systematisch den Dogmatismus zu besiegen, so verfiel er demselben erst recht. Jene Starrheit der Axiome war weder von der kantischen Philosophie überwunden, die selbst in Dogmatismus endet, noch auch von Humboldt, dessen Erfahrungen und Anschauungen, so genial sie sind, doch nur dogmatisch ausgesprochen werden. Er stellt seine Sätze vereinzelt hin, nimmt sie wohl gegen Zweifel in Schutz, aber begründet nichts; er entwickelt nichts. Denn Begründung und Entwickelung erzeugt Zusammenhang, System, und das will er nicht. Entwickelung ist die einzige Rettung vor dem Dogmatismus; denn sie ist fortschreitender Zusammenhang oder Zusammenhang bewahrender Fortschritt. Weil zusammenhängend, ist sie System, weil aber fortschreitend, ist sie nicht dogmatisch, ist sie flüssig; und so ist sie wahre Systematik. In Humboldt ist System; aber ein zerschlagenes. Denn es sind zwei Systeme in ihm, die sich einander zerstören. Die Stücke eines Systems

aber sind, weil aus der zusammenhängenden Bewegung herausgerissen, dogmatische Axiome. So trägt nun Humboldt den Fehler des Systems in sich selbst; was kann ihm also die Flucht vor dem System anderes zu Wege bringen, als daſs sie in ihm gerade das Bewuſstsein, demselben verfallen zu sein, beständig rege hält und zur wirklichen Angst steigert. Selbstvergessen läſst er das Gesetz auſser Acht, und seine Freiheit wird zur Willkür. Das ist keine Freiheit wissenschaftlicher Forschung und Darstellung, wenn man weder ein einiges, in sich gegliedertes Ganzes von Vorstellungen und Begriffen im Geiste gegenwärtig hat, noch sich an eine feste Terminologie als den Ausdruck dieses Ganzen von in einander greifenden Gedanken bindet, sondern nach der Eingebung des Augenblicks seine Begriffe benennt, ja seine Begriffe bildet. Alles Systematische, Feste fliehend, will er keine Bestimmung, keinen Begriff als ein für allemal fest und nach allen Seiten abgegrenzt gelten lassen, so daſs man ihn benennen kann und zur Vergegenwärtigung seines ganzen Inhaltes nur zu nennen braucht; sondern der Begriff soll, so oft er hervortreten muſs, auch erst neu gebildet werden, wie auch das Wort dafür. In jedem Augenblick soll von vorn angefangen, an jeder Stelle das Ganze erledigt und, man möchte sagen, am Anfang sogleich alles gesagt und auch am Ende noch nichts vorausgesetzt sein. Wenn nun auch in den Gedanken selbst ein unzerstörbarer innerer Zusammenhang waltet, so wird wenigstens allemal das Verständniſs ungemein erschwert; denn dieses verlangt Schritt für Schritt, von Satz zu Satz durch die nothwendigen Mittelglieder geführt zu werden. Bei Humboldts Darstellungsweise aber wird absichtlich jede Beziehung verwischt. Dadurch geht jede Einheit verloren, der Zusammenhang der Gedanken wird lose oder ganz zerrissen, an verschiedenen Orten wird dasselbe mit verschiedenem und Verschiedenes mit demselben Namen benannt. Diese Ungenauigkeit und der Mysticismus fördern sich gegenseitig und machen das Verständniſs mancher Stellen unmöglich. Zugleich sieht man ein, daſs Humboldt in seinen theoretischen Reflexionen im strengen und tieferen Sinne des Wortes keinen Styl hat. Die Einleitung in die Kawi-Sprache ist gänzlich formlos. Nur der §. 24 (S. CCCXLIX bis CCCLXXXIX), die Darstellung der Barmanischen Sprachform

und ähnliche Stücke sind ausgenommen; denn in Humboldts praktischer, individueller Sprachwissenschaft ist Form, da ist Klarheit, da ist Genie.

So zeigt sich in Humboldt ein doppelter Dualismus. Diese beiden Dualismen nun stehen zwar in inniger Beziehung zu einander; aber sie fallen nicht zusammen und sind wohl von einander ihrem Wesen nach zu unterscheiden. Der zuerst besprochene (oben S. 23—26) ist ein rein theoretischer, metaphysischer und steht im Zusammenhange mit der kantischen Philosophie, von der Humboldt ausgegangen war. Der andere (S. 27—30), von ersterem abhängig und auf ihn zurückwirkend, ist ganz verschiedener Art, ist ähnlich dem des Aristoteles und beruht auf dem Widerspruche zwischen den theoretischen allgemeinen Grundsätzen und den Ergebnissen der empirisch-historischen Forschung. Letztere sind von einer dualistischen Theorie, wie Humboldt sie hatte, nicht zu begreifen. So entsteht aus dem theoretischen Dualismus der von Theorie und Empirie. Natürlich bewegt sich Humboldts Empirie vorzüglich um die Einzeleigenthümlichkeit, seine Theorie um das Allgemeine und die principiellen Fragen. In jener bewährt sich Humboldts Genie, in dieser zeigt sich seine Schwäche; jene aber ist ihm eigenthümlich, diese ist ihm überliefert. Kämpfen nun in Humboldts Gedanken die theoretischen Voraussetzungen und die historischen Thatsachen mit einander: so ist das ein Kampf der Vergangenheit der Grammatik mit der von Humboldt begründeten Zukunft derselben. Sehen wir uns diesen Kampf an, seine Factoren, seinen Hergang, sein Ergebniſs.

Wir gehen also jetzt zu Humboldts Sprachwissenschaft über, nachdem wir im Obigen gesehen haben, wie er von doppelter Seite her zu ihr gelangt ist, und wie sich überhaupt in ihm zwei sich widersprechende Seiten geltend machen. Diese in seiner Sprachforschung zu verfolgen, wird also unsere Aufgabe sein.

Wir fragen zunächst: Wie kommt Humboldt zur Classification der Sprachen überhaupt? wie denkt er sich ihr Verhältniſs zur ganzen Sprachwissenschaft? welches wissenschaftliche

Bedürfniſs soll sie befriedigen? Solche Fragen konnten wir bei den bisher dargelegten Classificationen gar nicht aufwerfen, da diese bloſs gelegentliche Bemerkungen sind. Das ist sogleich ein bedeutender Unterschied zwischen Humboldt und seinen Zeitgenossen.

Durch die empirische Betrachtung der einzelnen Sprachen hatte Humboldts genialer Blick gefunden, daſs jede eine ganz eigenthümliche, die Eigenthümlichkeit des sie redenden Volkes getreu abspiegelnde Form habe: „Jede (!) Sprache ist ein System, nach welchem der Geist den Laut mit dem Gedanken verknüpft. Das Geschäft des Sprachforschers ist es, den Schlüssel zu diesen Systemen (plur.!) zu finden“ (Kawi-Sprache II. S. 220). — Es trägt aber nicht bloſs die Sprache das Gepräge des Volksgeistes an sich, sondern sie wirkt auch auf letzteren zurück. Humboldt hatte gefunden, daſs „die Bildung der Sprachen eine den Entwickelungsgang des menschlichen Geistes am wesentlichsten bestimmende Thatsache ist“ (das. I. Einleitung S. XLIX). Diese Thatsache sollte in der Einleitung zur Kawi-Sprache nach ihrem tiefsten Wesen erforscht, theoretisch ergründet, begriffen werden. Es sollte die Verschiedenheit der Einwirkung der verschiedenen Sprachsysteme auf den Geist dargelegt, und dabei gezeigt werden, welches System ihn fördere, welches hemme. Dazu war es unbedingt nöthig, die Gesammtheit der Sprachsysteme so zu ordnen, daſs aus der Stellung jeder Sprache ihr Wesen sogleich bestimmt hervortrat, d. h. eine Classification der Sprachen war nöthig. So aufgefaſst muſs diese zugleich als die höchste Aufgabe und nothwendige Spitze der Sprachwissenschaft gelten.

Es wäre also nach Humboldt die Aufgabe der Classification der Sprachen so zu bestimmen: sie habe die Verschiedenheit des sprachlichen Ausdruckes des Menschengeschlechts nach ihren wesentlichsten Merkmalen oder Eigenschaften darzustellen oder, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „die einzelnen Wege anzugeben, auf welchen den mannigfach abgetheilten, isolirten und verbundenen Völkerhaufen des Menschengeschlechts das Geschäft der Spracherzeugung zur Vollendung gedeiht“ (S. LV), und danach unter den Sprachen „Unterschiede festzustellen, welche für die fortschreitende Bildung des Menschengeschlechts von entschiedener Wichtigkeit sind“

(S. CCIII). Um nun erstlich das Feld der Sprachverschiedenheit zu ermessen, müſste gezeigt werden, wo, d. h. in welchem Momente der Sprache, die Verschiedenheit liegt? wie sie möglich und nothwendig wird? und wie groſs sie sein kann? Um dann weiter den Einfluſs der Sprache auf den Geist ermessen zu können, aber auch schon vorzüglich um die ersteren Fragen zu beantworten, ist es unerläſslich zunächst auf das Wesen der Sprache einzugehen und 1) ihren Zusammenhang mit dem Geiste überhaupt zu erkennen; 2) besonders das Verhältniſs der Sprache zum Denken und das der grammatischen Formen zu den logischen Formen des Denkens zu bestimmen. Dann ist 3) nach dem Verhältnisse der einzelnen Sprache zu den allgemeinen Forderungen der Sprache überhaupt und zum allgemeinen Sprachwesen die Frage. So erst kann 4) die Sprachverschiedenheit in ihren Formen dargelegt, eine Classification gegeben werden.

Wie verhalten sich Sprache und Geist überhaupt zu ein ander?

Sogleich beim Beginn, wo Humboldt erst seine Aufgabe ausspricht, tritt der oben dargelegte Widerspruch hervor und zeigt sich in den Theilen desselben Satzes: „die Sprache ist das Organ des innern Seins, dies Sein selbst, wie es nach und nach zur innern Erkenntniſs und zur Aeuſserung gelangt“ (S. XVIII). Hiermit hat also die unmittelbare Anschauung die wirkliche Identität von Sprache und Geist ausgesprochen; die Theorie aber hinkt unmittelbar hinterher: „Sie schlägt daher alle feinste Fibern ihrer Wurzeln in die nationelle Geisteskraft“; sie ist also nicht identisch mit der Geisteskraft und hat ihre Wurzeln für sich. Bald darauf aber ist sie „eine Wirkung des nationellen Sprachsinnes“. Humboldts Reflexion kann die Einheit der Gegensätze nie begreifen. Wird ihr diese Aufgabe von der Empirie oder der Anschauung gestellt, so kann sie diese Einheit nur als ein Berühren und „Zusammenkommen“, „Zusammenhängen“, als ein „Verschmelzen“ der immer geschiedenen Seiten oder Glieder des Gegensatzes auffassen. Sie stellt sich den Gegensatz unter dem Bilde divergirender Linien vor und versteht unter der Einheit nur den Berührungspunkt

derselben. Dieser liegt in einer jenseitigen Welt, und vollständig dringt der Mensch nie bis zu ihm vor. Die Divergenz wird fortwährend geringer, aber schwindet nie. Das Denken der Identität kommt daher nie wahrhaft zu Stande.

Alle bisher berührten Schwächen Humboldts zeigen sich am auffallendsten gerade bei der Besprechung des Punktes, der uns jetzt beschäftigt, nämlich des Verhältnisses zwischen Sprache und Geist. Es kommt hier vorzüglich die Stelle S. LIII in Betracht, welche dem Verständnisse alle möglichen Hindernisse darbietet, vorzüglich aber durch den Mangel bestimmter Termini unklar wird. Wir erinnern zunächst daran, daſs Humboldt den Geist als das Sein von seinen Thätigkeiten, dem Wirken, scheidet. Er sagt zwar (S. CVII): „Das geistige Vermögen hat sein Dasein allein in seiner Thätigkeit, es ist das auf einander folgende Aufflammen der Kraft in ihrer ganzen Totalität, aber nach einer einzelnen Richtung hin bestimmt“ — so lehrt seine geniale Anschauung. Aber in seiner Abstraction wird die geistige Thätigkeit, sobald sie die Bestimmtheit einer einzelnen Richtung erhält, durch dieselbe gänzlich vereinzelt und vom Gesammtquell, aus dem sie flieſst, losgerissen, oder die Flamme verläſst bei ihrer bestimmten Richtung den geistigen Heerd. So ist auch die Sprache für den Verstand eine dem Geiste gegenüberstehende einzelne Thätigkeit. So sicher die Einheit vom Genie angeschaut wird, so wenig kann der Verstand dieselbe begreifen; er muſs sie läugnen. Die vom Verstande nicht begriffene Einheit wird nun eine vom Genie geforderte; sie wird aber, da die Forderung nicht erfüllt wird, in eine jenseitige Welt verlegt. Es haben nun ferner nicht bloſs die einzelnen Thätigkeiten und Erscheinungen des Geistes ihre Eigenschaften, sondern auch das ursprüngliche geistige Sein (oben S. 25) selbst hat seine bestimmte Beschaffenheit, und diese ist „der Charakter“, „die Geisteseigenthümlichkeit“, „die Vorstellungsweise und Sinnesart“. Unter Geist versteht Humboldt bald jenes geistige Sein, bald dessen Charakter, bald auch bloſs Denken. Die Einheit der Sprache mit dem Geiste wird aber für alle verschiedenen Bedeutungen des letzteren ausgesprochen. So enthält nun auch wieder, ohne daſs sich Humboldt über alles dieses mit sich selbst verständigt hätte, das Wort Einheit verschiedene

Bedeutungen, indem es bald Identität, bald Verwandtschaft und Uebereinstimmung, bald Unzertrennlichkeit ist. Durch die Vermischungen dieser Vorstellungen entsteht oft eine Unklarheit, die nur durch Annahme einer augenblicklichen Verwirrung der Begriffe in Humboldts Denken erklärt werden kann. An solcher Unklarheit leidet ganz vorzüglich S. LIII (und S. XVII. XVIII), und es wird schwerlich möglich sein, diese Stelle mit Sicherheit zu erklären. Nur kann nach Humboldts eigenen Verweisungen nicht bezweifelt werden, dafs Folgendes hat gesagt werden sollen (S. XLVIII): „Da die Sprachen unzertrennlich mit der innersten Natur des Menschen verwachsen sind und weit mehr selbstthätig aus ihr hervorbrechen, als willkürlich von ihr erzeugt werden, so könnte man die intellectuelle Eigenthümlichkeit der Völker eben so wohl ihre Wirkung“ (als ihre Ursache) „nennen. Die Wahrheit ist, dafs beide zugleich und in gegenseitiger Uebereinstimmung aus unerreichbarer Tiefe des Gemüths“ (Seins) „hervorgehen“. Hiermit wird aber Humboldts geniale Anschauung vom Wesen der Sprache eben nur so, wie der Verstand dieselbe mit seinen Kategorieen aufzufassen vermag, ausgesprochen, nicht blofs wird der Ursprung der Sprache in ein Jenseits gelegt, sondern durch die übel angewandten Kategorieen. Ursache und Wirkung wird auch die Einheit der Sprache mit der intellectuellen Eigenthümlichkeit des Volkes, die behauptet werden sollte, zerrissen. Diese Einheit wird zur blofsen Gleichzeitigkeit und Uebereinstimmung; die Sprache also, wie es hier ausgesprochen ist, bleibt etwas für sich. Der unwillkürliche Wandel der Begriffe, der sich hier in Humboldts Denken vollzogen hat, ist demnach folgender. Gemeint wird eine in Gefühl und Anschauung concipirte Einheit von Sprache und Volksgeist. Der Verstand appercipirt diese Einheit durch die Form von Ursache und Wirkung, aber so, dafs jedes Moment sowohl Ursache als Wirkung des andern sein soll. Durch dieses undenkbare Verhältnifs ist die Einheit gelöst, und weil dasselbe undenkbar ist, wird es dahin umgestaltet, dafs beide Momente neben einander aus unerreichbarer Tiefe des Gemüths stammen, also beide aus einer ganz andern, weiter zurückliegenden Ursache. Dieselbe wird aber noch weiter verschoben, indem (§. 1. Ende) über Einzelgeist und Volksgeist gänzlich

hinausgegangen wird zur allgemeinen „Erzeugung der menschlichen Geisteskraft" überhaupt. Aber auch dabei kann es nicht bleiben und der progressus ad infinitum wird nur dadurch abgeschnitten, daſs die Sprache (S. XXI) als eine „in ihrem Wesen unerklärliche Selbstthätigkeit" gesetzt wird. — Zu ganz demselben Ergebniſs gelangt Humboldt auch von einer andern Seite der Sprachbetrachtung her, nämlich mit Rücksicht darauf, daſs Sprechen nicht ohne Verstehen gedacht werden kann. Die Sprache verbindet nicht bloſs den Einzelnen mit dem allgemeinen Geiste, sondern auch die Einzelnen unter sich. Hierüber heiſst es: „Die Sprache ist überall Vermittlerin, erst zwischen der unendlichen und endlichen Natur, dann zwischen einem und dem andern Individuum; zugleich und durch denselben Act macht sie ihre Vereinigung möglich und entsteht aus derselben; nie liegt ihr ganzes Wesen in einem Einzelnen, sondern muſs immer zugleich aus dem andern errathen oder erahndet werden" (d. h. da der Sprechende wissen muſs, wie er zu sprechen hat, um vom Hörenden verstanden zu werden, muſs er letztern verstehen und die Ausdrücke von ihm, aus seinem Sinne, aus seiner Sprache, entnehmen. Sprechen ist also als solches und an sich selbst Verstehen); „sie läſst sich aber auch nicht aus beiden erklären, sondern ist, wie überall dasjenige, bei dem wahre Vermittlung Statt findet, etwas Eigenes, Unbegreifliches... Als ein wahres, unerklärliches Wunder bricht sie aus dem Munde einer Nation und aus dem Lallen jedes Kindes hervor" (Ankündigung u. s. w.). Hiermit hatte sich Humboldt den Weg, das Wesen der Sprache zu begreifen, ihr Verhältniſs zum Geiste allseitig zu bestimmen, völlig versperrt. Dem Verstande, der nur die zu vermittelnden Gegensätze sieht, erscheint die Vermittlung — „die Sprache ist überall Vermittlerin" — als etwas Fremdes, Eigenes. So wird ihm die Sprache zur causa sui, zur Substanz, zu einem Unmittelbaren, also „Unbegreiflichen". So zeigt sich nun S. LIII ein wahrhaft angstvolles Ringen des Genies mit den Schranken des Verstandes und ein Herüber und Hinüber, bis endlich doch die geniale Empirie ihren Inhalt rettet, wenn auch vom falschen Lichte der verständigen Reflexion etwas fremdartig beleuchtet, und die Forderung hinstellt (S. LIV): „Für die praktische Anwendung besonders

wichtig ist es nur" (nur! d. h. obgleich ich die Einheit der Sprache und des Geistes „unerklärlich verborgen" genannt habe), „bei keinem niedrigeren Erklärungsprincipe der Sprachen stehen zu bleiben, sondern wirklich bis zu diesem höchsten und letzten" (wenigstens für uns, meint Humboldt, letzten) „hinaufzusteigen, und als den festen Punkt der ganzen geistigen Gestaltung den Satz anzusehen, dafs der Bau der Sprachen im Menschengeschlechte darum und insofern verschieden ist, weil und als es die Geisteseigenthümlichkeit der Nationen selbst ist."

Die Schranken sind übersprungen, nicht gestürzt — es ist nichts begriffen, und Humboldts Genie spricht nur in einem kategorischen Imperativ, der von der Reflexion verleugnet werden mufs.

Wir könnten hier noch mancherlei Stellen anführen, in denen Humboldt die Einheit der Sprache und des Geistes ausspricht. Sie stimmen alle darin überein, dafs die Einheit nur gewaltsam gegen die Angriffe des Verstandes festgehalten und unbegreiflich genannt wird.

Nachdem wir gesehen haben, dafs Humboldt den Zusammenhang zwischen Geist und Sprache nicht begreifen kann, fragen wir, wie er das Verhältnifs der Sprache zum Denken erfafst hat. Hierüber heifst es (S. LXVI): „Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken. Die intellectuelle Thätigkeit, durchaus geistig, durchaus innerlich, und gewissermafsen spurlos vorübergehend, wird durch den Laut in der Rede äufserlich und wahrnehmbar für die Sinne. Sie und die Sprache sind daher Eins (NB.) und unzertrennlich" (also doch zwei!) „von einander. Sie ist aber auch in sich" (nicht blofs der Aeufserung wegen) „an die Nothwendigkeit geknüpft, eine Verbindung mit dem Sprachlaute einzugehen". „Genauer in den Zusammenhang (Einheit?) des Denkens mit der Sprache" wird bald darauf (S. LXVIII) eingegangen: „Subjective Thätigkeit bildet im Denken ein Object... Die Thätigkeit der Sinne mufs sich mit der innern Handlung des Geistes synthetisch verbinden, und aus dieser Verbindung reifst sich die Vorstellung los, wird, indem sie sich in der Sprache Bahn durch die

Lippen bricht, der subjectiven Kraft gegenüber, zum Object" (als Wort) „und kehrt als solches aufs neue wahrgenommen in jene" d. h. „zum eigenen Ohre zurück."

Wenn wir nun näher auf diesen Punkt eingehen und nach dem Verhältniſs der Sprachformen zu den Denkformen fragen, so haben wir die innere Sprachform in Betracht zu ziehen. Dieser Begriff ist der wichtigste in der Sprachwissenschaft und ist ein genialer Fund Humboldts. Er wird auch theoretisch ausführlich besprochen §. 11. S. CVII—CXVII, aber trotzdem weder in sich, noch im Verhältniſs zu den Formen des Denkens in genügender Schärfe bestimmt. Ganz auffallend auch ist hier wieder die Furcht vor Systematik, die Furcht, über der Scheidung, welche durch die discursive Darstellung nothwendig bewirkt wird, überhaupt aber dem menschlichen Denken unvermeidlich ist, die Einheit des Ganzen zu verlieren (S. CX). Daher denn das Bemühen, die gemachte Scheidung von Lautform der Sprache (§. 10) und innerer Sprachform (§. 11) wieder so viel wie möglich zu verwischen. Natürlich bleibt dann für §. 12 „Verbindung des Lautes mit der innern Sprachform" nur wenig zu sagen. Eben so wenig wird der in den Ueberschriften der §§. angedeutete und der Sache nach vorhandene Zusammenhang der §§. 10. 11. 12 mit §. 9. „Natur und Beschaffenheit der Sprache überhaupt" klar dargelegt; und, was das Wichtigste ist, obwohl die oben citirte Stelle von S. LXVIII der Kern oder Keim der ganzen Philosophie der Sprache ist, so wird das doch nirgends bemerklich gemacht. Dadurch hat Humboldt nicht nur der Deutlichkeit der Darstellung, sondern auch dem Inhalte seines Denkens geschadet; er hat die Bewegung, den Fortschritt seines Gedankens gehemmt und so den fruchtbarsten Keim verkümmern lassen. Mit jener Stelle steht sogleich die innere Sprachform in engstem Zusammenhange, und nun, abgelöst von ihrem Ursprung, kann sie nicht nach ihrer wahren Natur und vollen Bedeutung entwickelt werden. Weil sich Humboldt die systematische, zusammenhängende Entwikkelung der Gedanken versagt hat, kann er ihren Inhalt auch für sich selbst gar nicht entfalten, hervorziehen.

Die innere Sprachform, wird gelehrt, ist der Inbegriff „der auf die Sprache Bezug habenden Ideen". „Dieser ihr ganz innerer und rein intellectueller Theil macht eigentlich die Spra-

che aus.“ Die gröſsere oder geringere Eignung der Sprache zum Ideenausdrucke hängt von ihrer innern Form ab, „von der Uebereinstimmung und dem Zusammenwirken, in welchem die sich in ihr offenbarenden Gesetze unter einander und mit den Gesetzen des Anschauens, Denkens und Fühlens überhaupt stehen. Das geistige Vermögen hat aber sein Dasein allein in seiner Thätigkeit, es ist das auf einander folgende Aufflammen der Kraft in ihrer ganzen Totalität, aber nach einer einzelnen Richtung hin bestimmt. Jene Gesetze sind also nichts anderes, als die Bahnen, in welchen sich die geistige Thätigkeit in der Spracherzeugung bewegt, oder in einem andern Gleichniſs, als die Formen, in welchen diese die Laute ausprägt“ (S. CVII). Die innere Form ist der Zweck des Sprachlautes, „der Gebrauch, zu welchem die Spracherzeugung sich der Lautform bedient“ (das.).

Alle diese Bestimmungen der innern Sprachform sind viel zu weit. Wie viel Ideen haben „auf die Sprache Bezug“, ohne zur innern Sprachform gerechnet werden zu können! Die Bahnen des Geistes in „der Spracherzeugung“ betreffen auch die Lautbehandlung, also die äuſsere Sprachform. „Der Gebrauch endlich, zu welchem sich der Geist der Lautform bedient“, umfaſst alles Aussprechbare, d. h. alles Gedachte und Denkbare. Bei solchen Bestimmungen der innern Form war es unmöglich, das Verhältniſs derselben zu den Vorstellungen und ihren Kategorieen, zu dem was die Sprache bedeutet, zum Rede-Inhalt anzugeben oder „die Uebereinstimmung und das Zusammenwirken“ darzustellen, „in welchem die Gesetze der Sprache unter einander und mit den Gesetzen des Forschens, Denkens und Fühlens überhaupt stehen“. Auf letzteres aber kam es vorzüglich an. Daher werden wir uns auch nicht über den offenbaren Widerspruch wundern, daſs S. CVII die innere Sprachform eigentlich die Sprache ausmacht, während es S. CII heiſst: „der körperliche, wirklich gestaltete Laut macht allein in Wahrheit die Sprache aus“, und S. CIII „nach einer richtigeren Ansicht muſs man die wahre Sprache in dem innern Streben aufsuchen.“ Vielleicht holt Humboldt das Versäumte bei den nähern Bestimmungen der innern Form nach.

Es kommen zwei Punkte in Betracht: die Vorstellung und die Kategorie, in welche sie versetzt wird. — Betrachten wir

zunächst die sprachliche Darstellung der Vorstellung. Sie geschieht im Worte. Schon in diesem ist Lautform und innere Form zu unterscheiden. Obwohl nun diese Unterscheidung der beiden „Principe“ der Sprache schon im Anfange des §. 9 (S. LXV) ausgesprochen ist, so wird sie doch in dem ganzen Paragraphen unbeachtet gelassen, und mufste unbeachtet bleiben, weil sie nicht näher dargelegt, kaum definirt ist. Nun ist S. LXVIII und LXXIV vom Wort die Rede; aber man versteht das Gesagte nicht recht, weil man nicht einsieht, inwiefern das dort Behauptete vom Worte, einem blofsen Laute, gelten kann. Und Humboldt spricht vom Worte gar nicht anders als von einem Laute. Er sagt daselbst: „Wie der einzelne Laut zwischen den Gegenstand und den Menschen, so tritt die ganze Sprache zwischen ihn und die innerlich und äufserlich auf ihn einwirkende Natur. Er umgibt sich mit einer Welt von Lauten, um die Welt von Gegenständen in sich aufzunehmen und zu bearbeiten. Diese Ausdrücke überschreiten auf keine Weise das Mafs der einfachen Wahrheit. Der Mensch lebt mit den Gegenständen hauptsächlich, ja, da Empfinden und Handeln in ihm von seinen Vorstellungen abhängen, sogar ausschliefslich so, wie die Sprache sie ihm zuführt. Durch denselben Act, vermöge dessen er die Sprache aus sich herausspinnt, spinnt er sich in dieselbe ein.“ Ich bilde mir ein, diese Worte Humboldts zu verstehen; ich unterschreibe sie auch und halte sie für eine wahrhaft geniale Aeufserung. Aber Humboldt hat nicht das Geringste dafür gethan, dieselbe zu begründen, ja nur sie verständlich zu machen. Die nothwendigen Voraussetzungen zum Verständnifs und zur Begründung derselben mufs jeder schon in sich tragen, oder jene tiefen Worte bleiben ihm leere Phrase. Humboldt aber konnte nicht klarer reden; es war ihm ja selbst völlig dunkel, ein unbegreifliches Wunder, wie die Sprache „eine Welt von Lauten“ solches vermöge! Und ein Wunder mufste es ihm bleiben, so lange es ihm nicht gelungen war, in der Sprache nicht blofs eine Welt von Lauten zu sehen, sondern auch das andere „constitutive Princip der Sprache“, die innere Sprachform, sich klar zu machen.

Wie wenig klar aber ihm diese geworden, zeigt sich sogleich. Er definirt (S. XC) „Unter Wörtern versteht man die

Zeichen der einzelnen Begriffe". Wenn solche Definition festgehalten wird, ein Erbstück von Aristoteles her, dann muſs freilich die vorstehend ausgesprochene Bedeutung der Sprache unbegreiflich bleiben. Bloſs aristotelisch ist es auch, wenn es schon vorher (S. LXXIV) hieſs: „Das Wort entsteht aus der subjectiven Wahrnehmung, ist nicht ein Abdruck des Gegenstandes an sich, sondern des von diesem in der Seele erzeugten Bildes". Damit soll „die Vorstellungsart, als bezeichne das Wort die schon an sich wahrgenommenen Gegenstände" widerlegt sein! Man wird freilich „niemals durch sie den tiefen und vollen Gehalt der Sprache erschöpfen", wie er in Humboldts Anschauung lebte; aber wir sehen eben, wie seine Reflexion nicht den Gehalt seiner Anschauung erschöpfte!

Noch einmal wird die Wortbildung S. CXI besprochen und hier in tiefer, aber unklarer Weise: „Es muſs innerlich jeder Begriff an ihm selbst eigenen Merkmalen oder an Beziehungen auf andere festgehalten werden, indem der Articulationssinn die bezeichnenden Laute auffindet. Dies ist selbst bei äuſseren, körperlichen, geradezu durch die Sinne wahrnehmbaren Gegenständen der Fall. Auch bei ihnen ist das Wort nicht das Aequivalent des den Sinnen vorschwebenden Gegenstandes, sondern der Auffassung desselben durch die Spracherzeugung im bestimmten Augenblicke der Worterfindung". Der Gegenstand also wird, wie der abstracte Begriff, an Merkmalen oder Beziehungen festgehalten. Diese Festhaltung wird doch wohl gemeint unter „der Auffassung desselben". Durch die Spracherzeugung im bestimmten Augenblicke der Worterfindung wird der Gegenstand an einem Merkmale oder einer Beziehung festgehalten, und das Wort ist Aequivalent dieser Festhaltung oder dieses Merkmals, durch welches festgehalten wird. „Wenn z. B. im Sanskrit der Elephant bald der zweimal Trinkende, bald der Zweizahnige, bald der mit einer Hand Versehene heiſst, so sind dadurch, wenn auch immer derselbe Gegenstand gemeint ist, ebenso viele verschiedene Begriffe bezeichnet". Also der Zweizahnige u. s. w. sind nicht Abdruck und Aequivalent des Gegenstandes, des Elephanten, sondern der Begriffe, welche sich das Sanskrit-Volk vom Elephanten gebildet hatte. „Denn die Sprache stellt niemals die Gegenstände, sondern immer die durch den Geist in der Spracherzeugung selbstthätig von

ihnen gebildeten Begriffe dar.“ Nachdem ich nur noch bemerkt haben will, daſs hier nicht das Geringste darauf hinweist, als wäre nicht ganz allgemein vom Wort, sondern nur von einer secundären Wortschöpfung die Rede, frage ich: soll in den angeführten Bemerkungen Humboldts über das Wort wirklich weiter nichts liegen, als daſs die Sprache die lautliche Bezeichnung nicht der Dinge, sondern der Vorstellung und des Vorstellens ist, was Plato und Aristoteles schon entschieden und klar ausgesprochen haben und nach ihnen Niemand geläugnet hat? Und doch will Humboldt hier gegen eine falsche „Vorstellungsart“ (S. LXXIV) angekämpft haben; gegen welche denn? gegen eine vorplatonische? und wenn Humboldt uns weiter nichts sagen wollte, als was alle schon wuſsten, wozu die Wiederholungen? wozu der schwerfällige Apparat? Oder wäre es nicht schwerfällig, nicht affectirt, wenn man von einer innern Sprachform als „gleichsam dem Articulationssinne vorausgehend“ spräche, ohne darunter mehr zu verstehen, als was Jedermann Bedeutung des Wortes nennt? wenn man, ohne etwas Anderes sagen zu wollen, als: Wörter bedeuten Vorstellungen, mit Humboldt erklärte: „Wörter sind das Aequivalent der Auffassung der Gegenstände durch die Spracherzeugung im bestimmten Augenblicke der Worterfindung“. Nur der Thor, dem es feststeht, daſs der deutsche Philosoph die Dunkelheit sucht, um tief zu scheinen, und der gröſsere Thor, der in Humboldts Tiefe nur seine Oberflächlichkeit sieht, kann wirklich glauben, es stände so mit den angeführten Sätzen Humboldts.

Steht es nun aber anders, setzen wir voraus, daſs Humboldts Reflexion seiner neuen Anschauung von dem Wesen der Sprache einen neuen Begriff abzuringen gesucht hat, so, meine ich, können wir zwar nicht auf das Haar genau sagen, was in seinem Bewuſstsein lag; aber wir können uns vor allem die Punkte vergegenwärtigen, durch deren Unaufgeklärtheit der neue Begriff nicht hervortreten wollte. Diese Punkte liegen eben Wort für Wort in jener Definition: Denn, müssen wir fragen, was ist Auffassung? was ist Spracherzeugung? was geschieht im bestimmten Augenblicke der Worterfindung? was ist Gegenstand? was ist Begriff? Hat uns denn Humboldt dies

gesagt? nein! hat er es gewufst, klar gedacht? schwerlich! sonst hätte er es gesagt. Und wissen wir nun dies, so kennen wir wenigstens die Aufgabe, die zu lösen ist, wenn man hoffen will, denjenigen Begriff der innern Sprachform zu bilden, den Humboldt gesucht hat*).

Kommen wir jetzt zu den allgemeinen Kategorieen und Formen, in welche die Wörter versetzt werden.

Humboldt lehrt nun in Betreff ihrer (S. CXII.): „Die allgemeinen an den einzelnen Gegenständen zu bezeichnenden Beziehungen" (d. h. die Bezeichnung eines Wortes als eines bestimmten Redetheils, als Nomen, Verbum) „und die grammatischen Wortbeugungen beruhen beide gröfstentheils auf den allgemeinen Formen der Anschauung und der logischen Anordnung der Begriffe." — „Gröfstentheils" (also doch nicht ganz), ist von der Empirie eingeschoben **). Wie unbestimmt ferner ist der Ausdruck „beruhen"! — S. CXCVI. lesen wir: „Die grammatische Formung entspringt aus den Gesetzen des Denkens durch Sprache, und beruht auf der Congruenz der Lautformen mit denselben." Was heifst aber „Gesetze des Denkens durch Sprache?" sind das andere Gesetze als die des Denkens schlechthin? S. LXV. heifst es: „Der Gebrauch" (also die innere Sprachform) „gründet sich auf die Forderungen,

---

*) Wer nun aber etwa meint, dafs solche Fragen, wie die im Texte aufgeworfenen: Was ist Gegenstand? was ist Begriff? nur dazu dienen sollen, in sophistischer Weise Schwierigkeiten und Verlegenheiten zu bereiten, der möge sich fragen, ob er den ganzen Zusammenhang übersieht, und ob die Abneigung gegen solche Fragen nicht vielleicht daher rühre, dafs er nicht Lust hat, die Arbeit zu übernehmen, welche die Verlegenheit um die Antwort auf jene Fragen gründlich beseitigt. Oder weifs man nicht aus der Topik und Sophistik des Aristoteles, dafs der gröfste Theil aller Sophistereien daher entsteht, dafs man die Wörter mit schwankender und vielfacher Bedeutung gebraucht (πολλαχῶς oder ὁμωνύμως λέγεται), und dafs dann die einzige Rettung vor der Sophistik in scharfer Begriffsbestimmung liegt? Aber ich weifs recht wohl, dafs Sophistik das allerbequemste Denken ist, dafs sie fortwährend unbewufst geübt wird, und dafs der, welcher auf Bestimmtheit der Begriffe sieht, der zu begrifflicher Arbeit auffordert, durch seine Fragen unbequem wird; ihn, der der Sophistik in sich und in Andern entgegenstrebt, sucht man dann in billiger Weise los zu werden, indem man ihn Sophist schilt. Was aber gerade die hier aufgeworfenen Fragen betrifft, so wird sich später ihre Nothwendigkeit und Wichtigkeit ergeben.

**) Vergl. z. B. (Abh. über Ortsadverbia): „Bisweilen werden gar nicht durch die allgemeinen Sprachgesetze geforderte Ansichten in den Sprachen so fest und herrschend, dafs sie zuletzt einen wesentlichen Theil ihrer Fügungsgesetze ausmachen". Dies ist der blofse Einspruch der Empirie gegen die Theorie. Aber wie ist dergleichen möglich? das hätte die Theorie zu zeigen gehabt.

welche das Denken an die Sprache bildet, woraus die allgemeinen Gesetze dieser entspringen". Was sind das aber für Forderungen? wie kommt das Denken zu denselben? wie thut ihnen die Sprache Genüge? wie entspringen die grammatischen Kategorieen aus den logischen? Wenn in allen diesen Stellen die Formen der Sprache als verschieden von denen des Denkens angesehen werden, so heifst es dagegen S. XCVII.: „Die allgemeinen Beziehungen gehören gröfstentheils den Formen des Denkens selbst an"; also sind die Denkformen gerade dieselben wie die innern Sprachformen und führen letztern Namen nur, insofern sie in äufseren Lautformen ausgeprägt sind. Danach wären auch die vorigen Stellen (besonders S. CXCVI.) so aufzufassen, als sei die grammatische Formung nur die Ausprägung der Denkformen in Lautformen, wodurch die Denkformen innere Sprachformen werden.

Nun frage ich wiederum: kann man wohl annehmen, Humboldt habe wirklich in den Kategorieen der innern Sprachform nichts weiter gesehen, als die logischen Kategorieen der Anschauung und des Begriffs? Und jenes offenbare Bemühen, irgend ein Verhältnifs zwischen der innern Sprachform und den Gesetzen des Denkens herzustellen, drehe sich um weiter nichts, als was man seit Plato wufste? Indessen die Schwierigkeiten, mit denen Humboldt zu ringen, die offenen Widersprüche, in die er sich verwickelt hatte, treten erst bei der Behandlung der nun folgenden Frage hervor; also nehmen wir erst noch diese hinzu. Dafs Humboldt über das Wesen der innern Sprachform, zumal in Bezug auf die grammatischen Kategorieen und Formen unklar geblieben ist, glaube ich heute nicht mehr beweisen zu müssen, sondern nur dies, dafs der Grund dieser Unklarheit wirklich der neue, tiefe Begriff ist, den ich überall durchschimmern sehe.

Wenn, wie gezeigt worden, von Humboldt das Verhältnifs der grammatischen Formen zu den logischen nur unklar und damit überhaupt das Verhältnifs zwischen Sprechen und Denken nicht genügend bestimmt ist, so kann er auch das Wesen, den Umfang und den Werth der Verschiedenheit der Sprachen nicht erkennen. Eben darum aber auch und weil ihm über-

haupt die Entstehungsweise der sprachlichen Formen, ihr schöpferischer Trieb, das was dieselben erzeugt, unklar geblieben ist, fehlt ihm der Maſsstab, um das Verhältniſs der Grammatik der einen Sprache zu der der andern wie zum allgemeinen Wesen der Sprache überhaupt messen zu können. In dieser Rücksicht zeigen sich bei Humboldt die auffallendsten Widersprüche. Die Verschiedenheit der Lautform ist, obgleich nicht ohne Einfluſs auf die innere Form, doch an und für sich, wie sie jetzt vorliegt, etwas Gleichgültiges, und wäre die Verschiedenheit der Sprachen auf sie beschränkt, so wäre sie ohne alle Bedeutung. Soll sie wesentlich sein, auf die Denkweise des Volkes Einfluſs üben, so muſs sie auch und ganz vorzüglich auf die innere Sprachform sich erstrecken; und so fragen wir nun Humboldt: wie verhält es sich mit der Verschiedenheit der innern Sprachform? Sie kann, sagt Humboldts Theorie S. CVIII, nur gering sein; aber sie ist, sagt die Empirie, bedeutend; S. CXIII sagt jene, sie sei gering, ebenso S. CCCXIV, sie sei gering; diese aber, sie sei bedeutend; auf der folgenden Seite derselbe Widerspruch.

Wenn aber ferner die sprachlichen Kategorieen, wie es oben hieſs, auf den logischen beruhen, aus ihnen entspringen, dieselben sind wie sie, wie ist dann auf diesem Gebiete der Sprache überhaupt nur irgend welche Verschiedenheit möglich, da die Denkformen überall dieselben sein müssen? Hierauf antwortet Humboldt (S. CXCVI): „Die grammatische Formung entspringt aus den Gesetzen des Denkens durch Sprache, und beruht auf der Congruenz der Lautformen mit denselben. Eine solche Congruenz muſs auf irgend eine Weise in jeder Sprache vorhanden sein“ (das heiſst bloſs, in jeder Sprache müsse in irgend einer Weise die innere Form sein); „der Unterschied liegt nur in den Graden, und die Schuld mangelnder Vollendung kann das nicht gehörig deutliche Hervorspringen jener Gesetze in der Seele oder die nicht ausreichende Geschmeidigkeit des Lautsystems treffen“. Aber in wie fern könnte sich denn ein Mangel zeigen? wie gestalten sich die Gradunterschiede? wonach sind sie zu messen? Antwort S. CXII: „Die allgemeinen Beziehungen und die grammatischen Wortbeugungen beruhen beide gröſstentheils (NB.) auf den allgemeinen Formen der Anschauung und der logischen Anordnung der Begriffe. Es liegt daher in

ihnen ein übersehbares System, mit welchem sich das aus jeder besonderen Sprache hervorgehende vergleichen läſst, und es fallen dabei wieder die beiden Punkte ins Auge: die Vollständigkeit und richtige (NB.) Absonderung des zu Bezeichnenden und die für jeden solchen Begriff ideell gewählte Bezeichnung *) selbst". Wie wichtig muſste es also für die Beurtheilung der Verschiedenheit der Sprachen sein, jenes allgemeine „übersehbare System" aufzustellen, um an demselben jedes besondere zu messen. Nichts desto weniger hat Humboldt dies nie versucht. Es ist aber nicht bloſs „die Vollständigkeit", sondern auch die „richtige Absonderung" des zu Bezeichnenden zu beachten. Es ist also auch eine falsche Absonderung und Vermischung möglich. Ist denn aber richtig und falsch, Absonderung und Vermischung bloſs dem „Grade" nach verschieden, nicht dem Wesen nach? Schon S. CVIII hieſs es: auch in dem „intellectuellen Verfahren" der Sprachen, im Gegensatze zur Lautform „entspringt aus mehreren Ursachen eine bedeutende Verschiedenheit. Einestheils wird sie durch die vielfachen Abstufungen hervorgebracht, in welchen, dem Grade nach, die spracherzeugende Kraft sowohl überhaupt, als in dem gegenseitigen Verhältniſs der in ihr hervortretenden Thätigkeiten, wirksam ist. Anderentheils" (d. h. also nicht bloſs dem Grade, sondern der Art und dem Wesen nach) sind aber auch hier Kräfte geschäftig, deren Schöpfungen sich nicht durch den Verstand und nach bloſsen Begriffen ausmessen lassen. Phantasie und Gefühl bringen individuelle Gestaltungen hervor", die in jenem übersehbaren System von Begriffen und logischen Beziehungen wahrlich keinen Platz finden. Solche Gebilde mögen „fast immer aus unrichtigen oder mangelhaften Combinationen herrühren"; zuweilen sind sie also doch wohl freie Erzeugnisse der sprachlichen Phantasie, die gar nicht nach Richtigkeit oder Unrichtigkeit zu messen sind. „Bisweilen werden gar nicht durch die allgemeinen Sprachgesetze geforderte Ansichten in den Sprachen so fest und herrschend, daſs sie zuletzt einen wesentlichen Theil ihrer Fügungsgesetze ausmachen" (Abh. über Ortsadverbia). — Betrach-

---

*) „Ideell gewählte Bezeichnung"! Hätte nur Humboldt diese von seiner genialen Anschauung dictirten Worte festhalten und begreifen können! Darum bleiben sie für den Verlauf der Untersuchung erfolglos.

ten wir noch eine andere Stelle (S. XCVII): „Die allgemeinen Beziehungen gehören gröſstentheils den Formen des Denkens selbst an und bilden, indem sie sich aus einem ursprünglichen Principe ableiten lassen, geschlossene Systeme". Woher dieser Plural „Systeme"? Es gibt doch nicht mehrere Denksysteme? doch nur ein ursprüngliches Princip? Andererseits aber, die Vielheit zugestanden, zeigt sich in ihr bloſser Gradunterschied? gröſsere oder geringere „Vollständigkeit"? O nein! Es sind „geschlossene Systeme", von denen sich jedes aus einem verschiedenen „ursprünglichen Principe ableiten" läſst. Also kein Gradunterschied, sondern eine principielle Verschiedenheit. Die Systeme der Sprachen sind jedes für sich in sich „geschlossen"; darum ist gar keine graduelle Vergleichung möglich. Eben so heiſst es (S. LXII): „In jeder Sprache liegt eine geistige Einheit"; (S. CCI): „Jene Einheit aber kann nur die eines ausschlieſslich vorwaltenden Princips sein". Wie kann also Humboldt trotz all dem immer nur von Gradunterschieden reden? Die Antwort hierauf liegt in der andern Frage: wie kann er vielmehr von verschiedenen geschlossenen Sprachsystemen reden? Letztere hat er in seiner Erfahrung gefunden (oben S. 32); seine Theorie aber konnte dieselbe nicht gelten lassen wegen der mangelhaften Einsicht in das Verhältniſs der Sprachformen zu den Denkformen. So verfälscht sie das Ergebniſs der Erfahrung und wandelt principielle Unterschiede in graduelle.

Humboldt sieht die verschiedenen Sprachen als ebenso viele verschiedene „Versuche" oder „Beiträge" zur Ausfüllung des sprachlichen Bedürfnisses der Menschheit an, und bestimmt demnach als „das Geschäft des Sprachforschers in seiner letzten, aber einfachsten Auflösung: dem Streben der allgemeinen menschlichen Geisteskraft, der Idee der Sprachvollendung" (d. h. der vollständigen Befriedigung des Bedürfnisses nach Sprache) „Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen, nachzugehen und dasselbe darzustellen" (S. XXVI). Hiermit sind wir auch über das Wesen der Verschiedenheit der Sprachen belehrt. Die Geisteskraft „ist in den Nationen, sowohl überhaupt, als in verschiedenen Epochen, dem Grade und der in der gleichen allgemeinen Richtung möglichen eigenen Bahn nach, individuell verschieden" (S. L) und diese doppelte Verschiedenheit wird in ihren Sprachen sichtbar. Verfolgt man nun die Reihe der

Sprachen, so läſst sich theilweise wohl ein „stufenweis fortschreitendes Annähern an die Vollendung ihrer Bildung entdecken“ (das. u. S. XXVII); allein es stehen auch Sprachen da, „die durch eine wirkliche Kluft (NB.) von den übrigen getrennt erscheinen. Wie Individuen“ (d. h. geniale) „durch die Kraft ihrer Eigenthümlichkeit dem menschlichen Geiste einen neuen Schwung in bis dahin unentdeckt gebliebener Richtung ertheilen, so können dies Nationen der Sprachbildung“ (S. LI). „Es folgt nun von selbst, daſs, wo sich gesteigerte Erscheinungen derselben Bestrebung wahrnehmen lassen, wenn es nicht die Thatsachen unabweislich verlangen, kein allmäliges Fortschreiten vorausgesetzt werden darf, da jede bedeutende Steigerung vielmehr einer eigenthümlich schaffenden Kraft angehört. Ein Beispiel kann der Bau der Chinesischen und der Sanskritsprache liefern. Es lieſse sich wohl hier ein allmäliger Fortgang von dem einen zum andern denken. Wenn man aber das Wesen der Sprache überhaupt und dieser beiden insbesondere wahrhaft fühlt, wenn man bis zu dem Punkte der Verschmelzung des Gedanken mit dem Laute in beiden vordringt, so entdeckt man in ihm das von innen heraus“ (und zwar verschieden) „schaffende Princip ihres verschiedenen (NB.) Organismus. Man wird alsdann jeder ihren eigenen Grund in dem Geiste der Volksstämme anweisen, und nur in dem allgemeinen Triebe der Sprachentwickelung, also nur ideell, sie als Stufen gelungener Sprachbildung betrachten“ (S. XXXIII). Jedoch auch eine solche ideelle Stufenentwickelung wird von Humboldt nirgends aufgestellt. Daran verhindert ihn die Rücksicht auf die jeder quantitativen Stufenmessung entrückte Individualität der Sprachen; denn die Sprachen sind (s. oben) „dem Grade nach“ und „individuell verschieden“, bilden also auch nicht einmal ideelle Stufen. Die individuelle Verschiedenheit hätte eine Classification ohne Stufen (auch ohne ideelle), eine Vertheilung nach gleichberechtigten Eigenthümlichkeiten erfordert und möglich gemacht. Dies konnte nun hinwiederum deswegen nicht geschehen, weil Humboldt andererseits auch die Rücksicht auf die Grade nie fahren lieſs. Diesen Gegensatz von Stufe und Individualität konnte er aber nicht auflösen, weil er den Begriff Grad, Stufe rein quantitativ auffaſste, und so vortrefflich er auch in einzelnen Sätzen das Wesen des Genies,

also der genialen Individualität, darstellt, so kommt er doch nie aus den quantitativen Kategorieen heraus. Er beachtet es kaum, daſs das Genie — wie er selbst es darstellt — die vorgefundenen Zustände umgestaltet, zu etwas Anderm macht; er denkt nur daran, daſs es „den Begriff menschlicher Intellectualität erweitert“. Geniale Gestaltungen sind ihm „gesteigerte“, die gar keinen andern Inhalt, kein anderes Wesen haben, als die niedreren; denn sie gehören doch noch „derselben Bestrebung“ an, — als wenn nicht durch das Genie das Ziel selbst und die Mittel, also die Bestrebung selbst eine andere würde! „Gehört jede bedeutende Steigerung einer eigenthümlich schaffenden Kraft an“, muſs dann nicht auch ihre Bestrebung eine eigenthümliche sein? Das Genie nimmt einen höhern Aufflug und schreitet weiter vor; aber unbeachtet bleibt, daſs bei der Ausdehnung, dem Fortschritte, der Erhöhung die „Richtung“ und „Bestrebung“ selbst verändert ist. Die chinesische und die Sanskrit-Sprache sind ihm bloſs zwei weit von einander abstehende Stufen; aber das übersieht er: sie gehören auch gar nicht derselben Leiter an; denn es sind von verschiedenen Principien geschaffene Organismen. Bewuſst oder unbewuſst sagt Humboldt (oben): „so entdeckt man das von innen heraus abstehende Princip ihres verschiedenen Organismus“, wo das Wort „verschieden“ gegen den Zusammenhang verstellt und der Ausdruck abgestumpft ist. Wie wären aber die Organismen verschieden, wären es nicht ihre Principien! Verschiedene Principien aber sind verschiedene Bahnen, die sich wohl immer noch nach der Höhe der Grade messen lassen, aber auch wesentlich, d. h. der Richtung und dem Ziele nach auseinander gehen, und die eben nur darum auf verschiedenen Höhegraden sind, weil ihre verschiedenen Ziele es sind. Humboldt bringt beständig die Begriffe des Grades und der Individualität an einander (z. B. auch S. XVII: „dem Grade und der Art nach verschiedene Offenbarwerdung der menschlichen Geisteskraft); aber sie bleiben immer gegen einander, und jedes läſst die Wirksamkeit des andern rücksichtlich der Classification nicht aufkommen. Der Gegensatz wird zum zerstörenden Widerspruch.

Sowohl das Gefühl, als auch der Verstand haben die Einzelheit zum Gegenstande, und indem Humboldt durch beide

zur Betrachtung der eigenthümlichen Form der einzelnen Sprachen innerlich getrieben wird, so wirken hier auch in ihm Gefühl und Verstand derartig zusammen, daſs die Dunkelheit des erstern durch letztern erhellt, und so durch beide ein wundervoll zarter Tact für die Auffassung der feinsten Charakterzüge hervorgebracht wird. Aber Humboldt bleibt bei der Mannichfaltigkeit der individuellen Formen stehen, ohne ihre Einheit, ihre wahrhafte Allgemeinheit zu erkennen. Er kann sie nur in das quantitative Verhältniſs der Grade versetzen. Die Individualität ist freilich jeder quantitativen Messung so fremd, daſs dieselbe nie von Humboldt versucht wird; aber warum kann sich seine Theorie im Widerspruche zur Empirie doch nie von der Vorstellung der Grade losmachen?

Die allgemeinste Form aller Reflexionsverhältnisse ist die eines Dies- und Jenseitigen, welche beiden Momente zwar zusammengehören sollen, dennoch aber auseinander gerissen werden. Oben haben wir gezeigt, wie Humboldt in ihnen stehen geblieben ist. Das Allgemeine bleibt bei Humboldt immer ein Jenseitiges. Gerade das wahrhafte Wesen wird auf die andere nicht zu erreichende Seite gesetzt. Die Beziehung auf dasselbe wird also ein Streben; das Jenseitige wird zum Ziel. Hiermit aber sind wir auch schon in das Gebiet der Quantität getreten. Nähe und Ferne, Höhe und Tiefe sind hier die einzig möglichen Bestimmungen. Die Erkenntniſs der Dinge an sich ist aufgegeben, und was von ihnen ausgesagt wird, sind quantitativ bestimmbare Beziehungen. Humboldts Theorie nun kann den Begriff der Individualität nicht einmal ohne jenes Streben, ohne das jenseitige Ziel, also nicht auſserhalb jener Beziehungen denken. „Charakterbildung“ ist (Abh. über das vergleichende Sprachstudium §. 23) nichts Anderes als „Annäherung des Wesens an ein Ideal“. Mag nun auch die Empirie bemerken, daſs „das allgemeine Ideal als gleichzeitiger Inbegriff aller Erhabenheiten nicht individualisirbar“ sei, jede Individualität aber dennoch das Ideal, wenn auch nur „von Einer bestimmten Seite“ darstelle, so daſs sie mit andern zusammen im „geschlossenen Kreise“ die „Totalität“ bilde — die Theorie sieht nur, daſs die Individualität nie Totalität ist und ewig danach strebe, daſs sie ihr also ferner und näher stehe, und gerade hierin sieht sie das Wesen der-

selben. Weil die Theorie Humboldts die Einheit des Allgemeinen und Einzelnen nicht erkennt, schrumpft ihr einerseits ersteres, die Totalität selbst, zu etwas besonderm Jenseitigen zusammen, und fallen andererseits die Einzelnen zusammenhangslos aus einander, und sie kann nur erstere jedem der letzteren besonders gegenüberstellen, seine Entfernung von ihr messen, und danach seine Stufe bestimmen. Humboldts Empirie mufs zwar ausdrücklich, sobald die Theorie ausspricht: „In jeder Ueberschauung der Weltgeschichte liegt ein, auch hier angedeutetes Fortschreiten", sogleich die Verwahrung einlegen: „Es ist jedoch keinesweges meine Absicht, ein System der Zwecke oder bis ins Unendliche gehenden Vervollkommnung aufzustellen; ich befinde mich im Gegentheil hier auf einem ganz verschiedenen Wege" (S. XXII); die Theorie selbst mag glauben, ihre „Ansicht ist gänzlich von der der Zwecke verschieden, da sie nicht nach einem gesteckten Ziele hin, sondern von einer, als unergründlich anerkannten Ursache" — der menschlichen Geisteskraft — „ausgeht" (S. XXIV): es nützt das alles nichts, weil Kraft und Aeufserung, Ursache und Wirkung nicht in ihrer Einheit erfafst werden. Darum wird die Aeufserung das Ziel der Kraft; die Wirkung wird die Forderung, welche man der Ursache stellt; die Ursache ist ein Bedürfnifs, die Kraft ein Streben. „Sieht man nun, wie man kaum umhin kann zu thun" — bei obiger Theorie allerdings — „jede Sprache als einen Versuch, und wenn man die Reihe aller Sprachen zusammen nimmt, als einen Beitrag zur Ausfüllung dieses Bedürfnisses an, so läfst sich wohl annehmen, dafs die sprachbildende Kraft in der Menschheit nicht ruht, bis sie, sei es einzeln, sei es im Ganzen, das hervorgebracht hat, was den zu machenden Forderungen am meisten und am vollständigsten entspricht. Es kann sich also, im Sinne dieser Voraussetzung, auch unter Sprachen und Sprachstämmen, welche keinen geschichtlichen Zusammenhang verrathen, ein stufenweis verschiedenes Vorrücken des Princips ihrer Bildung auffinden lassen" (S. XXVI).

Der Stachel des Widerspruchs läfst Humboldt nie Ruhe. Sogleich, nachdem er den obigen theoretischen Satz ausgesprochen hat, tritt die Empirie hervor, die ihn nicht anerkennt: „Das Sprachstudium bedarf übrigens dieser, vielleicht zu hy-

pothetisch scheinenden Ansicht durchaus nicht (NB.) als einer Grundlage. Allein es kann und muſs (NB.) dieselbe als eine Anregung benutzen, zu versuchen, ob sich in den Sprachen ein solches stufenweis fortschreitendes Annähern an die Vollendung ihrer Bildung entdecken läſst". Der Widerspruch ist durch die Einschiebung des Wortes „Anregung" verwischt und abgestumpft. Das „muſs" läſst ihn in der That bestehen. Am Schlusse der Arbeit aber, wo Humboldt mehr aus seiner umfassenden und tief schauenden Empirie spricht, beantwortet er die Frage: „ob es nicht in der Sprachbildung" (nicht in demselben Stamm, aber überhaupt) „stufenartige Erhebungen zu immer vollkommenerer geben sollte?" (S. CCCXLIII ff.) verneinend.

Die drei bisher betrachteten Punkte und der vierte, zu dem wir nun übergehen, müssen sich gegenseitig Licht und Kraft geben. Die Darstellung der hauptsächlichsten Formen der Sprachverschiedenheit muſs zeigen, wie groſs diese sein kann, in welchem Momente der Sprache sie liegt, wie jede Form sich zum Denken verhält; und es muſs in der vorausgegangenen Betrachtung die Möglichkeit, die Nothwendigkeit, das Wesen dieser Verhältnisse im Allgemeinen erkannt sein. Fehlt nun hier Klarheit und Sicherheit, so kann sie sich auch im Folgenden nicht finden.

Als wir oben (S. 33) die vier Fragen aufstellten, in Bezug auf welche wir Humboldts Antwort hören wollten, konnte es scheinen, als seien dieselben bloſs von uns formulirt und also äuſserlich an Humboldts Arbeit herangebracht. Es wird sich nun aber schon ergeben haben, daſs Humboldt selbst diesen Gang innehält. Die §§. 1—7 beschäftigen sich mit der ersten Frage und den metaphysischen Grundlagen, die §§. 8 bis 12 mit den beiden andern Fragen, nur daſs die dritte ihrer Natur nach nicht abgesondert, sondern immer nur bei Gelegenheit mit den drei andern zusammen behandelt wird. Wir stehen jetzt beim §. 13, mit welchem die Darlegung der verschiedenen Sprachformen beginnt. Die erste Ueberschrift dieses Paragraphen „Genauere Darlegung des Sprachverfahrens" bezieht sich auf alles in den §§. 13—21 Gesagte, und es wer-

den in letztern die Punkte besprochen, welche den Unterschied der Sprachen ausmachen, auf welche gestützt von §. 22 an die Classification derselben gegeben wird. Es wird auch ausdrücklich im Anfange des §. 13 ausgesprochen, dafs alles Vorangehende nur die Voraussetzungen darlegen sollte, jetzt aber an die Sache gegangen werde. Jenen Voraussetzungen aber gemäfs will Humboldt die Verschiedenheit der Sprachen, das Eigenthümliche der Form einer jeden, nicht durch die „zergliedernde Beschreibung der einzelnen Theile" darstellen; es wird nicht einzeln nach einander, wie in unsern Grammatiken, vom Lautsysteme, Nomen, Pronomen u. s. w., sondern von Eigenthümlichkeiten der Sprache die Rede sein, welche durch alle jene einzelnen Theile, sie selbst näher bestimmend, durchgehen." Es sollen „Gesetze oder Richtungen und Bestrebungen" dargelegt werden, denen die verschiedenen Sprachen in ihrem verschiedenen Verfahren, dem Innern Ausdruck zu schaffen, folgen. Durch solche Gesetze und Richtungen erhalten die einzelnen Theile nicht blofs die gleiche Eigenthümlichkeit, durch welche sie als zu einer und derselben Sprachformation gehörig charakterisirt werden; sondern sie werden durch dieselben auch „näher bestimmt". Der letzte Ausdruck ist wieder matt, weil ein der Theorie gewaltsam von der Anschauung abgezwungenes Zugeständnifs. Er ist unbestimmt und dunkel: wie zwei Parteien, die gern Frieden haben möchten, ohne dafs er wirklich zwischen ihnen stattfindet, sich in unbestimmten, den Streit nicht schlichtenden, sondern verbergenden Ausdrücken vereinigen. Ich fürchte nämlich nicht zu irren, wenn ich annehme, dafs Humboldts historische Anschauung hat sagen wollen, jene Gesetze und Richtungen der Sprache färben nicht blofs die Redetheile und ihre Abwandlungsweise, sondern entscheiden über ihr Sein oder Nichtsein und über ihr Wesen, über das, was sie sind, und die Weise, wie sie sind. Humboldts Theorie aber begriff nicht, wie die Richtung der Sprache solche entscheidende Gewalt haben könne, da sie meinte, die Redetheile und Wortformen würden durch die unausweichlichen, logischen Gesetze des Denkens bestimmt. Sie erhob Einspruch gegen jene Anschauung, und diese gab nach in dem schwankenden Ausdrucke: „näher bestimmend". Uebrigens erinnern die Ausdrücke „Gesetze, Richtungen, Bestrebungen"

selbst daran, daſs hier vorzüglich auch die innere Sprachform gemeint ist; und indem nun zuerst (§. 13) jene Verschiedenheit der Richtungen in den Sprachen in ihrem Wortvorrath erwiesen werden soll, wird vorzugsweise auf die innere Seite des Wortes, auf die innere Sprachform in ihm, eingegangen, was aus S. CXXIV f. gewiſs wird.

Hier zeigen sich nun aber sogleich Verlegenheiten, die daraus entstehen, daſs die Natur des Begriffes nicht festgestellt ist (o. S. 42); und natürlich steht auch dieser Punkt im Zusammenhange mit dem Widerspruche der Theorie Humboldts gegen seine Empirie. Es heiſst (S. CXXIII): „Die Bezeichnung des Begriffs durch den Laut ist eine Verknüpfung von Dingen, deren Natur sich wahrhaft niemals vereinigen kann. Der Begriff vermag sich aber ebensowenig von dem Worte abzulösen, als der Mensch seine Gesichtszüge ablegen kann. Das Wort ist seine individuelle Gestaltung, und er kann, wenn er diese verlassen will, sich selbst nur in andern Worten wiederfinden.“ Man sieht, rein logisch betrachtet, nicht ein, wie der Begriff im Wort individuell gestaltet sein, und dabei doch, seiner Natur getreu, allgemein bleiben kann. Das thatsächliche Verhältniſs indessen, auf welches sich Humboldts Anschauung stützt, wird bald weiter (S. CXXIV) ausgesprochen: „Die Verbindung der verschiedenartigen Natur des Begriffs und des Lautes fordert, auch ganz abgesehen vom körperlichen Klange des letztern, und bloſs vor der Vorstellung selbst, die Vermittlung beider durch etwas Drittes, in dem sie zusammentreffen können. Dies Vermittelnde ist nun allemal sinnlicher Natur, wie in „Vernunft“ die Vorstellung des Nehmens, in „Verstand“ die des Stehens, in „Blüthe“ die des Hervorquellens liegt; es gehört der äuſsern oder innern Empfindung oder Thätigkeit an“. Sind denn nun Nehmen, Stehen, Hervorquellen nicht Begriffe? Hat ferner Humboldt nicht gerade bei Gelegenheit der Natur des Wortes S. LXXIV gesagt, daſs „selbst jeder äuſsere Gegenstand nur vermittelst des Begriffes für die Seele Wesenheit erhält“? Es verlangt also jeder Gegenstand die Vermittlung eines Begriffes, und jeder Begriff abermals Vermittlung eines Sinnlichen. — Nun solle man versuchen, fordert Humboldt, um die bestimmte Einheit des Wortvorraths einer Sprache zu erkennen, „von den concreten Wörtern zu den gleich-

sam wurzelhaften Anschauungen und Empfindungen aufzusteigen, durch welche jede Sprache, nach dem sie beseelenden Genius, in ihren Wörtern den Laut mit dem Begriffe vermittelt" (S. CXXV). Concrete Wörter sind nach dem vorangegangenen Beispiele: Vernunft, Verstand, Blüthe; wurzelhafte Anschauungen und Empfindungen sind z. B. nehmen, stehen, hervorquellen; jene, die Begriffe also oder concreten Wörter, werden unten gedacht, diese oben; denn von jenen zu letztern soll man aufsteigen. Nun heifst es aber weiter: „Diese Vergleichung der Sprache mit dem ideellen Gebiete, als demjenigen, dessen Bezeichnung sie ist, scheint jedoch umgekehrt zu fordern, von den Begriffen aus zu den Wörtern herab zu steigen, da nur die Begriffe, als die Urbilder, dasjenige enthalten können, was zur Beurtheilung der Wortbezeichnung, ihrer Gattung und ihrer Vollständigkeit nach, nothwendig ist." Inwiefern ist denn hier eine „umgekehrte Forderung" ausgesprochen? Die Forderung bleibt, von den Begriffen auszugehen; nur dafs hier der Gang ein Herabsteigen genannt wird. Offenbar bedeutet hier „Begriffe" etwas Anderes, als vorher; sie werden Urbilder genannt; und auch was er hier „Wörter" nennt ist nicht das, was vorher „wurzelhafte Anschauung und Empfindung" hiefs. Es wird hier nicht blofs ein umgekehrter Gang zwischen denselben Endpunkten desselben Weges gefordert; sondern ein ganz anderer Gang, zwischen zwei ganz anderen Punkten eines andern Weges. Sieht man nun wohl, wie noth es thut, die Wörter, deren man sich bedient, genau ihrer Bedeutung nach zu bestimmen? So plötzlich, wie hier geschehen, ändert sich die Bedeutung derselben Wörter. Hier, bei Humboldt, hat sich freilich der ganze grofse Gedankencomplex gegen einen andern umgetauscht. Von dem Beispiele ausgehend sprach die lebendige empirische Anschauung ihre Forderung aus. Wie ein böser Feind lauert die Theorie und schneidet ihr das Wort ab. „Diese Vergleichung der Sprache, sagt sie, mit dem ideellen Gebiete" u. s. w. Aber ist denn hier von einer Vergleichung der Sprache mit Urbildern die Rede? Nein; blofs die Theorie konnte wieder nicht anders als mifsverstehen und verdrehen. Die Anschauung fordert, man solle in allen Wörtern, besonders in denen mit abstracter Bedeutung, das sinnliche Band zwischen dieser Bedeutung und dem Laute aufsuchen,

welches Band eine Anschauung oder Empfindung ist. Weil dieses Band nur durch „die Ableitung“ zu finden ist, so wird das Suchen desselben ein Aufsteigen genannt. Die Theorie aber ruft Halt. Du willst also, sagt sie, ausmessen, in welcher Weise die Begriffe als die Elemente der Gedankenwelt ihre Bezeichnung im Worte gefunden haben; dann mufst du von den Urbildern, den Begriffen, ausgehen und, in die Sprache hinabsteigend, in dieser die Aequivalente für jene suchen. Während die Anschauung drei Elemente im concreten Worte vor sich hatte: Begriff, Laut und Band zwischen beiden, hat die Theorie jenseit des Wortes in einem ideellen Gebiete gewisse, nicht näher zu bestimmende, Urbilder, und nun soll das diesseitige Wort mit dem jenseitigen Urbilde verglichen werden. Das geht natürlich nicht: „Das Verfolgen dieses Weges wird durch ein inneres Hindernifs gehemmt, da die Begriffe, so wie man sie mit einzelnen Wörtern stempelt, nicht mehr blofs etwas Allgemeines, erst näher zu Individualisirendes darstellen können“; d. h. alle diesseitigen Begriffe oder alle Wörter unserer Sprache sind individualisirte Begriffe; die Urbilder aber, die etwas nicht individualisirtes Allgemeines an sich darstellen, sind jenseitig, und wir können nicht zu ihnen gelangen; denn immer „bleibt zwischen der engsten Kategorie und dem durch das Wort individualisirten Begriff eine nie zu überspringende Kluft“. Daher meint denn die Theorie: „Inwiefern also eine Sprache die Zahl der zu bezeichnenden Begriffe erschöpft, und in welcher Festigkeit der Methode sie von den ursprünglichen Begriffen zu den abgeleiteten besonderen“ (d. h. von den idealen Urbildern zu den individuell gestempelten Begriffen der Wörter) „herabsteigt, läfst sich im Einzelnen nie mit einiger Vollständigkeit“ (nein, gar nicht) „darstellen, da der Weg der Begriffsverzweigung nicht durchführbar ist, und der der Wörter wohl das Geleistete, nicht aber das zu Fordernde zeigt“.

Wer fordert denn? die Theorie. Nun, sobald sie ihre Forderung ausspricht, hat ja die Sprache schon geleistet. Das ist kein Scherz. Denn Humboldt in seiner genialen Anschauung weifs, dafs, wenn die Forderung unendlich ist, auch die Leistungskraft der Sprache unendlich ist, wie das wiederholt ausgesprochen ist: S. LXXVI—CVII und kurz vor der bespro-

chenen Stelle S. CXXII: „Das Verfahren der Sprache ist aber nicht blofs ein solches, wodurch eine einzelne Erscheinung zu Stande kommt; es mufs derselben zugleich die Möglichkeit eröffnen, eine unbestimmbare Menge solcher Erscheinungen und unter allen ihr von dem Gedanken gestellten Bedingungen hervorzubringen. Denn sie steht ganz eigentlich einem unendlichen und wahrhaft gränzenlosen Gebiete, dem Inbegriff alles Denkbaren, gegenüber. Sie mufs daher von endlichen Mitteln einen unendlichen Gebrauch machen, und vermag dies durch die Identität der Gedanken und Sprache erzeugenden Kraft". Die Theorie, welche diese Identität nicht begriff, begreift noch weniger, wie von endlichen Mitteln ein unendlicher Gebrauch gemacht werden könne. Daher stellt sie letztern als ein jenseitiges Gebiet dar. — Indefs, unbekümmert um die Einrede der Theorie, behauptet die Empirie nichts desto weniger (S. CXXVI), jede Sprache habe eine Einheit des Wortvorraths, und diese sei zu betrachten. Aber die Empirie ist doch hier so beeinflufst von der Gegenrede der Theorie, dafs sie sich ganz schief ausdrückt, wenn sie sagt: „Die Einheit des Wortvorraths beruht auf dem, durch die Verwandtschaft der Begriffe geleiteten Zusammenhange der vermittelnden Anschauungen und Laute". Also der Zusammenhang der vermittelnden Anschauungen werde von der Verwandtschaft der Begriffe geleitet? Davon kann die Empirie nichts wissen; das hat sie sich von der Theorie einreden lassen. Wenn aber dem so wäre, so müfste man allerdings von den Begriffen zu den Wörtern herabsteigen, da jene die leitenden wären. Und Humboldt macht gar keinen Versuch, die Einheit des Wortvorraths einer Sprache nachzuweisen; sondern der noch folgende Theil des §. 13 spricht von der Bildung der Wörter aus Wurzeln, und von verbalen und pronominalen Wurzeln und ähnlichen Dingen, die nur die allgemeinste Vorbereitung für jene Aufgabe gewähren. Und so verläuft sich die Frage von der einheitlichen Form des Wortvorraths jeder Sprache und von den Verschiedenheiten der Sprachen durch die verschiedenen Principien jener Einheit fast ganz ergebnifslos; kaum dafs die Aufgabe als solche festgehalten wird.

Betrachten wir jetzt die Gestaltung der Sprachverschiedenheit in den Wortformen.

Humboldt sagt (§. 14, Anf.): „Ehe wir zu den wechselseitigen Beziehungen der Worte in der zusammenhängenden Rede übergehen, muſs ich eine Eigenschaft der Sprachen erwähnen, welche sich zugleich über diese Beziehungen und über einen Theil der Wortbildung selbst verbreitet... Die hier wirksame oder hemmende Eigenschaft der Sprachen ist nämlich die, welche man unter den Ausdrücken: Isolirung der Wörter, Flexion und Agglutination zusammen zu begreifen pflegt". Diese merkwürdig unklare Einleitung, welche es dunkel läſst, ob man es mit einer Eigenschaft oder dreien zu thun hat, darf hier nicht klarer gemacht werden, weil sie auf den ganzen Gang der Untersuchung von Einfluſs ist, und also auch diese nur unter Voraussetzung jener Dunkelheit klar wird. Es heiſst weiter: „Sie ist der Angelpunkt, um welchen sich die Vollkommenheit des Sprachorganismus dreht; und wir müssen sie daher so betrachten, daſs wir nach einander ntersuchen, aus welcher innern Forderung sie in der Seele entspringt, wie sie sich in der Lautbehandlung äuſsert, und wie jene innern Forderungen durch diese Aeuſserung erfüllt werden, oder unbefriedigt bleiben?" Die Forderungen gehören zur innern Sprachform; die Aeuſserung betrifft die Bildungsweise der äuſsern Lautform. Jene Eigenschaft durchdringt also das ganze Wesen der Sprache nach ihrer doppelten Seite.

Zuerst die innere Forderung: „Es gesellt sich zu dem Acte der Bezeichnung des Begriffes selbst noch eine eigene, ihn in eine bestimmte Kategorie des Denkens oder Redens versetzende Arbeit des Geistes; und der volle Sinn des Wortes geht zugleich aus jenem Begriffsausdruck und dieser modificirenden Andeutung hervor. Diese beiden Elemente aber liegen in ganz verschiedenen Sphären. Die Bezeichnung des Begriffs gehört dem immer mehr objectiven Verfahren des Sprachsinnes an. Die Versetzung desselben in eine bestimmte Kategorie des Denkens ist ein neuer Act des sprachlichen Selbstbewuſstseins, durch welchen der einzelne Fall, das individuelle Wort, auf die Gesammtheit der möglichen Fälle in der Sprache oder Rede bezogen wird. Erst durch diese, in möglichster Reinheit und Tiefe vollendete und der Sprache selbst fest einverleibte Ope-

ration verbindet sich in derselben, in der gehörigen Verschmelzung und Unterordnung, ihre selbstständige, dem Denken entspringende und ihre mehr den äufsern Eindrücken in reiner Empfänglichkeit folgende Thätigkeit". Manches ist hier unklar, doch versteht man im Ganzen, was gemeint ist. Humboldt fährt fort: „Es gibt daher (?) natürlich Grade, in welchen die verschiedenen Sprachen diesem Erfordernisse genügen, da in der innerlichen Sprachgestaltung keine dasselbe ganz unbeachtet zu lassen vermag. Allein auch in denen, wo dasselbe bis zur äufserlichen Bezeichnung durchdringt" (jenem Erfordernisse läfst sich also auch ohne äufserliche Bezeichnung genügen; aber wie?), „kommt es auf die Tiefe und Lebendigkeit (NB.) an, in welcher sie wirklich (NB.) zu den ursprünglichen Kategorieen des Denkens aufsteigen und denselben in ihrem Zusammenhange Geltung verschaffen". Dieser Satz leidet wieder an logischer Unklarheit. Denn worauf kommt es an? auf die Tiefe und Lebendigkeit? oder dafs man wirklich zu den ursprünglichen Kategorieen des Denkens hinaufsteigt und nicht falsche Bahnen einschlägt? Erstere, die Tiefe und Lebendigkeit, sind graduell bestimmbar, und darauf will Humboldt hier hinaus; letzteres, das „wirklich", erzeugt verschiedene geschlossene Systeme — eine Verschiedenheit, deren Möglichkeit er nicht begreift, deren Gedanke aber im Hintergrunde seines Geistes lebend, sich immer in die Bestimmung jener graduellen Verschiedenheit eindrängt, die Klarheit des Ausdrucks trübt, aber nie alleinherrschend in den hellen Vordergrund treten kann. So, immer im Zwielicht, fährt Humboldt fort: „Denn diese Kategorieen bilden wieder ein zusammenhängendes Ganzes unter sich, dessen systematische Vollständigkeit die Sprachen mehr oder weniger durchstrahlt". Zur oberflächlichen „Vollständigkeit", die sich nach Zahlen berechnen und graduell bestimmen läfst, gesellt sich sogleich das tiefe, aber unbestimmte Wort „durchstrahlt", wodurch die ganze Anschauung verändert, nämlich qualitativ und substantiell bestimmt ist.

Nachdem wir die innere Forderung kennen gelernt haben, fragen wir, wie sie sich in der Lautbehandlung äufsere, und wie ihr diese genüge? (S. CXXXIX): „Das Wort läfst nur auf zwei Wegen eine Umgestaltung zu: durch innere Veränderung oder äufsern Zuwachs". In ersterem Falle „ist die Unterschei-

dung der Andeutung" (der grammatischen Beziehungen) „von der Bezeichnung" (der Vorstellungen ihrem Inhalte nach) „leicht und unfehlbar". Anders beim äufsern Zuwachs. „Der andeutende Theil des Wortes mufs mit der in ihn zugleich gelegten Lautschärfe gegen das Uebergewicht des bezeichnenden auf eine andere Linie, als dieser, gestellt erscheinen; der ursprüngliche bezeichnende Sinn des Zuwachses, wenn ihm ein solcher beigewohnt hat, mufs in der Absicht, ihn nur andeutend zu benutzen, untergehen, und der Zuwachs selbst mufs, verbunden mit dem Worte, nur als ein nothwendiger und unabhängiger Theil desselben, nicht als für sich der Selbstständigkeit fähig behandelt werden. Geschieht dies, so entsteht . . . eine Umgestaltung der Wörter durch Anbildung" (eigentliche und vorzugsweise Flexion), „und wir haben alsdann den wahren Begriff eines Suffixes" u. s. w.

Nach der Darlegung des Wesens der Flexion fährt er fort (S. CXLVI): „Zwischen dem Mangel aller Andeutung der Kategorieen der Wörter, wie er sich im Chinesischen zeigt, und der wahren Flexion kann es kein mit reiner Organisation der Sprachen verträgliches Drittes geben. Das einzige dazwischen Denkbare ist als Beugung gebrauchte Zusammensetzung" (diese war aber S. CXL streng von der Anbildung geschieden: „in beiden liegt ein entgegengesetztes Princip"; trotzdem fährt er fort): „also beabsichtigte, aber nicht zur Vollkommenheit gediehene Flexion"; (was berechtigt zur Annahme der Absicht auf Flexion, wenn das entgegengesetzte Verfahren, Zusammensetzung, vorliegt? Aber Humboldt begreift nicht, wie die Sprachen eine andere Absicht haben können.) „mehr oder minder mechanische Anfügung, nicht rein organische Anbildung." (Durch diese bildlichen (S. CXLI) Ausdrücke wird nichts gewonnen; ja es scheint sogar unpassend, die Zusammensetzung einen mechanischen Vorgang zu nennen.) „Dies nicht immer leicht zu erkennende Zwitterwesen hat man in neuerer Zeit Agglutination genannt. Diese Art der Anknüpfung von bestimmenden Nebenbegriffen entspringt auf der einen Seite allemal aus Schwäche des innerlich organisirenden Sprachsinnes" (so dafs er, wie später hervorgeht „den Bau der Laute" nicht bewältigt) „oder aus Vernachlässigung der wahren Richtung desselben" (so dafs er absichtlich den Bau der Laute vernachlässigt, oder auch, wie

oben bemerkt war, in der Absonderung der Kategorieen irrte), „deutet aber auf der andern dennoch das Bestreben an, sowohl den Kategorieen der Begriffe auch phonetische Geltung zu verschaffen, als dieselben in diesem Verfahren nicht durchaus gleich mit der wirklichen Bezeichnung der Begriffe zu behandeln. Indem also eine solche Sprache nicht auf die grammatische Andeutung Verzicht leistet, bringt sie dieselbe nicht rein zu Stande, sondern verfälscht sie in ihrem Wesen selbst. Sie kann daher scheinbar und bis auf einen gewissen Grad sogar wirklich eine Menge von grammatischen Formen besitzen, und doch nirgends den Ausdruck des wahren Begriffs einer solchen Form wirklich erreichen. Sie kann übrigens einzeln auch wirkliche Flexion durch innere Umänderung der Wörter enthalten, und die Zeit kann ihre ursprünglich wahren Zusammensetzungen scheinbar in Flexionen verwandeln, so daſs es schwer wird, ja zum Theil unmöglich bleibt, jeden einzelnen Fall richtig zu beurtheilen. Was aber wahrhaft über das Ganze entscheidet, ist die Zusammenfassung aller zusammengehörenden Fälle“ (unklar! was ist „das Ganze“? wird dabei zugleich über „jeden einzelnen Fall“ entschieden, oder könnte dieser im Gegensatze zum Ganzen stehen? was sind „alle zusammengehörenden Fälle“? was ist „Zusammenfassung“? etwa die Mehrzahl? Humboldt scheint allerdings, wie aus dem Schlusse des § hervorgeht, zu meinen, da „keine Sprache durchaus agglutinirend ist“, sondern in jeder einzelne Fälle der Flexion vorkommen, daſs die Mehrzahl der Fälle darüber entscheiden müsse, ob eine Sprache im Ganzen agglutinirend oder flectirend zu nennen sei. Aus diesen Verhältnissen der reinen Quantität, der bloſsen Zahl, flüchtet er sich indessen sogleich in die der Intensität. Es heiſst nämlich in unserer Stelle weiter): „Aus der allgemeinen Behandlung dieser“ (d. h. aller zusammengehörenden Fälle) „ergibt sich alsdann, in welchem Grade der Stärke oder Schwäche das flectirende Bestreben des innern Sinnes über den Bau der Laute Gewalt ausübte. Hierin allein kann der Unterschied gesetzt werden. Denn diese sogenannten agglutinirenden Sprachen unterscheiden sich von den flectirenden nicht der Gattung nach, wie die alle Andeutung durch Beugung zurückweisenden, sondern nur durch den Grad, in welchem ihr dunkeles Streben nach derselben Richtung hin mehr oder weniger miſslingt“. Also

das „Dunkele“ und Stumpfe unterscheidet sich von der „Helle und Schärfe des Sprachsinnes“ (S. CXLVII), und das „Mifslingen“ vom Gelingen, das „Verfälschte“ von der Wahrheit, nur dem Grade nach! Ja sogar die Wirklichkeit und Unwirklichkeit wird nach Graden gemessen!

Kann man wohl bei irgend einem anderen Schriftsteller eine ähnliche Seite nachweisen, wie die so eben aus Humboldt mitgetheilte? Bewegen sich hier nicht die Widersprüche wie im Wirbelwinde? Ist das nicht ein Kampf, in welchem jeden Augenblick der Sieg von der einen Seite zur andern schwankt? Dies leuchtet theils von selbst ein, theils ist in den Klammern auf die Widersprüche ausdrücklich aufmerksam gemacht worden. Nachträglich nur noch wenige Bemerkungen. Humboldt sagt, die Agglutination deute das „Bestreben an, sowohl den Kategorieen der Begriffe auch phonetische Geltung zu verschaffen, als dieselben in diesem Verfahren nicht durchaus gleich mit der wirklichen Bezeichnung der Begriffe zu behandeln“. Er spricht also von „den Kategorieen der Begriffe“, d. h. den bekannten, feststehenden, nothwendigen. Wenn es aber wahre und falsche Richtungen des innerlich organisirenden Sprachsinnes gibt, wie es in den beiden Zeilen vorher hiefs, werden dann nicht auch wahre und falsche Kategorieen zum Vorschein kommen müssen? Werden also nicht die agglutinirenden Sprachen vor allem solche sein, welche zwar gewissen Kategorieen phonetische Geltung zu verschaffen streben, nur nicht den rechten, sondern falschen? Diese Ansicht, die wirklich in Humboldts Anschauung lebt, wird nur beständig zurückgedrängt, wie lebhaft sie auch vorstrebt. — Der helle und scharfe Sprachsinn, heifst es (S. CXLVII), ergreift keinen falschen Weg. Agglutination aber ist Erzeugnifs des dunkeln Sprachsinns. Könnte auch dieser in seiner Dunkelheit und Stumpfheit den richtigen Weg einschlagen, worin sollte sich denn sein dunkles Streben zeigen? Gleich darauf heifst es, dafs der Sprachsinn, selbst im Dunkel und auf Irrwegen doch oft einen Weg ergriffe, der von gleich grofsem Scharfsinne und gleich feinem Gefühl zeugt. Wie wäre das möglich! Humboldt führt als Beweis solches feinen Gefühls an, dafs solche Sprachen sich meist mit „einer rohen Nachbildung des Lautes“ behelfen.

Die Flexion wird ausdrücklich, im Gegensatze zur Isolirung

und Agglutination, als das allein wahrhafte, reine Princip der Sprache von Humboldt anerkannt, und es wird ihre Wirksamkeit näher dargelegt. Zuerst (§. 15—18) wird gezeigt, wie „die Worteinheit und die angemessene Trennung der Theile des Satzes“ nur bei der Flexion möglich ist. Während die chinesische Sprache, als die isolirende, die Theile des Satzes aus einander fallen läſst, fassen manche der agglutinirenden Sprachen, nämlich die amerikanischen und besonders die mexikanische, den Satz in zu groſser Strenge als Einheit auf, wobei die Selbständigkeit der Theile verloren geht, daher sie einverleibende Sprachen genannt werden. Das Verbum ist in ihnen das umfassende, zusammenhaltende Element.

Endlich (§. 21), wenn man das Wesen der Sprachformung am schärfsten zugespitzt als Synthesis bestimmt — als Synthesis von Laut und Begriff, von Stamm und Endung, von Subject und Prädicat — so zeigt sich die volle Kraft derselben nur in der Flexion. Dies wird von Humboldt ausführlich am Verbum nachgewiesen, in welchem die genannte dreifache Synthesis, wie bei keinem andern Redetheile, zusammenfällt.

So viel Schönes aber auch Humboldt noch hier und da über die Verschiedenheit der Sprachen und ihren Einfluſs auf den Geist sagt, es kann nicht klar werden, weil der Grund von allem dunkel geblieben ist, der Grund, das Wesen der Verschiedenheit. Selbst vorher, wo Humboldt die echte Flexion darstellt, war sie ihm so wenig klar nach der Tiefe ihres Wesens, daſs er auch dort, nachdem er ausdrücklich auf die Verschiedenheit zwischen Zusammensetzung und Anbildung (Flexion) hingewiesen und erklärt hat, daſs diese beiden nicht in eine Classe gehören, trotzdem sagen konnte (S. CXLI): „Die Anbildung scheidet sich in gewissen Gattungen von Sprachen nicht rein und absolut, sondern nur dem Grade nach von der wahren Zusammensetzung ab“. Hier gibt es also „Gattungen von Sprachen“, und der Ausdruck läſst es sogar dunkel, ob diese nicht flectirend sind, oder bloſs agglutinirend. Wenn aber auch letzteres gemeint ist, so frage ich: ist denn nicht zwischen der graduellen Abscheidung von der Zusammensetzung und der reinen und absoluten Abscheidung von derselben ein absoluter Unterschied?

Wir kehren jetzt, nachdem wir mit der Betrachtung die-

Gegenstandes fertig sind, zum Anfang (o. S. 58) zurück. Wir sahen schon die Aufgabe rücksichtlich „einer (NB.) Eigenschaft, welche man unter den drei (NB.) Ausdrücken Isolirung, Flexion und Agglutination zusammen (NB.) zu begreifen pflegt“, dunkel gestellt, und wir sind auch jetzt noch nicht völlig klar darüber. Wenn die Aufgabe selbst nicht klar ist, so kann es der Plan noch weniger werden. Es sollte zuerst untersucht werden, „aus welcher inneren Forderung“ (der Singular!) „sie“, die drei und doch nur eine Eigenschaft, „in der Seele entspringt ... und wie jene inneren Forderungen“ (der Plural!) „erfüllt werden“. Diese Mehrheit ist vergessen worden.

Dieses Vergessen, schon aus der Dunkelheit, die über die ganze Untersuchung schwebt, erklärlich — die Mehrheit ist nicht eigentlich vergessen, sondern sie ist nicht recht ans Licht getreten, ihre Möglichkeit nicht begriffen — hängt zusammen mit einem andern Fehler. Humboldt sagt (S. CXXXVIII): „Wir können nur ... von den Lauten und ihrer Zergliederung in den innern Sinn eindringen“. Wie durfte er also erst nach der innern Forderung und dann nach der Lautbehandlung fragen? Drei verschiedene Behandlungsweisen des Lautes lagen ihm vor Augen; welche innere Forderung liegt einer jeden derselben zu Grunde? das wäre dann die Frage gewesen. Aber gerade, weil auf diese Frage die Antwort einzig nur so lauten konnte: drei verschiedene innere Forderungen, darum durfte er sie nicht stellen; denn er konnte eine Verschiedenheit innerer Forderungen nicht begreifen, weil er das Verhältniſs der innern Sprachform zu den Denkformen nicht begriffen hatte; und das konnte er ja nicht, weil er nicht klar sah, wie sich die Sprache zum Geiste überhaupt verhält.

Wenn die innere Sprachform für identisch mit den allgemeinen Denkformen genommen wird, wie Humboldt das thut, so lassen sich wohl auch rücksichtlich ihrer der Sprachverschiedenheit gewisse Zugeständnisse machen, doch nicht ohne Inconsequenz, und nicht ohne daſs diese sogleich wieder möglichst abgestumpft werden müssen; die wesentliche, principielle Einheit muſs immer festgehalten werden. Diese Theorie kann eine Verschiedenheit des Princips, absolute Verschiedenheit der Sprachen, nicht begreifen. Aber die Empirie hat eine solche gefunden. Sie weiſs, daſs es Sprachen mit grammatischen For-

men und ohne solche gibt (vergl. Abh. über das Entstehen der grammatischen Formen), und behauptet, dafs „jener Unterschied, der zwei Classen von Sprachen bestimmt von einander absondert, nicht gänzlich ein relativer, ein blofs im Mehr oder Weniger bestehender, sondern wirklich ein absoluter ist" (das.). Diesen Erfahrungssatz hielt Humboldt auch fest. Denn bei seiner Empirie war seine innerste Eigenthümlichkeit betheiligt; die Unzulänglichkeit seiner Theorie fühlte er selbst; ihr zu Liebe konnte er jene, seine eigene Subjectivität, nicht aufopfern. Auch in der Einleitung also sagt er (S. CCII): „Wir können in der zahllosen Mannichfaltigkeit der vorhandenen und untergegangenen Sprachen einen Unterschied festhalten, der für die fortschreitende Bildung des Menschengeschlechts von entschiedener Wichtigkeit ist, nämlich den zwischen Sprachen, die sich aus reinem Principe in gesetzmäfsiger Freiheit kräftig und consequent entwickelt haben, und zwischen solchen, die sich dieses Vorzuges nicht rühmen können": und es ist ihm (S. CCIV) „unzweifelhaft, dafs die Flexionsmethode ausschliefslich das reine Princip des Sprachbaues in sich bewahrt". Wird dem nun von der Theorie entgegen gehalten (S. XXV): „es gibt Dinge in den Sprachen, die sich nur nach dem auf sie gerichteten Streben, nicht gleich gut nach den Erfolgen dieses Strebens, beurtheilen lassen. Denn nicht immer gelingt es den Sprachen, ein, auch noch so klar in ihnen angedeutetes Streben vollständig durchzuführen. Hierhin gehört z. B. die ganze Frage über Flexion und Agglutination, über welche sehr viel Mifsverständnifs geherrscht hat, und noch fortwährend herrscht"; so erwidert die Empirie (S. CXI): „Eine mit der erforderlichen Kraft geschleuderte Kugel läfst sich nicht durch entgegenwirkende Hindernisse von ihrer Bahn abbringen, und ein mit gehöriger Stärke ergriffener und bearbeiteter Ideenstoff entwikkelt sich in gleichförmiger Vollendung bis in seine feinsten und nur durch die schärfste Absonderung zu trennenden Glieder". Die Empirie, welche das Auge fest auf die vorliegende Sprache hält, kann sich auf ein fingirtes Streben nicht einlassen. Eingebildet ist ein solches Streben, das nicht aus seinen Erfolgen sichtbar ist.

Hier zeigt sich nun aber auch der Mangel der Empirie, die ohne Unterstützung von der Theorie bleibt. Was sie un-

ter Princip versteht, ist — weil sie nicht Begriffe zu bestimmen vermag — so inhaltsleer, daſs sie keine Classification der Sprachen, keine Ordnung derselben nach ihren Arteigenthümlichkeiten, welche sie doch aufs Tiefste fühlt, aufstellen kann, sondern sich nur des abstracten Unterschiedes von gesetzmäſsigen und ungesetzmäſsigen, vollkommneren und unvollkommneren Sprachen bewuſst wird. Obgleich sie gefunden hatte, „daſs in jeder Sprache eine geistige Einheit liege" (S. LXII), auf der ihre Form (§. 8) beruht, und obgleich sie weiſs (S. CCI): „Jene Einheit kann nur die eines ausschlieſslich vorwaltenden Princips sein", so sagt sie trotzdem (§. 23, Anf.): „Die von der durch die rein gesetzmäſsige Nothwendigkeit vorgezeichneten Bahn abweichenden Wege können von unendlicher Mannigfaltigkeit sein. Die in diesem Gebiete befangenen Sprachen lassen sich daher nicht aus Principien erschöpfen und classificiren; man kann sie höchstens nach Aehnlichkeiten in den hauptsächlichsten Theilen ihres Baues zusammenstellen". Mit dergleichen trivialen Zusammenstellungen aber gab sich Humboldt nicht ab. — „Wie verschieden aber auch", heiſst es (S. CCX), „die Abweichungen von dem reinen Principe sein mögen, so wird man jede Sprache doch immer danach charakterisiren können, inwiefern in ihr der Mangel von Beziehungs-Bezeichnungen, das Streben, solche hinzuzufügen und zu Beugungen zu erheben, und der Nothbehelf, als Wort zu stempeln, was die Rede als Satz darstellen sollte, sichtbar ist". Hierbei werden sich verschiedene Principien auffinden lassen, und, fährt Humboldt fort, „aus der Mischung dieser Principe wird das Wesen einer solchen Sprache hervorgehen". In dieser Mischung wird sich selbst wieder ein einheitliches Princip herausstellen und so setzt Humboldt hinzu: „Allein in der Regel" (nicht immer?) „wird sich aus der Anwendung der Principien eine noch individuellere Form entwickeln" — und doch keine Classification nach Principien, nach diesen „individuelleren Formen" möglich! Der Fehler lag schon in dem obigen „inwiefern in ihr der Mangel etc."; denn „inwiefern" heiſst wie viel oder wie wenig, es fragt nach dem Grade. Darum hat Humboldt kein Recht von einer „Mischung dieser Principien" zu reden, da er nur Grade und nicht eine specifisch verschiedene Natur in jenem

„Mangel“, in jenem „Streben“ und jenem „Nothbehelf“ erkannt hat; und da er kein Recht hat auf die Annahme von Principien, so werden sie ihm auch nicht zu wahrhaftem geistigen Eigenthum.

Da es überhaupt unmöglich ist, daſs sich ein Mensch rein und ausschlieſslich empirisch verhalten könne, so war es nothwendig, daſs sich selbst bei jener Unterscheidung der Empirie von zwei Arten der Sprachen die Theorie einmischte. Schon in dem oben (S. 65) angeführten Satze (aus der Abh. über die Entst. d. gr. Formen): „Jener Unterschied, der zwei Classen von Sprachen bestimmt von einander absondert, ist nicht gänzlich ein relativer . . . sondern wirklich ein absoluter“ wird die Relation selbst durch den Ausdruck „nicht gänzlich“ in Relation gesetzt, wie wir schon oben (S. 62) das „Wirklich“ in Relation gesehen haben, so daſs diese sich nun natürlich hier auch auf das Absolute erstreckt. Ferner verrathen ja auch die Namen „vollkommnere und unvollkommnere“ Sprachen die Rücksicht auf die Stufen, wie sie Humboldts Theorie kennt. So wie die Empirie ihren Kreis, die empirischen Einzelheiten, verläſst, so verfällt sie unausweichlich den Schwächen der Theorie. (S. CCI): „Nähert sich das Princip einer Sprache dem allgemeinen sprachbildenden Principe im Menschen so weit, als dies die nothwendige Individualisirung erlaubt u. s. w.“ Die Erfahrung an sich kennt nur individuelle Principien, kein allgemeines sprachbildendes Princip, und entlehnte sie dieses von der Theorie, so war auch das quantitative Verhältniſs zwischen dem Allgemeinen und Einzelnen zugleich mit entlehnt, so gab es eine Nähe und eine Ferne des Letztern zu und von dem Erstern. Um nun nicht, was nothwendig erfolgen muſste, in die ganze Stufenleiter von gröſserer oder geringerer Nähe und Ferne zu verfallen, um ihren eigenen Gehalt gegen die Schlingen der Theorie, in welchen die Empirie schon verstrickt war, zu retten, konnte sie eben nur mit aller Gewaltsamkeit die Stricke zerreiſsen, indem sie trotz jener relativen Unterschiede der Nähe und Ferne und mitten in sie hinein den absoluten Unterschied hinstellte.

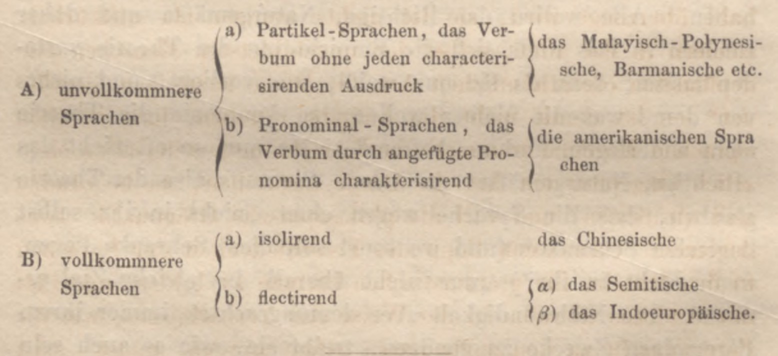
Wir haben gesehen, wie Humboldt durch theoretische Irrthümer jeder Art nur zu Gradunterschieden der Sprachen gelangt ist. Nur in gewaltsamer Weise konnte die Empirie der Theorie den principiellen, absoluten Unterschied der Sprachen abringen; darum widerfährt ihr nur ihr Recht, wenn jetzt wiederum dieser Unterschied gewaltsam vernichtet wird. Humboldt nämlich will etwas thun, was, sagt er (S. CCCXVII), „wie ich mir schmeichele, dazu beitragen wird, den befremdenden Eindruck des Heraushebens einiger Sprachen, als der allein berechtigten, welches die andern eben dadurch zu unvollkommneren stempelt, zu vermindern“. Aber — um der Wissenschaft willen! — was geht das den Forscher nach Wahrheit an, ob einer seiner gefundenen Sätze diesen oder jenen „befremdet“? Die Sache aber liegt so: nicht sowohl weil es Andere befremden mufste, sondern zumeist, weil es ihn selbst, Humboldt, befremdete, sich von Sprachen mit reinem und unreinem Principe reden zu hören, will er einlenken. Es mufste ihn aber befremden; denn er hatte kein Recht dazu. Denn in der Theorie hatte er nur Gradverschiedenheit aufgefunden; aus der Empirie aber hatte er jenen absoluten Gegensatz kennen gelernt, und nun soll diese zu jener gehen, sich vor ihr demüthigen, sich von ihr durch Folter den Widerruf erpressen lassen. Ist das nicht Folter, wenn die Empirie, was sie aus ihrer lebendigen, concreten Anschauung kennen gelernt hat, jene vier Sprachformen: die Flexion, die Isolirung, die Agglutination und die Einverleibung, für abstract ausgeben soll, wie ihr die abstracte Theorie Humboldts (das.) zumuthet? Letztere will nicht, dafs gewisse Sprachen, gewisse Volksgeister für absolut bevorzugt gelten sollen. Die Flexion wäre aber ein absoluter Vorzug; und so erklärt denn die Theorie, dafs derselbe in seiner Reinheit keiner Sprache gehöre; keine Sprache habe vollkommene Flexion; die sanskritischen Sprachen näherten sich ihr nur am meisten; in den wirklichen Sprachen, den concreten Formen, lägen mehrere jener abstracten Formen vereinigt, so dafs alle Sprachen Theil haben an der Seligkeit und an der Hölle, die eine mehr an jener, die andere mehr an dieser; aber — sie sind alle Sünder! Das Gewissen der Theorie aber ist bei dieser Inquisition und Tortur schlecht, und darum ihre Sprache unsicher und stockend: „Alle Sprachen tragen eine

oder mehrere dieser Formen in sich" — was heifst das? — „und es kommt zur Beurtheilung ihrer relativen Vorzüge darauf an, wie sie jene abstracten Formen in ihre concrete aufgenommen haben, oder vielmehr, welches das Princip dieser Annahme oder Mischung ist?" Kommen wir also doch endlich immer wieder auf ein Princip zurück, das wahr und falsch sein kann? Die Empirie fühlt, dafs ihre inquisitorische Gegnerin ein schlechtes Gewissen hat, und dafs das ihrige gut ist, und darum sagt sie zuletzt trotz all dem (S. CCCXX): „Von welcher Seite der Betrachtung ich ausgehen mag, kann ich immer nicht umhin, den entschiedenen Gegensatz zwischen den Sprachen rein gesetzmäfsiger und einer von jener reinen Gesetzmäfsigkeit abweichenden Form deutlich und unverholen aufzustellen. Meiner innigsten Ueberzeugung nach wird dadurch blofs eine unläugbare Thatsache" (versteht sich blofs eine Thatsache, welche die Theorie nicht begründen konnte) „ausgedrückt" — und sie bewegt sich doch!

Zu einer weitern Classification aber kann unter solchen Verhältnissen die Empirie nicht gelangen. Sie kann durchaus nicht anders als zugestehen, dafs (S. CCCXLV) „alle Völker bei ihrer Sprachbildung nur immer eine und dieselbe Tendenz haben. Alle wollen das Richtige, Naturgemäfse und daher Höchste". Das mufs sich die Empirie von der Theorie vorreden lassen; denn da sie nur weifs, was vorliegt, und nichts von dem, was die Völker wollen, so kann sie die Theorie nicht widerlegen, und es „befremdet" sie nur, so oft nicht das „Richtige, Naturgemäfse" zu finden. Sie mufs also der Theorie glauben, dafs die Sprache wegen einer „nicht in ihr selbst liegenden Schranke" (und wo sonst soll diese Schranke liegen, wenn nicht in ihr?) „nur nicht überall das gleiche Ziel erreiche. Die Nothwendigkeit aber demungeachtet, immer ihrem allgemeinen Zwecke zu genügen, treibt sie, wie es auch sein möge, von jener Schranke aus nach einer hierzu tauglichen Gestaltung". Die Sprache „enthält daher immer, insofern sie vom gesetzmäfsigen Baue abweicht, zugleich einen negativen, die Schranke des Schaffens bezeichnenden, und einen positiven, das unvollständig Erreichte dem allgemeinen Zwecke zuführenden Theil. In dem negativen liefse sich nun wohl eine stufenartige Erhebung denken. Der positive aber, in welchem der

oft sehr kunstvolle individuelle Bau auch der unvollkommneren Sprachen liegt, erlaubt bei weitem nicht immer so einfache Bestimmungen. Indem hier mehr oder weniger Uebereinstimmung und Entfernung vom gesetzmäſsigen Bau zugleich vorhanden ist, muſs man sich oft nur bei einem Abwägen der Vorzüge und Mängel begnügen". Dies alles läſst „folglich an der Möglichkeit einer erschöpfenden Classification der Sprachen verzweifeln" (S. CCCXLVI). Und so ist die Empirie mit manchen Zugeständnissen von der Theorie höflichst, aber entschieden abgewiesen.

„Dennoch" (S. CCCXLVII) — jetzt tritt die unbefangene Empirie auf und theilt mit, was sie gefunden hat, unbekümmert um das schwankende Reden der Theorie — „dennoch finden sich auch zwischen nicht stammverwandten Sprachen, und in Punkten, die am entschiedensten mit der Geistesrichtung zusammenhangen, Unterschiede, durch welche mehrere wirklich verschiedene Classen zu bilden scheinen" — „Classen", keine Stufen findet die Praxis; aber „scheinen", so zaghaft! — Hierauf folgen die Grundzüge einer Classification, welche hier mit Berücksichtigung weniger anderer hierher gehöriger Stellen folgendermaſsen schematisirt sein mögen:



Der Gegensatz von Philosophie und Empirie oder Geschichte herrscht auch in der Sprachwissenschaft. Wir haben schon am Anfange dieser kritischen Uebersicht erwähnt, daſs die philosophische Grammatik nicht einmal an eine Eintheilung der Sprachen denken konnte, weil gar nicht die einzelnen, geschichtlich gegebenen Sprachen Gegenstand ihrer Betrachtung

waren, sondern nur die eine absolute Sprachform, die substantielle Einheit aller Sprachen; jene sind ihr vor dieser verschwunden. So bezeichnet sich ihr Standpunkt durch die Kategorie der Substanz. Die besondern Sprachen sind die unwesentlichen Accidenzen jener substantiellen Form. Diese, sagt man, umfasse die allgemeinen Gesetze der Gattung, welche in den individuellen Sprachen zur Darstellung kommen. Was sind aber diese Gesetze Anderes als die Substanz der Sprache, vor der alle Individuen nichts sind? als der Abgrund aller Sprachen?

Widerlegt aber ist die philosophische Grammatik von der historischen so wenig, dafs sie vielmehr von ihr bestätigt, gefordert wird. „Denn was ist es anderes, als die Anerkennung jener substantiellen Einheit, wenn die Grammatik in fast allen Sprachen gleiche Wortformen, Kasus, Modus, Präpositionen, Konjunktionen u. s. w. mit denselben Namen unterschieden hat? Nicht die Gleichheit der Formen, sondern die Gleichheit der Bedeutung sprach sie damit aus“ (Becker). Oder wenn Adelung sagt: „Der Verschiedenheit und der grofsen Menge der Sprachen, die es gibt und je gegeben hat, ungeachtet, ist sich die grammatische Einrichtung so ähnlich, dafs man sehr bald überzeugt wird, sie ist nichts weniger als willkürlich, sondern in der allen, selbst den ungebildetsten Menschen eingepflanzten eigenthümlichen Art, die Dinge anzusehen, gegründet“ — ist damit nicht die Aufgabe gegeben, jene in allen Sprachen ähnliche grammatische Einrichtung aus der allen Menschen eingepflanzten Art die Dinge anzusehen, zu begründen und abzuleiten? und will die philosophische Grammatik etwas Anderes? Oder wenn Bopp die Verschiedenheit der Sprachen in den Mitteln, die grammatischen Formen zu bilden, und Pott mit Anderen dieselbe in der Weise des Verhältnisses, wie die Formwurzeln zu den Stoffwurzeln gefügt werden, findet — ist damit nicht gegeben, dafs die Mittel und die Erscheinung der Formen verschieden, ihr Zweck, ihre Bedeutung überall gleich sei? Dürfen sich also jene Männer darüber beklagen, dafs Philosophen diesen in allen Sprachen gleichen Zweck, diese gleiche Bedeutung mit Hülfe blofs der Muttersprache durch die Betrachtung der Natur des menschlichen Denkens suchten, fanden und darstellten? Ja selbst Humboldt, erkennt er nicht ein

„allgemeines sprachbildendes Princip“ (S. CCI), ein allgemeines „System der grammatischen Beziehungen“ (S. CXII), eine „vollkommene Sprachform“ (S. CCCXVII) an, nach der die Grade der Vollkommenheit der einzelnen Sprachen zu messen sind? und da keine wirkliche Sprache mit jener ganz übereinstimmt, kann sie wo anders hergenommen werden, als aus dem menschlichen Geiste? Gesteht er nicht zu, daſs die innere Sprachform nur die Form des Denkens und Anschauens sei? und wenn auch diese allgemeine Form in den Sprachen mehr oder weniger abgeändert wird, ist es nicht um so nöthiger jenes allgemeine Sprachsystem, „mit welchem sich das aus jeder besonderen Sprache hervorgehende vergleichen lasse“ (S. CXII), aufzufinden?

Die Philosophen aber, die in ihrer „allgemeinen Sprachlehre“ zeigen wollten, „durch welche Vorgänge und in welchen Verhältnissen der von der Natur des Menschen geforderte Ausdruck der Gedanken in Lauten im allgemeinen zu Stande kömmt“, und die eben damit den Historikern überlieſsen zu zeigen in der „besonderen Sprachlehre, wie sich diese Vorgänge und Verhältnisse, bedingt durch die Eigenthümlichkeiten eines besondern Volkes, darstellen“ — wie konnten sie die „grammatische Lehre“, welche ihnen „zunächst aus der Muttersprache erwachsen“ ist, also aus einer besondern, für die allgemeine ausgeben? Fürchteten sie nicht, eine Eigenthümlichkeit jener für allgemein gelten zu lassen, und ein allgemeines Gesetz, welches in ihr nicht oder nur verdunkelt erscheint, zu übersehen? Muſsten sie sich nicht erst von den besondern Sprachen genau unterrichten, ehe sie das Allgemeine darstellen konnten? Wenn nun jene „Vorgänge und Verhältnisse“ „durch die Eigenthümlichkeit eines besondern Volkes“ gänzlich und wesentlich verändert würden? Oder vielmehr — was meint man? — wenn sich etwas anders „darstellt“, ist hiervon nicht der Grund der, daſs es seinem Wesen nach etwas Anderes ist? oder meint man, „sich darstellen“ sei nur ein Kleid anlegen? — Endlich aber: wenn man die Gesetze der Sprache aus denen des Denkens ableiten will, kennt man denn die letztern so genau, so sicher? Da die Sprache materieller, klarer ist, wäre es nicht rathsamer, aus der Sprache die Gesetze des Denkens zu erschlieſsen, wie auch Logiker thaten? Wenn aber aus der

Sprache, woher will man das Allgemeine erkennen, wenn nicht aus der Erforschung der möglichst vollständigen Sammlung aller besondern Erscheinungen.

Wenn es also auch richtig ist, dafs philosophische und historische Grammatik einen absoluten Gegensatz bilden, indem jene die allgemeine Substanz, diese die besondern Accidenzen darstellt, jene die Einheit, diese die Mannichfaltigkeit auffafst; so ist es doch auch ebenso wahr, oder so ist es eben darum auch wahr, dafs beide dieselben Voraussetzungen haben, und man hat sie als die sich gegenseitig nothwendigen Momente eines bestimmten Gegensatzes zu erkennen. Beide aber sind einseitig, abstract; die Substanz ohne Accidenzen, die Einheit ohne Mannichfaltigkeit ist ein Nichts, ist ohne Wesen; letztere ohne erstere aber ist ebenso ohne Wesen. Die philosophische Grammatik hat ihren eigentlichen Inhalt in der historischen; und diese hat ihr Wesen in jener. Darum können sie sich nicht widerlegen. Wenn die eine die andere widerlegt hätte, so hätte sie sich selbst, ihr eigenes Wesen vernichtet (vergl. Hallische Monatsschrift, März 1850).

Als Humboldt durch seine unübertreffliche Feinheit und Zartheit in der Auffassung von Eigenthümlichkeiten bei seiner praktischen Erforschung der einzelnen Sprachen fand, dafs diese Besonderheiten der Völker so mächtig seien, um der theoretisch vorausgesetzten allgemeinen Sprachform nach jeder Seite hin zu widersprechen: da war freilich der ganze Boden der bisherigen Sprachwissenschaft erschüttert — versunken. Humboldt hatte die allgemeine Sprachlehre widerlegt und damit auch die besondere. Aber diese Widerlegung war von Humboldt nur erst gefunden, nicht begriffen. Beide Sprachlehren lagen unmittelbar vor seinem Blicke als gleich falsch; aber er sah nicht, woher der Fehler stamme? Er war der Vulkan, der den ganzen Boden der Sprachwissenschaft zerstörte; aber er begriff sich selbst nicht. Er stand selbst auf dem Boden, den er vernichtete. So stellte er den Gegensatz, den er unmittelbar aufgehoben hatte, sogleich wieder her, wodurch dieser sich zum starren Widerspruch zwischen der empirischen Unmittelbarkeit und der theoretischen Vermittlung gestaltete, wie wir oben gesehenhaben. Letztere hat noch nicht losgelassen von der unmittelbar vernichteten Substanz der Sprachen. Erstere aber ward eben

weiter nichts als der Widerspruch gegen diese Substanz, und sie mufste also, um dieses ihr Wesen zu behaupten, ebenso sehr wie die Theorie, die Substanz aufrecht erhalten. Jede besondere Sprachform sollte ja an der allgemeinen substantiellen Form gemessen werden, und jene fand ihr Wesen nur in ihrem Verhältnisse, d. h. ihrem Widerspruche gegen diese. Mit diesem Messen der einzelnen Sprachform an der substantiellen hängt dann auch das zusammen, dafs die Gradbestimmungen nicht aufgegeben werden konnten. Der höchste Grad aber oder die allgemeine Form selbst war ihm hiermit schon zum Sprachideal geworden. — Die praktische Betrachtung der einzelnen Sprache an sich freilich, oder die rein individuelle Sprachforschung, d. h. diejenige, welche von ihrem Verhältnisse zur Theorie und dem Verhältnisse der einen Sprache zu den andern absah, hatte mit jenem Messen, mit Graden und einem Ideale nichts zu thun. Aber weil sie eben von allem diesem nur absah, war die Einrede, welche sie dagegen thun konnte, nur eine stillschweigende, welche sich überdies auch gar nicht einmal rechtfertigen konnte, und die eben darum mit Recht überhört ward.

Humboldts Theorie konnte aber deswegen von der substantiellen Sprachform nicht absehen — und sie mufste deswegen die Empirie trüben, — weil sie die Sprache selbst als das Unbegreifliche, als die causa sui, als die Substanz hinstellte (S. 36). Dafs Humboldt in der That eine solche allgemeine Form construirte, duldete die individuelle Forschung nicht; aber seine Theorie hat auch wieder diese an einer Classification der Sprachen verhindert.

So stellt sich nun endlich als unsere Aufgabe heraus, den Widerspruch in Humboldt zu überwinden, indem wir seine individuelle Forschung begreifen. Dies wird dadurch möglich werden, dafs wir das Wesen der Sprache, welches Humboldt in der Form der Substanz fafste, vielmehr als blofsen psychischen Procefs erfassen.

Bevor ich diese kritische Uebersicht verlasse, mufs ich noch Heyses „System der Sprachwissenschaft“ erwähnen. Ich beschränke mich aber auf die Andeutung, dafs Heyse allerdings den Standpunkt der abstracten Philosophie überschritten hat,

insofern bei ihm die genetische Betrachtung der Dinge vor der dialektischen bei weitem das Uebergewicht hat. In der Substanz der Hegelschen Philosophie lebend, aber sie beherrschend, ist er nicht in ihren dialektischen Formeln befangen und hält sich frei von jener willkürlichen Aprioristik, der jeder empirische Boden fehlt. Er erstrebt in der Philosophie die Versöhnung des abstracten Allgemeinen mit den empirischen Besonderheiten, um so ein concretes Allgemeines zu gewinnen.*)

*) Ich hoffe, bald zu einer ausführlichen Kritik von Heyses System Veranlassung zu finden. Es spiegelt sich in demselben der ganze Procefs der Entwickelung der Sprachwissenschaft in diesem Jahrhundert mit einer Klarheit und Vollständigkeit ab, wie wohl nirgends sonst.

Statt einer weitern Ausführung des oben über die philosophische und historische Grammatik Gesagten verweise ich auf mein Buch: „Grammatik, Logik und Psychologie, ihre Principien und ihr Verhältnifs zu einander“, wo ich im ersten und zweiten Theil eine ausführliche Kritik der philosophischen Grammatik in ihrer bestimmtern Gestalt als logische und allgemeine Grammatik gegeben, auch Humboldts Stellung zu ihr dargelegt habe.

Zweiter Abschnitt.

Die allgemeinen Principien.

Wogegen sich auch heute noch immer die Kritik auf dem Gebiete der Geschichte und Psychologie, also dem des Geistes überhaupt, zu wenden hat, das sind die falschen Substanzen. Der Kampf gegen die Seelenvermögen wird immer weniger nothwendig. Man hat aber diesen subjectiven Kräften gegenüber eben so viele objective Substanzen, auch Ideen genannt, als die Gegenstände, welche durch jene zu bearbeiten sind, oder als die absoluten Mächte, welche sich der Subjecte bemächtigen, erdichtet. Humboldts Theorie leidet an beiden Fehlern. Sie stellt ein Sprachvermögen, einen Sprachsinn, specieller einen Articulationssinn und einen innerlich organisirenden Sinn, als reale Kräfte auf; und sie kennt auch eine Sprachidee, welche sich in den Völkern Wirklichkeit gibt.

Hiergegen nun haben wir uns mit der Vorstellungsart vertraut zu machen, nach welcher es neben den Realitäten, auf denen die Natur beruht, allerdings noch Substanzen gibt, nämlich die Seelen, deren Wesen die Metaphysik erforschen mag; sonst aber ist alles, woraus sich das geistige Leben des Menschen zusammensetzt, nichts als Processe in diesen Seelen, in diesen leibhaftig lebenden Persönlichkeiten, und die Ergebnisse dieser Processe. Hiermit gelangen wir aus der mythologischen Anschauungsweise — denn ob man die Abstracta und Ereignisse in persönliche Götter oder in unpersönliche, aber doch in den Menschen hinein wirkende Substanzen umschafft, macht hier nur einen geringen Unterschied — zur exacten Betrachtung, welche der Methode der Naturwissenschaften im Allgemeinen analog ist, allerdings

aber nach der eigenthümlichen Natur ihres Gegenstandes sich anders gestaltet.

So ergibt sich uns denn für die Sprachwissenschaft die Aufgabe, den Sprach-Procefs und das Ergebnifs desselben zunächst im Allgemeinen, ohne Rücksicht auf seine Verschiedenheit bei den verschiedenen Völkern, dann aber gerade in dieser Verschiedenheit zu betrachten. Hier liegt uns nur diese letztere Seite ob; wir müssen uns jedoch rücksichtlich der erstern die Sätze vergegenwärtigen, welche wir nothwendig für die Erkenntnifs der andern zu verwenden haben.

Ist folgende Thatsache bestätigt? Man sitzt bei einer Arbeit oder im Gespräch, ohne besonders in Gedanken vertieft zu sein, aber doch interessirt. Ein Luftstofs öffnet die Thür oder das Fenster. Man nimmt dieses Ereignifs wahr, man steht auf, schliefst wieder und setzt sich wieder hin — alles mit vollem Bewufstsein, aber ohne Ansatz dazu, sich zu sagen: „Der Wind hat das Fenster aufgestofsen, ich mufs aufstehen, hingehen, es wieder schliefsen". Der Riegel will sich aber nicht vorschieben lassen; man merkt es und drückt mit mehr Kraft gegen das Fenster, abermals ohne sich dies zu sagen — nein, nicht das; sondern hier ist bewufste That, ohne Sprache. Auch ist hier keine Wirkung der Vorstellungen hinter oder unter dem Bewufstsein, keine Reflexbewegung, keine Association, keine schwingenden Vorstellungen, nichts von all dem, sondern einfaches sprachloses Bewufstsein, wobei die genannten Vorstellungsverhältnisse nicht mehr und nicht anders mitwirken, als es bei jeder Thätigkeit nothwendig ist. — Solches sprachlose Bewufstsein hat das Thier; es kann dabei sehr klug sein und viel und Schwieriges ausrichten. Wir fassen die äufsere Erscheinung einer Person, eines Gebäudes genau auf, sprachlos; auch dies vermag das Thier gewifs ungefähr eben so wie der Mensch.

Was fügt denn nun die Sprache dem hinzu? Was in den vorgeführten Beispielen und in allen ähnlichen Fällen, in allem sprachlosen Bewufstsein Theoretisches vorliegt, ist Wahrnehmung, Auffassung des Aeufsern durch die Sinne. Diese Auffassung ist ein verwickelter seelischer Procefs. Alles aber, was er der Seele gewährt, oder was sich die Seele in ihm erwirkt, ist Stoff. Man sieht wohl, dies Ding ist rund, jenes viereckig,

und rund und viereckig nennen wir Formbestimmungen. So nennen wir es in Bezug auf den Stoff, das Holz oder Eisen, aus dem das Ding besteht. Nennen wir wohl die Farbe, die Härte, die Wärme, den Klang der Dinge, ihre Form? Nein. Unter Form verstehen wir also in jenem Falle die Gestalt. Diese aber, wie alles was wir an den Dingen wahrnehmen, sind sinnliche Qualitäten und insofern Stoff des Bewuſstseins. Es stehe uns also fest: was nur immer durch Wahrnehmung gewonnen wird, das ist im Bewuſstsein als Stoff.

Wir sehen, es steht ein Baum vor dem Hause, es sitzt ein Vogel auf dem Baume, u. s. w. Ohne auf Distinctionen zu achten, die nicht hierher gehören, können wir sagen: in diesen Fällen werden zwei Dinge gesehen, Baum und Haus, Vogel und Baum u. s. w. — aber doch noch etwas, nämlich ein Verhältniſs zwischen den beiden Dingen, das so wichtig ist, wie die Dinge selbst. Es ist Gegenstand der Wahrnehmung, so gut wie Farbe und Gestalt, und ist also Stoff des Bewuſstseins.

Man sieht den Wald und den Boden in einer gewissen Nässe, und schlieſst daraus, es habe geregnet. Das Regnen hat man zwar nicht gesehen; man hat es erschlossen; aber es ist ein Schluſs der Wahrnehmung. Und nicht bloſs die wahrgenommene Nässe und der erschlossene Regen, sondern auch das causale Verhältniſs von Regen zu Nässe, auf welchem der Schluſs beruht, ist eben so wohl Gegenstand der Wahrnehmung, wie räumliche und zeitliche Erstreckung und leerer Zwischenraum, und ist Stoff des Bewuſstseins.

Es gibt also im Reiche der Wahrnehmung, und d. h. so viel, wie im vorsprachlichen Bewuſstsein, nur Stoff und keine Form.

Form wird nicht wahrgenommen, sondern ist reines Erzeugniſs der Selbstthätigkeit der Seele, und zwar ist Sprechen die erste formende Thätigkeit; und der erste Stoff, an der sich diese versucht, sind die Wahrnehmungen. Man fasse einstweilen die Sprache bloſs als solche innere formende Thätigkeit, ganz abgesehen vom Laute. Wie also die Auſsenwelt Gegenstand unserer Sinne ist, so wird nun weiter das Erzeugniſs der Arbeit der Sinne Gegenstand innerer Bearbeitung durch die Sprache. Nennen wir das Product der Wahrnehmung durch die Sinne allgemein Anschauung, so muſs also diese jetzt

wiederum zum Gegenstande innerer Anschauung werden, und das Wesen der formenden Thätigkeit der Sprache wird am allgemeinsten und noch ganz unbestimmt bezeichnet als Anschauung der Anschauung. Suchen wir jetzt die nähern Bestimmungen solcher Thätigkeit; denn zunächst scheint durch dieselbe nur ein wiederholtes inneres Abbild des ersten Bildes zu entstehen; sie ist aber Formen.

Formung — und es gibt bloſs geistige — besteht allemal in einer Sonderung und Verbindung in Einem, nämlich in Stiftung einer Beziehung zwischen zwei oder mehreren Elementen. Die ursprünglichste Weise dieser geistigen Thätigkeit wird wohl die sein, daſs ein Ganzes in seine Theile zerlegt wird; diese aber werden als Theile eines Ganzen zusammengefaſst. Die Linde vor dem Hause mit dem darauf sitzenden Vogel und darunter ruhenden Manne ist eine Anschauung, und es ist schon Beginn oder Vorbereitung der Formung, wenn diese eine Anschauung in die von vier Dingen, als welche in gewissem Verhältnisse zu einander stehen, getheilt und zugleich verbunden wird.

Der nächste Schritt mag sein, daſs das Ding von seinen Bewegungen und Zuständen unterschieden wird, und weiter daſs die verschiedenen Eigenschaften eines Dinges von einander und vom Dinge unterschieden und auf einander und das Ding bezogen werden. Es ist öfter ausgesprochen worden, daſs das Bewegte früher als das Ruhende, also die Thätigkeiten früher als die Eigenschaften oder gar noch früher als die Dinge bemerkt und aufgefaſst werden. Das ist mindestens nicht richtig ausgedrückt. Die Bewegung kann nicht vor dem Bewegten aufgefaſst sein; und wenn sie früher beachtet wird, als die ruhende Eigenschaft, so kommt dies daher, daſs in der Bewegung das ganze Ding begriffen ist, die Eigenschaft aber nur eine Seite des Ganzen bildet; daſs sich darum auch der Gegensatz der Bewegung, nämlich die Ruhe, an dem ganzen Dinge abzeichnet, der Gegensatz der Eigenschaft aber nur in einer Beziehung, von einer Seite des Dinges aus.

Daſs also die immer einheitliche Anschauung in ihre Theile und Momente zerlegt wird, ist allemal eine innere Handlung, welche sich über die innere Anschauung erstreckt, nicht in dem Acte der Wahrnehmung selbst liegt, ist also eine An-

schauung der Anschauung. Es kann niemals die Linde, das Haus, der Vogel als einzelne Anschauung in der Wahrnehmung geboten sein; denn sie befinden sich immer irgendwo, und der ganze Gesichtskreis liefert die Anschauung. Es ist also eine rein innere Thätigkeit, welche jene Gegenstände als solche vereinzelt auffaſst und doch in ihrer Zusammenstellung läſst. Es ist wohl nicht nöthig, daſs der Mensch, um am Thiere Kopf, Beine und Rumpf zu unterscheiden, dasselbe zerstückelt gesehen haben müsse; so wie dem Geiste die Richtung zur Scheidung der Theile gegeben ist, kann es genügen, daſs die Theile sich durch ihre Gestalt und die Weise ihres Zusammenhangs deutlich genug auszeichnen. Immerhin aber bleibt es eine innere, abgesondert von der Wahrnehmung vollbrachte, Handlung, die Theile der ganzen Anschauung für sich anzuschauen, also an der innern Anschauung etwas zu bemerken. Von den Bewegungen, Lagen, Zuständen, Eigenschaften aber ist es klar, daſs die Wahrnehmung dieselben nie abgesondert dem Geiste zeigt; sondern dieser muſs sie erst absondern.

Hierin scheint zunächst nur wenig zu liegen; welch ein Unterschied ist denn dabei, ob ein Thier schlechthin als Ganzes, oder ob es als ein aus Theilen bestehendes Ganzes angeschaut wird? Es zeigt sich doch aber wohl sehr bald, daſs in letzterm Falle eine viel gröſsere Klarheit des Inhalts der Anschauung gewonnen ist. Mancher Leser wird folgende Thatsache oder eine andere, ganz ähnliche aus eigener Erfahrung selbst bestätigen können. Man hat z. B. schon seit langer Zeit Gebäude in gothischem und solche in klassischem Style gesehen. Kein Mensch ist so stumpf, um nicht von jedem derselben einen ganz verschiedenen Eindruck zu empfangen; aber wie lange dauert es bei manchem, ehe er dazu gelangt, irgend ein Merkmal angeben zu können, durch welches sich jene Gebäude unterscheiden. Ein Fenster mit dem Spitzbogen berührt jeden Menschen ganz anders, als eins im Viereck; aber er weiſs darum doch nicht sogleich, daſs ein solcher Unterschied vorliegt. Hat er ihn entdeckt, so hat er sicherlich seine Anschauung und das dieselbe begleitende Gefühl aufgeklärt; dann hat er also die Gestalt von den Dingen abgesondert, und das war eine rein innere Handlung, die nicht schon in der Wahrnehmung lag, und die doch keinen neuen Stoff hinzubrachte; es

war Anschauung einer Anschauung. — Wer unterscheidet nicht einen Hund von einem Kalbe? aber man frage die Leute nach dem Unterschiede. Wer ihn angeben kann, hat sicherlich eine lebendigere, klarere Anschauung, als wer es nicht kann. Bedarf es nicht endlich der descriptiven Wissenschaft, um die Unterschiede aufzufassen?

Die Producte dieser Thätigkeit, nämlich der Anschauung von Anschauungen, mögen Vorstellungen im engern Sinne heifsen. Vorstellungen werden nicht durch die Wahrnehmung gegeben; die Anschauungen aber werden nicht nur durch dieselbe gegeben, sondern sie werden auch durch wiederholte Wahrnehmung reproducirt und im Bewufstsein festgehalten. Wodurch werden denn nun die Vorstellungen reproducirt und festgehalten? Zum Theil freilich sondern sie sich gar wenig von der Anschauung ab. Die Vorstellung der Linde ist wenig von der innerlich reproducirten Anschauung derselben verschieden, weil die Linde in der Gesammt-Anschauung allemal eine so grofse Selbständigkeit besitzt, dafs die nächste Umgebung mehr zu ihr, als sie zur Umgebung gehört. Die Vorstellung Kopf, Bein, verhält sich noch wenig anders: die Beziehung zum ganzen Körper ist hier zwar schon wesentlich; aber der Kopf, das Bein zeichnet sich so streng vom Ganzen ab, bietet in sich einen fest geschlossenen Umrifs, dafs auch hier, wie bei der Linde, etwas erscheint, das selbst den Anspruch eines Ganzen macht. Daher thun wir besser, in solchen Fällen noch nicht von Vorstellungen zu reden, sondern nur von Anschauungen, oder, wenn eine Scheidung nöthig ist, von Theil-Anschauungen: wenn nämlich nicht Umstände hinzutreten, welche die geistige Handlung ändern, von denen bald die Rede sein wird. Und so mag alles, was das Erzeugnifs einer Theilung des Ganzen in seine Theile ist, in das Reich der Anschauung versetzt werden. Denn sowohl nach seinem Inhalt, wie nach der Weise, in welcher es reproducirt und festgehalten wird, steht es der Anschauung gleich oder fast gleich; und ist auch die Wahrnehmung nicht die einzige Handlung, durch welche es erzeugt und reproducirt wird, so hat sie doch noch einen grofsen, wohl den gröfsten Antheil an der Hervorbringung desselben.

Anders aber verhält es sich mit den Vorstellungen von

Eigenschaften, Bewegungen und Zuständen. Sie sind freilich zunächst durchaus sinnlichen Inhalts und stehen insofern mit den Anschauungen im engsten Zusammenhange. Die Vorstellungen: blau, fliegen sind geradezu Momente der Anschauung selbst, liegen in ihr. Das ist nun eben der Widerspruch. Blau, fliegen werden nie wahrgenommen, sondern nur blaue, fliegende Dinge. Nun sollen aber in den genannten Vorstellungen die Dinge nicht mit enthalten sein, sondern nur eine Eigenschaft oder Bewegung derselben. Oder andererseits es soll nur das Ding vorgestellt werden, nicht aber seine Farbe oder Bewegung. Wie sollen solche Vorstellungen festgehalten und reproducirt werden? Es waren also z. B. durch Wahrnehmung viele Anschauungen verschiedener blauer, fliegender Dinge gegeben; in der Anschauung dieser Anschauungen durch einen psychischen Procefs, den wir hier übergehen können, sei eines Tages vom Kinde, vom Urmenschen die Trennung des Blau und Fliegen von den Dingen, und eines Dinges von seiner Bewegung, im Bewufstsein vollzogen, es seien also diese Vorstellungen gebildet worden: wie werden sie reproducirt, festgehalten, zum geistigen Eigenthum gemacht werden?

Die Antwort ist: in jenem Processe, durch welchen aus der Anschauung Vorstellungen gebildet werden, ist eben die Schöpfung der Sprache enthalten, und die Vorstellungen werden im Laute, im Worte, festgehalten und reproducirt. Ich meine aber nicht den Laut als materielles Product, wie ihn der Physiker betrachtet und auch der Sprachforscher; als solcher existirt der Laut für den sprechenden Menschen nicht, sondern nur, insofern seine Erzeugung durch die Sprachorgane und seine Wahrnehmung durch das Gehör sich in einem eigenthümlichen, qualitativ bestimmten Gefühle kund gibt. Dieses Gefühl nämlich entspricht dem Gefühle, welches die Vorstellung begleitet, und dessen Reflex auf die Bewegungs-Nerven den Laut erzeugt hat. Beide Gefühle, das des in der Anschauung liegenden vorgestellten Momentes und das des Lautes, verschmelzen mit einander; und an diesem verschmolzenen Gefühle, das ursprünglich — bis die Absicht es hindert — immer unbewufst den Laut erzeugt, wird die Vorstellung in den ersten Zeiten der Sprachbildung festgehalten und reproducirt.

Die Vorstellung ist also ein geistiger Inhalt, der durch die

Qualität eines sowohl ihm selbst, als auch einem bestimmten durch Reflexbewegung entstandenen Laute anhaftenden Gefühls reproducirt und für das Bewufstsein vertreten, vorgestellt, repräsentirt wird. So geschieht es in den onomatopoetischen Wörtern. Jenes Gefühl wird nun zwar immer schwächer; dafür wird die Association des Inhalts der Vorstellung mit der blofsen Gehörs-Empfindung des Lautes immer enger, und die Empfindung bewirkt, was sie vorher mit Hülfe jenes Gefühls gethan hatte.

Wenn wir sagen, die Natur eines Dinges oder Wesens bestehe in dieser oder jener Beschaffenheit oder Thätigkeit, so nennen wir dies doch wohl die Erkenntnifs von dem Dinge oder dem Wesen. Diese erkannte Beschaffenheit oder Thätigkeit vertritt für unser Bewufstsein jenes Ding oder Wesen, dessen Natur sie sein soll. Wir stellen uns also das Ding oder Wesen durch seine Beschaffenheit vor; durch diese reproduciren und repräsentiren wir uns jenes; also kann auch der Laut, welcher mit der Vorstellung dieser Beschaffenheit oder Thätigkeit associirt ist, und diese Vorstellung selbst unserem Bewufstsein als Mittel dienen, um jenes Ding oder Wesen zu reproduciren und vorzustellen. Oder umgekehrt, wir erkennen eine Eigenschaft oder Thätigkeit, indem wir wissen, dafs sie diesem oder jenem Dinge vorzugsweise oder ausschliefslich zukommt; dann kann die Vorstellung dieses Dinges, also auch das mit ihr associirte Wort, ein Mittel werden, jene Eigenschaft oder Thätigkeit zu reproduciren und vorzustellen. Das geschieht in den Wörtern, welche aus Wurzeln gebildet oder noch weiter abgeleitet sind, und deren Etymologie wir kennen. So ist die Galle etymologisch das Grüne oder Gelbe; grün aber ist das Grasige, d. h. das Grasfarbene, überhaupt die Farbe des frisch Wachsenden; darum sagen wir wiederum für frisch wachsen: grünen. Der Rost, rubigo, ist das Rothe (ruber) am Eisen; roth aber ist das Blutige. Violett ist veilchenfarbig; eine gewisse Art von Pfirsichen aber heifsen Violetten nach ihrer Farbe.

Dieser Procefs läfst sich, so zu sagen, ins Unendliche fortsetzen; d. h. wenn jede Vorstellung, durch welche wir etwas erkennen, Mittel wird, das durch sie Erkannte festzuhalten und zu reproduciren: so kann ja die Vorstellung dieses erkannten Wesens immer wieder von Neuem Mittel werden, etwas zu er-

kennen und vorzustellen. Dies ist in der That der Weg der fortschreitenden Erkenntnifs, der unablässigen Bildung neuer, immer abstracterer Vorstellungen, bis die Wissenschaft hinzutritt und aus denselben immer reinere und gehaltvollere Begriffe bildet.

Sowohl jenes ursprüngliche Gefühl, welches dem Menschen den Inhalt einer Vorstellung vorstellte, als auch die Vorstellungen, welche weiterhin dazu verwendet wurden, andere, neu gebildete Inhalte von Erkenntnissen, Vorstellungen, Begriffen zu repräsentiren, sind das eigentliche Wesen der Sprache, das im Laute nur seine materielle Stütze und sinnliche Kundgebung hat. Sie und der Laut bilden die Sprache; im Gegensatze aber zu diesem Laute, der äufsern Sprachform, heifsen sie die innere Sprachform.

Wie wir also durch die Sinne die äufsern Gegenstände wahrnehmen, percipiren: so ist im Allgemeinen die innere Sprachform eine Anschauung oder Apperception jedes möglichen Inhaltes, den der Geist besitzt, ein Mittel, diesen Inhalt sich zu vergegenwärtigen, festzuhalten und zu reproduciren, ja sogar ein Mittel, neuen Inhalt zu erwerben oder geradezu zu schaffen.

Wenigstens ein Beispiel mag angeführt sein, um das Vorstehende zu erläutern. *bhrak* ist ungefähr die Nachahmung des Schalles, welcher beim Zerbrechen eines Dinges entsteht; d. h. das Gefühl, welches die Wahrnehmung des Brechens begleitet, reflectirt sich auf unsere Sprachorgane und bewegt diese zur Erzeugung des Lautes *bhrak*, welcher dasselbe Gefühl erzeugte, wie der wirkliche Bruch. Der Vorgang des Brechens ward also appercipirt oder vorgestellt im Laute *bhrak*, oder im Gefühle, welches durch die Wahrnehmung dieses Lautes entsteht. Es schien aber das Licht aus dem Dunkel hervorzubrechen, wie der Blitz aus der Wolke. So wurde zunächst der *Blitz*, dann das *Blinkende* überhaupt und besonders der aus dem Auge hervorbrechende *Blick* eben durch die Vorstellung *bhrak* vergegenwärtigt; eben so die *blanken* Dinge, aber auch jene durch Mangel des Blutes entstehende helle Farbe der Wange: *bleich*. Und nun wird endlich der Gedanke, dem es an Blut, an Thatkraft *gebricht*, *blafs* genannt, d. h. durch die Vorstellung des Blassen vorgestellt.

Jedes Wort entspricht einer Vorstellung, aber nicht jede Vorstellung und jedes Wort einem Dinge. Denn erstlich das Wort benennt allemal nicht ein einzelnes Ding, sondern die Art, und dies ist das Nächste, was eine Vorstellung von der bloſsen Theilanschauung scheidet. Wenn man sich eine Hand, einen Arm als Bild vergegenwärtigt, so ist dies eine Theil-Anschauung. Die Vorstellung aber enthält nicht ein solches Bild, nichts Einzelnes, sondern die ganze Art, und das Wort bezeichnet die Hand (von hindan) als die Fassende und den Arm als das Eingefügte, das Gelenk (Wurzel *ar*, im Griechischen einfügen). Nun ist aber bloſs das einzelne Ding wirklich vorhanden und in der Anschauung gegeben. Das Bild, welches von dem Dinge auf der Netzhaut unseres Auges sich bildet, wird von der Seele in idealen Linien nachgezeichnet, und diese ideale Nachzeichnung ist die Anschauung; sie entspricht also einem Dinge. Die Vorstellung aber hat allemal etwas Allgemeines zum Inhalt, die Art; diese wird nicht wahrgenommen, angeschaut, sondern durch innere Thätigkeit gebildet, eben indem die Vorstellung gebildet wird. Der einzelne Löwe in bestimmter Situation, ein bestimmtes Blau einer Fläche wird angeschaut; aber der Löwe, die blaue Farbe überhaupt werden im Geiste vorgestellt durch das Wort mit seinem Laut und seiner innern Sprachform. Die Arten nun werden nach bestimmten Rücksichten oder Eintheilungsgründen, nach gewissen herausgegriffenen Aehnlichkeiten der wirklichen Individuen gebildet, also durch subjective Thätigkeit. Es war eben so wenig unerläſsliche Nothwendigkeit, Gans und Ente, Hund und Wolf und Fuchs und Schakal zu unterscheiden, wie es auch möglich wäre, noch mehr Unterschiede innerhalb der genannten Arten zu machen. Die bloſse Anschauung zwingt weder zu dem einen, noch zu dem andern. Das Pferd als Thierart mag sich so eigenthümlich, so ganz anders als jede andere Thierart darstellen, daſs wir es wenigstens natürlich finden, wenn diese Art als besondere benannt wird. Der Deutsche blieb aber dabei nicht stehen. Ihm schienen der Schimmel und der Rappe zwei Unterarten, die es werth waren, besonders benannt, d. h. in bsonderer Art vorgestellt zu werden, nämlich jener als der ***schimmernde, scheinende***, also glänzende, dieser als der ***raben***-artige.

Es wird aber zweitens auch in der Sprache als Ding vorgestellt, was gar kein Ding ist, sondern Procefs, Verhältnifs u. dergl. Durch das Verhältnifs der Erde zur Sonne z. B. entsteht auf ersterer ein mannichfacher Kreislauf von Verhältnissen der Beleuchtung und Erwärmung und des ganzen Erd-Lebens. Dies gibt den Völkern Veranlassung, Dinge vorzustellen, die keine sind: wie Tag und Nacht, Morgen und Abend, Sommer und Winter; ähnlich Feuer und Wind, Sturm, Donner, Athem. Die Völker verstehen eben so wenig Chemie und Physik, wie Zoologie.

Welche Vorstellungen also in der Sprache gebildet werden, läfst sich aus unserer Betrachtung der Dinge im entferntesten nicht ermessen. Der menschliche Körper liegt der Anschauung der Völker sehr nahe. Die Theile desselben werden einzeln vorgestellt. Die deutsche Sprache benennt den Arm und den Schenkel; sie hat aber zwar für den Oberschenkel noch den Namen Lende und für den Unterschenkel den Namen Schienbein, für Ober- und Unter-Arm jedoch hat sie solche besondere Benennungen nicht.

Dafs nun endlich in den abstracten Vorstellungen jede Sprache ihren eigenen Weg geht, ist längst bemerkt. Es sind aber alle Vorstellungen insofern Abstractionen, als sie allemal aus der lebendigen Anschauung des Einzelnen durch subjective Thätigkeit herausgerissen sind.

Oben war gesagt, Anschauung der Anschauung oder Vorstellung oder Sprache sei Formung, und diese allemal Theilung eines Ganzen und Zusammenfassung oder Beziehung zur Einheit. In dem, was wir bisher betrachtet haben, lag nun erst blofs die eine Seite der formenden Thätigkeit, die Theilung, nämlich die Sonderung der Anschauung als einer Totalität mehrfacher Elemente in einzelne Vorstellungen von diesen Elementen, d. h. die Wortbildung. Es mufs aber in der Sprache nothwendig auch die andere Seite liegen, die Beziehung der Theile auf einander, ihr Zusammenfassen zu einem wiederhergestellten Ganzen. Jetzt, da wir schon halb wissen, dafs Anschauung der Anschauung nicht ein wiederholtes Abbilden des idealen Bildes von der Wirklichkeit ist, können wir auch voraussehen, dafs jene Zusammenfassung der Theile, der Vorstellungen, nicht die blofse Wiederherstellung der concreten

Totalität der Anschauung sein kann. Sondern, wenn diese Totalität nur der ideale Abdruck der Wirklichkeit ist, so ist die im Reiche der Vorstellung wieder hergestellte Einheit, wie jede einzelne Vorstellung an sich, Erzeugniſs einer subjectiven, innern Handlung.

Es kann natürlich keine Sprache geben, die nicht in gewisser Weise die einzelnen Vorstellungen zur Einheit verbände; aber so wie es der Subjectivität der Völker anheimgestellt blieb, durch welche innere Wortform sie die Anschauung vorstellig machen, d. h. durch welches Merkmal, welche Beziehung sie die Anschauung sich vergegenwärtigen und reproduciren wollte: eben so ist es durchaus Sache der Subjectivität, in welcher Weise jene Einheit oder Beziehung der Vorstellungen oder Wörter bewirkt werden sollte. Jede Einheit oder Beziehung muſs doch einen Grund haben, einen Sinn. Hier sind z. B. zwei Personen auf einander bezogen durch Freundschaft, dort durch Ehe, anderswo durch Geschäft und Bestrebung. Hier sind zwei Dinge auf einander bezogen durch räumliche oder zeitliche oder causale Vermittlung oder durch Vergleichung, oder als Ganzes und Theil, Ding und Eigenschaft, und was es sonst noch an Beziehungsverhältnissen geben mag. Diese stehen theils der Sinnlichkeit nahe oder näher, theils sind sie reinere Abstractionen. In jedem Augenblicke, wo die Sprache eine Beziehung zwischen den Vorstellungen stiften sollte, hatte sie gewissermaſsen die Wahl; d. h. es war die Möglichkeit gegeben, nach dem einen oder dem andern Verhältnisse zu greifen.

Worauf kam es dem sprachbildenden Menschen an? seinem Genossen eine wahrgenommene oder geforderte Wirklichkeit mitzutheilen; d. h. ihn wissen zu machen, daſs dies oder jenes sei, oder daſs es geschehen solle. Der Redende hatte die Anschauung von dem, was er gesehen hatte oder gethan wissen wollte. Das hätte er hinmalen können; aber die Sprache malt nicht. Sie bietet keine Anschauungen, sondern bloſse Vorstellungen, d. h. Mittel, sich Anschauungen zu bilden. Wenn nun in einer Reihe hinter einander ein paar Wörter ausgesprochen wurden, so gaben die im Hörenden erweckten Vorstellungen ein hinlängliches Mittel, um sich daraus die Anschauung zusammenzusetzen. Man muſs nur bedenken, wie arm die Kenntniſs des ursprünglichen Menschen von den Dingen und

den Beziehungen derselben zu einander ist; zu wie wenigen Dingen er in Beziehung steht, und in wie einfachen, nothwendigen, Allen desselben Stammes bekannten und stets gegenwärtigen. Kommt es also auf das Bedürfniſs an, so war es hinreichend, dem Hörenden die Elemente der Anschauung zu bieten, und es konnte ihm überlassen bleiben, sie in diejenige Beziehung zu einander zu bringen, welche der Anschauung des Redenden und der wahrgenommenen oder geforderten Wirklichkeit entsprach. Der Redende brauchte nicht auch bestimmte Andeutungen über die Beziehungen der Theile der Anschauung zu geben. Die Verbindung der Vorstellungen konnte ganz dem Geiste des Hörenden überlassen bleiben; jeder konnte sie ohne Schwierigkeit, ohne Zaudern vollziehen, sie brauchte nicht ausgesprochen, lautlich bezeichnet zu werden. Sie vollzog sich von selbst durch den reinen Mechanismus der Seele. Darum daſs die Anschauungen in ihre Elemente aufgelöst werden, hören diese Elemente, die Vorstellungen, nicht auf associirt zu bleiben. So wie also eine Vorstellung aus einer totalen Anschauung erweckt wird, hebt sich auch die andere, welche mit ihr zusammen die Anschauung bildet, in das Bewuſstsein, und beide stellen sich nun gegenseitig so zu einander, daſs das Ganze entsteht. Nöthig also, unerläſslich, war es der Sprache nicht, noch eine andere Verbindung und Beziehung der Wörter zu bewirken, als durch das bloſse auf einander folgende Aussprechen derselben gegeben ist. Wer verstände nicht die Sprache der Kinder, die sich ausschlieſslich in Grundformen bewegt?

Schon deswegen also, und weil es überhaupt ungeeignet ist, an so durchaus subjective Gestaltungen, wie die Sprachen sind, Forderungen zu stellen, haben wir uns jeder apriorischen Construction der grammatischen Formen zu enthalten. Wir haben nur zuzusehen, wie eine Sprache die Beziehung der Vorstellungen zu einander erfaſst. Diese Beziehung ist nicht in festen Formen objectiv gegeben; die Sprache kann sie auf allerlei Verhältnisse gründen; und wir haben zuzusehen, auf welche. Zu dieser rein historischen Betrachtung, welche wir hier festhalten werden, mag dann die psychologische hinzutreten, welche nachweist, wie jene Beziehungsformen entstanden sind, d. h. unter welchen psychologischen Bedingungen.

Nur wenige unerläſsliche Bemerkungen haben wir hier im Allgemeinen über die grammatische Formung zu machen. Sie ist in gewisser Weise in allen Sprachen vorhanden. Sehen wir nämlich ganz davon ab, wie nützlich oder nothwendig die grammatische Formung sei, d. h. die sprachliche Gründung und Bezeichnung einer bestimmten Beziehung zwischen den einzelnen Vorstellungen oder Wörtern — sehen wir davon ab, und erinnern uns, wie die Sprache überhaupt entsteht, nämlich dadurch, daſs unbewuſst und ungewollt, was im Bewuſstsein ist, auf die Sprachorgane wirkt und sie zur Erzeugung von Lauten zwingt, welche dann, einmal erzeugt, festgehalten werden: so folgt hieraus, daſs, wenn und insoweit und wie im Bewuſstsein Beziehungsformen auſser den einzelnen Vorstellungen und sich über sie verbreitend, sie umschlingend, auftauchen, dann auch eben so weit und in entsprechender Weise, unbewuſst und ungewollt, die Wörter auch lautlich geformt hervorbrechen werden.

Die Anschauung, wie sie durch die Wahrnehmung gewonnen wird, bewegt sich nur um die einzelnen Wirklichkeiten, und ihr Inhalt ist nur Stoff. Die formende Thätigkeit der Sprache theilt diesen Inhalt, gibt dann weiter dem Bewuſstsein statt dieses Inhalts stellvertretende Mittel oder Vorstellungen, und endlich setzt sie auch diese Vorstellungen in Beziehung zu einander, d. h. formt dieselben. Hierdurch ist menschliches Bewuſstsein entstanden. Weil nun dieser Proceſs der Schöpfung der Sprache und der Vorstellungen im geselligen Verkehr der Menschen, weil er ferner mit Hülfe und an der Hand des vernehmbaren, wenn auch absichtslos ausgestoſsenen Lautes vollzogen wird: so ergibt sich hieraus thatsächlich die Folge, daſs die Sprache nicht bloſs eine Thätigkeit des Subjectes für sein Selbstbewuſstsein wird, sondern daſs sie zugleich und durch ihre eigene Natur Mittheilung an den Andern ist. Sprache ist Gespräch, Unterhaltung; ihre Schöpfung ist gemeinsam, und ebenso ist ihre Wirkung immer auf die Redenden und Hörenden zugleich gerichtet.

Hiernach haben wir das Verhältniſs des Sprechens zum Denken und also der Sprachformen zu den logischen Formen zu betrachten — einen Punkt von principieller Wichtigkeit, über den bis heute noch meist nicht die rechte Klarheit

und Sicherheit herrscht. Bald beruft sich die Logik auf die Grammatik, bald die Grammatik auf die Logik; es fragt sich, mit welchem Recht.

Der Irrthum, als wäre das logische Denken dem Menschen, so zu sagen, angeboren, und als wäre die Logik die Naturgeschichte des Denkens, ist schon vielfach, namentlich von der Herbartischen Philosophie bekämpft worden. Man richte doch nur das Auge fest auf die Thatsache, dafs nicht nur Kinder und Wilde, sondern überhaupt alle, die nicht wissenschaftlich gebildet sind, wenn auch vieles sehr richtig erkennen und einsehen, doch nicht logisch denken; denn nur das wissenschaftliche Denken bewegt und bestimmt sich nach den logischen Formen. Im Zusammenhange hiermit beachte man dann ferner, dafs wir genau den Punkt angeben könnnen, wo in der Entwickelung der Menschheit das logische Denken zuerst hervortauchte, nämlich (abgesehen von den Indern) bei den Griechen in der Person des Sokrates. Und selbst er, Sokrates, kann noch nicht Schöpfer der Logik, obwohl schon des logischen Denkens, genannt werden, sondern erst Platon.

Was nun das Wesen des logischen Denkens betrifft, so will ich es mit Lotzes (Logik 1843 S. 17 ff. Mikrokosmos II. S. 230 ff.) Worten bestimmen: „Es kommt vor allem darauf an, den Begriff des Denkens, oder wenn wir lieber wollen, ausdrücklich des logischen Denkens abzuscheiden von dem, was nur psychologischer Gedankenlauf oder ein Denken ist, welches noch nicht von dem Geiste, dem Logos der Vernunft durchdrungen ist. Es mufs anerkannt werden, dafs Associationen von Merkmalen nicht Begriffe, sondern Haufen von Merkmalen, dafs Verbindungen von Begriffen nicht Urtheile, sondern Successionen von Vorstellungen in ihrer psychologischen Reihenabwicklung, dafs endlich jene Zusammenstellungen von Urtheilen nicht Schlüsse, sondern aufeinander folgende innere Wahrnehmungen sind, die eine neue dritte Wahrnehmung oder die Erwartung derselben hervorrufen“.

„Wollten wir bei dem Verlaufe der Gedanken nur auf die Resultate Rücksicht nehmen, ohne auf die Weise zu achten, in der sie gewonnen werden, so würden wir gestehen müssen, dafs dasselbe Mafs positiver Kenntnisse ebensowohl durch jene mechanischen Vorstellungsassociationen erzeugt werden kann,

wie es für uns durch das Denken in logischen Formen gewonnen wird. So ist es vielleicht zuzugeben, dafs die Thiere, dem Ablauf ihrer Vorstellungen ohne selbstthätiges Eingreifen zusehend, sich doch jene Routine gewöhnlicher Kenntnisse erwerben, deren Folgen uns oft in Erstaunen setzen".

„Der Unterschied zwischen psychologischen Associationen, welche Urtheil und Schlufs nur simuliren, und dem logischen Denken, dem sie wirklich angehören, besteht in einer fortwährend ausgeübten Kritik, die in dem letztern der vernünftige Geist dem Vorstellungsmaterial angedeihen läfst, welches ihm als einem zugleich sinnlichen Wesen zugeführt wird . . . Wenn durch irgend eine Triebfeder des psychologischen Mechanismus zwei Vorstellungen sich aneinander heften, so kann das Resultat hieraus zwar eine sinnliche Kenntnifs sein, welcher das logische Denken an positivem, realen Inhalt nichts hinzufügen kann, und die materiell dasselbe leistet, wie das ausgebildete logische Urtheil; aber der Geist, der in der Form des Urtheils sich der Verbindung dieser Vorstellungen bewufst wird, wird sich ihrer nicht als einer psychologischen, nicht als einer blofs factischen Verknüpfung bewufst, sondern kritisch führt er sie sogleich auf diejenigen Gründe zurück, die für ihn in dem Gebiete des Realen die Möglichkeit einer solchen Verknüpfung rechtfertigen und bedingen. Im Urtheile stellt er die eine der Vorstellungen als Substanz vor, die andere als ihr Accidens; die Verbindung beider und doch ihr Auseinandertreten existirt für ihn nicht in Gestalt psychologischer Processe; sondern kritisch führt er die Möglichkeit des Eintretens solcher Processe auf ihren objectiven Grund zurück, auf die Art der Inhärenz, die wandelbaren Prädicaten an ihrem Subject zukommt, und bei aller Verknüpfung doch das Zusammenfallen in eine indifferente Identität verhindert. So vollbringt der Geist das Nämliche noch einmal, was der psychologische Mechanismus bereits vollbracht hat; auch er verknüpft Vorstellungen, wie sie vom Mechanismus der Seele verknüpft wurden, aber der Sinn dieser zweiten Verknüpfung ist doch ein völlig verschiedener. Sie ist eine logische, indem sie in sich die vernünftige Vermittlung enthält; jene war eine mechanische, ein Resultat, welches eben dieser kritischen Auslegung bedurfte, um auf seine Bedeutung, seinen eigentlichen Inhalt zurückgeführt zu werden. Die Co-

pula, die bei jenem durch Association hervorgebrachten Schattenbild des Urtheils in einer Nothwendigkeit des psychologischen Mechanismus bestand, und dem Geiste aufgenöthigt wurde, diese ist von dem logischen Urtheile zurückgebildet worden in das wirkliche Band, das den Inhalt der Vorstellungen verknüpfen kann, aus dem psychologischen Veranlassungsgrund der factischen Verknüpfung in den objectiven realen Grund einer möglichen Verknüpfung, um deswillen allein das vernünftige Bewufstsein sich das Ergebnifs des Mechanismus gefallen läfst. Das Nämliche haben wir vom Schlusse zu sagen". Beim gewöhnlichen Denken, welches am Faden des psychologischen Mechanismus abläuft, da haben nicht wir gedacht, sondern es ist in uns gedacht worden; unsere Seele war Schauplatz des Denkens. Beim Denken in logischen Formen dagegen waltet eine Thätigkeit des Geistes, die als eine wahrhaft subjective That sich über jenes in uns vorgehende Schauspiel der Ideenassociation erhebt. — Dies wird, hoffe ich, hinlänglich klar sein.

Nun wird es aber auch keine Schwierigkeit mehr machen, das Verhältnifs der Grammatik zur Logik aufzufassen, was ich in anderer Weise thue als Lotze. Erinnern wir uns der innern Sprachform, die wir als eine innere Anschauung des innern Inhaltes, als eine Apperception von Anschauungen und Begriffen definirt haben — was wird sie denn sein, wenn nicht jene Selbstthätigkeit des Geistes und innere Lebendigkeit der Vernunft, welche das im mechanischen Vorstellungsverlauf gegebene Material kritisch erläutert und bearbeitet? Die Anschauung des gelben Goldes oder die Erinnerung an dasselbe, also die innere Anschauung von demselben, kann der psychologische Mechanismus herbeiführen; aber sagen: „Gold ist gelb", welch eine wahrhaft logische That ist das! In diesen Worten liegt längst nicht mehr der blofse materiale Inhalt der Anschauung, aber auch nicht mehr eine blofse mechanisch zu Stande gekommene Association zweier Vorstellungen; sondern diese Wörter setzen zwei Vorstellungen in eine vom Geiste geschaffene Beziehung, welche ein reales Verhältnifs darstellen soll. Das gelbe Gold ist für die Anschauung eine feste Totalität von Empfindungen; sagt man aber: „das Gold ist gelb", so ist hier erstlich die Anschauung zerlegt, und die Theile

sind als Vorstellungen in eine gegenseitige Beziehung gesetzt, durch welche eine Einheit derselben hergestellt wird, welche nicht nur die Totalität der Anschauung deckt, sondern auch das Verhältniſs der Theile und den Grund der Einheit ausspricht.

Doch, nicht dies auszuführen, daſs hier eine logische That vorliegt, ist nöthig, sondern es zu beschränken; und auch die Nothwendigkeit dieser Beschränkung liegt auf der Hand. Denn Denken in Sprache ist ja eben noch kein echt und rein logisches Denken; so hoch es über dem thierischen steht, so tief beinahe bleibt es unter dem logischen. Man sprach unter Menschen von jeher und all überall; man denkt aber nur erst seit Sokrates, und nur in dem engen Kreise der Wissenschaft — im strengen Sinne des Denkens. Nicht bloſs „in den Redetheilen“, sondern überhaupt in den sprachlichen Formen „ist zwar die erste Spur des logischen Denkens zu finden“, aber auch nur die erste, sehr schwache Spur. Darum bilden die Sprachformen nicht etwa das erste Kapitel der wirklichen Logik, sondern nur einen ersten Versuch des kindlichen Geistes der Menschheit, eine Logik zu schaffen. Die Grammatik der Sprache ist nicht darum eine höchst unvollkommene Logik, weil sie nicht alle Formen der letztern kennt; sondern weil sie diese, zwar vollständig, doch sehr phantastisch entwickelt hat. Die Sprache ist durchaus unverständig (wie ein Kind, nicht unvernünftig); logisches Denken aber wird doch eben sowohl verständig, als vernünftig sein müssen.

Was ist denn nun aber die Grammatik, wenn sie einerseits ein selbstthätiges Eingreifen in den psychologischen Mechanismus ist, eine Erläuterung und Kritik des bloſsen Ablaufs der Vorstellungen, worin das Wesen des logischen Denkens liegen soll, und doch andererseits ganz unverständige, phantastische Formen erzeugt? Die nächstliegende Antwort wäre die: Sie ist eben eine unverständige, phantastische Logik. Im logischen Denken bewährt sich die Freiheit des Geistes; sie bethätigt sich zum ersten Male in solcher Form in dem sprachlichen Denken, im Bilden der grammatischen Form. Soll denn nun der Geist mit diesem ersten Schlage sogleich die Wahrheit erreichen? soll er, eben erwacht, die Logik, die absolute Logik bilden? Nein! Und wenn er sie nicht bildet, wie will

man seinen phantastischen Versuch in das Absolute hineinfügen, aus der Grammatik in die Logik hineinziehen?

Was der Logiker aus der Sprache lernen kann, was er bisher aus ihr gelernt hat, kann an diesem Orte nicht untersucht werden. Nur, daſs dies wahrlich weder viel, noch etwas Wesentliches sein kann, geht aus dem Vorstehenden klar genug hervor.

Die Grammatik aber ist sogar, näher betrachtet, keine schlechte, sondern gar keine Logik. Was sie mit dieser gemeinsam hat, ist bloſs überhaupt die freie geistige Thätigkeit des Formens, also das eigentlich Menschliche im Gegensatze zum bloſs mechanischen Seelenleben des Thieres; aber sowohl der Stoff, als das Ziel der Formung, also natürlich auch die Weise und das Ergebniſs derselben, also überhaupt die grammatische Form in jeder Beziehung ist von der logischen verschieden.

Die niedrigste logische Thätigkeit, die einfachste logische Betrachtung richtet sich auf psychologische Stoffe, an denen die Sprache ihre Kraft schon längst bethätigt hat, und behandelt dieselben in einer Weise, zu welcher sich die sprachliche Form niemals erhebt. Die Logik behandelt mindestens sinnliche Vorstellungen, die psychologisch gegeben sein müssen; die Sprache ist erst selbst noch ein psychologischer Factor bei der Bildung der Vorstellung. Im Worte, als erstem Ausdrucke der Vorstellung, liegt zwar mehr als eine bloſse Summe von Empfindungen; es liegt in ihm eine kräftige Synthesis, aber wahrlich nicht das Verhältniſs des Ganzen und seiner Theile; ein Wort ist nicht Einheit verschiedener Merkmale, sondern, im Sinne der Sprache, Darstellung einer Realität. Daſs eine Vorstellung, die aus gleichartigen Theilen besteht, eine Qualität ist, mag logisch sehr scharfsinnig bestimmt sein; daſs in dem Worte dafür, im Adjectivum, dieselbe Auffassung liege, zu dieser Annahme kann ich mich nicht bereden. Eben so wenn das Urtheil dargestellt wird als ein Verhältniſs zwischen Subject und Prädicat, d. h. „zwischen einem substantiellen Kernpunkte des Begriffs und den verschiedenen mannichfaltigen Qualitäten der Merkmale, zwischen dem ohne Mannichfaltigkeit noch formlosen, aber doch formbestimmenden Allgemeinen und dem Besondern, welches mit seiner Mannichfaltigkeit diese Form ausfüllen soll“ (Lotze, Logik S. 85): so scheint

mir das eine vortreffliche logische Entwickelung; aber den Satz, als grammatisches Wesen, berührt sie nicht.

Die Motive der logischen Urtheilsform bilden die metaphysischen Voraussetzungen über Substanz, Accidens und Inhärenz (Lotze, Logik S. 86). Demgemäſs enthalten die verschiedenen Urtheilsformen eben so viele Arten der Verbindung von Subject und Prädicat, d. h. von einem vorausgesetzten Wesen, einer logischen Substanz, mit dem Kreise der Merkmale. Die Sprache, so wenig wie sie von einer merkmallosen logischen Substanz und einem Kreise von Merkmalen weiſs, eben so wenig weiſs sie von Substanz, Accidens und Inhärenz. Und wenn die Logik, die Gränze des menschlichen Erkennens einsehend, das Geständniſs ablegt (S. 103): „Wir werden nie angeben können, wie Subject und Prädicat zusammenhängen, sondern nur unter welchen Bedingungen ihr übrigens unbegriffenes Zusammenhängen als möglich gedacht werden kann“: so weiſs die Sprache von solcher Schranke gar nichts. Auf die Frage, wie „Rose“ und „blühen“ zusammenhängen, gibt sie die Antwort: Die Rose blüht! die Rose macht es so! (welches Kind würde nicht so antworten?) Denn der ursprüngliche Inhalt aller sprachlichen Copulirung ist energisches Handeln. Da ist keine Substanz, kein Begriff, welchem ein Merkmal inhärirte, zukäme; sondern da ist ein energisches Wesen, welches in irgend einer Handlung seine Energie offenbart und etwas macht. Unser abstractes „ist“ gehört nicht zum ersten Bestande der Sprache.

Betrachten wir, um uns den Unterschied zwischen Urtheil und Satz recht klar zu machen, ein Beispiel, das uns Lotze bietet (Mikrokosmos II. S. 231). Er sagt: „Selbstthätig eingreifend“ (in den psychischen Mechanismus) „vernichtet unser Denken die zufälligen Associationen der Vorstellungen und läſst die zusammengehörigen nicht einfach fortbestehen, sondern erzeugt sie von neuem wieder, aber in Formen, in denen es zugleich die Rechtsgründe ihrer Verknüpfung mit ausdrückt“. Ganz dasselbe ließe sich auch von der Sprache sagen. Der Unterschied aber zwischen sprachlicher und logischer Form liegt darin, daſs die eine ganz andere Rechtsgründe ihrer Verknüpfungen anführt als die andere, z. B.: „Auch das Bewuſstsein des Thieres hat in dem Inhalt seines Vorstellens Recht,

wenn es mit dem Bilde der Last, die man ihm auflegen will, das Vorgefühl des schmerzhaften Druckes verknüpft; das menschliche Urtheil, die Last drücke, fügt nichts zu diesem Inhalt hinzu, aber indem es die Last zu dem Subject macht, aus dem der Druck hervorgehe, rechtfertigt es die Verbindung beider Vorstellungen aus der Natur ihres Inhaltes, aus dem Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung, und erklärt die bloſs thatsächliche Verknüpfung beider in unserm Bewuſstsein durch ein objectiv geltendes Gesetz, das ihnen zusammen zu sein befiehlt". Hier dürfte wohl, streng genommen, weder der Logik, noch der Grammatik volles Recht geschehen sein. Oder ist das wirklich streng logisch gedacht: die Last drückt? Muſs es nicht heiſsen: wenn man uns schwere Körper aufladet, so empfinden wir in Folge dessen einen bestimmten Schmerz? Auch dies ist noch nicht logisch genau; denn die Sprache erreicht nie die Genauigkeit der Logik, und die Logik an sich kann nicht sprechen, sie bedarf einer Algebra. Etwa so: Es sei k der Körper, sw Schwere, d Druck, sm Schmerz und g groſs. Dann erhalten wir folgende Gleichungen:

$$k = sw \text{ und } k + g = sw + g$$
$$sw = d \text{ und } sw + g = d + g$$
$$d + g = sm$$
$$\overline{k + g = sm,}$$

d. h. mit dem Begriffe Körper, ist der Begriff Schwere gegeben, mit diesem der des Druckes, und mit groſser Schwere groſser Druck; mit diesem aber, wenn er auf ein fühlendes Wesen bezogen wird, der des Schmerzes; also ist mit dem Begriffe groſser Körper, wenn er, als Druck, auf ein Thier bezogen wird, der Begriff Schmerz zu verbinden. So allenfalls kann die Logik sprechen. Die Sprache aber denkt und spricht anders. Und wie?

Betrachten wir zuerst den psychologischen Vorgang. Der Esel sieht den vollen Sack, wie er ihn schon oft gesehen hat. Er sieht ferner, man ist mit dem Sacke in einer Weise beschäftigt, wie er es ebenfalls schon öfter gesehen hat. Hiermit ist ganz entschieden eine längst fest gewordene Reihe von Anschauungen erregt, und sie wickelt sich ab; also: Sack, Aufhebung desselben, Lage desselben auf des Esels Rükken, Empfindung des Druckes, Peitschenhieb, Trab nach der Mühle oder ins Dorf u. s. w. Wir sagen, der Esel erinnere

sich alles dessen und erwarte jetzt die neue Verwirklichung dieser Erinnerung; und so weiſs er voraus und fühlt voraus, was da kommen soll — es bleibt jedoch fraglich, mit welcher Lebendigkeit.

Denken wir uns nun an die Stelle des Esels einen Sklaven; er sei gegen seine Lage längst völlig abgestumpft: so könnte es wohl gelegentlich kommen, daſs in Bezug gerade auf diesen Sack in ihm kein anderer psychischer Proceſs eintritt, als im Esel. In Wirklichkeit aber dürfte dies doch schwerlich je vorkommen. Der Sklave hat einen viel feinern Sinn für Druck, für Gewicht, als der Esel. Er ist eine schärfere Wage und vergleicht das Gewicht der Last mit dem dadurch verursachten Schmerz genauer. Kurz er weiſs mehr und darum berechnet, fürchtet und hofft er auch mehr. Der psychische Vorgang wird also regelmäſsig schon in jedem Menschen verwikkelter sein, als im Thier; aber dabei könnte jener möglicherweise taubstumm sein.

Er habe aber Sprache. Lautlos duldend trägt er die Last; aber nach Hause zu seinen Genossen gelangt, die Last absetzend, ruft er wohl klagend: „Das hat gedrückt! die Last war schwer!“ Hiermit ist ein psychisches Ereigniſs eingetreten, das in der Thierseele nicht vorkommt. Das Thier merkt es froh, daſs ihm die Last abgenommen ist, und läuft an die Krippe; von Freſsgier eingenommen, hat sein Bewuſstsein keinen Raum für das Vergangene. Das ist vorüber; jetzt etwas Anderes. Der Mensch aber führt sich das Abgelaufene noch einmal geistig vor: er appercipirt den Zustand, der jetzt aufhört, indem er ausruft: „Ah! das hat gedrückt!“ und, wie gesagt, hierin liegt mehr, als die Thierseele je thun kann. Sie erinnert sich auch wohl ihrer Zustände, sie hat Bilder vor sich; in jenem Rufe des Menschen aber ist ein Zustand der Seele erfaſst und dargestellt als die That des Getragenen, und diese That ist abgeleitet aus der Natur desselben.

Es handelt sich also hier gar nicht darum, daſs irgend ein Begriff mit seinem Merkmal verbunden werde; sondern ein Zustand des Bewuſstseins soll bewuſst gemacht, also Selbstbewuſstsein, Reflexion des Bewuſstseins in sich, soll bewirkt werden. Das geschieht auch, aber nicht so, wie der Psychologe das thun würde; sondern, wie überhaupt einmal die Seele

an das Projiciren, an das Heraussetzen ihrer Anschauungen in eine Aufsenwelt gewöhnt ist: so erfafst sie auch jetzt nicht einen blofs innern Zustand, sondern sie erfafst diesen als äufseres Ereignifs, als That eines Wesens, durch welche sie leidet.

Zum Selbstbewufstsein gehört, dafs der Geist sein Besitzthum zum Object mache. Die Sprache aber, dieses erste Erwachen des Selbstbewufstseins, macht den innern Inhalt nicht nur zum Object, sondern zum realen Aufsen, und indem sie das Innere erfafst, meint sie, das Aeufsere erfafst und dargestellt zu haben. Dies ist für das obige Beispiel klar genug. Hier handelt es sich um die Apperception des Gefühls des Druckes, also eines durchaus subjectiven Zustandes. Aber dieser wird nicht als solcher aufgefafst, sondern nur die Ursache wird dargestellt als eine aufsen sich vollziehende That. Es verhält sich aber wesentlich eben so auch bei den erkennenden Wahrnehmungen. Man ruft im Frühjahr beim Anblick eines blühenden Baumes, den man vor wenigen Tagen noch dürr gesehen hatte, überrascht etwa aus: „Der Baum blüht!“ Das heifst doch wahrlich nicht: der Begriff Baum hat das Merkmal des Blühens bekommen. Es wird aber auch nicht im Wetteifer mit dem Maler ein Bild gemalt; freilich auch nicht der psychologische Procefs einer Apperception entwickelt; — aber es handelt sich allerdings um Erhebung aus Bewufstsein in Selbstbewufstsein, um eine Apperception. Es wird ein innerer Zustand, den der Anblick des blühenden Baumes verursachte, appercipirt als etwas rein Aeufseres, und zwar als eine aufsen vorgehende That eines realen Wesens.

Es mufs hier in Bezug auf die grammatischen Formen dasselbe bemerkt werden, woran oben schon für die Wörter erinnert ist, dafs nämlich ihre Bedeutungen Mittel werden können, um andere Formen oder Verhältnisse vorzustellen oder zu appercipiren, und diese abermals für noch höhere, abstractere. Darum aber dürfen wir doch die ursprüngliche Bedeutung und das erste Verhältnifs nicht aufser Acht lassen. Weil es überhaupt das Wesen der Sprache ist, Organ der Apperception, Mittel des Lehrens und Lernens, wie auch der Gewinnung neuer Erkenntnisse zu sein, so begleitet sie alles Denken, sowohl das gemeine, wie das logische; und dieselbe Satzform genügt der Erkenntnifs des gemeinen Bewufstseins und dem rein logischen

Urtheil, d. h. sie ist an sich nicht das letztere und noch nicht einmal das erstere; aber durch sie kann dieses wie jenes appercipirt, vorgestellt, vertreten werden. Der Satz „das Feuer wärmt“ wird vom Physiker, wie von jedem andern ausgesprochen; aber ersterer denkt etwas Anderes dabei oder darunter, als dieser. Dem Sprachforscher nun kann es nicht obliegen, zu erforschen, was sich der Logiker denkt, was er appercipirt, wenn er sich der Urtheilsform bedient, und was jeder Andere; sondern nur dies hat er zu sehen: was bedeutet diese Sprachform an sich? was liegt in ihr selbst, abgesehen von allem, was sie möglicherweise jetzt und in Zukunft vermitteln kann? Es liegt im Satze eine Zusammenfassung von Elementen, eine Beziehung von Vorstellungen auf einander, wodurch sie zu einer Einheit werden. Was liegt denn nun in dieser Beziehung? was ist der Grund dieser Einheit? Gar nicht das, was die Einheit des logischen und was die des gemeinen Urtheils ausmacht.

Die Anschauung bildet den ursprünglichsten Stoff des Bewufstseins; die Sprache ist die erste rein subjective Thätigkeit, welche diesen Stoff zu Vorstellungen und in Formen der Vorstellung formt. Insofern liegen in der Sprache Denkformen und ist Sprechen Denken. Denn den Inhalt des Bewufstseins formen heifst Denken. Aber die grammatischen Formen sind nur Formen einer gewissen Stufe des Denkens, nämlich der ersten Stufe; Sprechen ist nur ein gewisses Denken. Wie in den Wörtern Erkenntnisse von den Dingen liegen, aber nur gewisse Erkenntnisse, nämlich die ersten, naivsten, so liegen auch in der Sprache Denkformen, die ersten. Und so wenig der Physiker für die Erkenntnifs der Kräfte der Natur aus den Etymologieen lernt, so wenig kann der Philosoph für die Logik aus der Grammatik lernen. Aber die Wörter sind ewige Mittel zur Apperception der Begriffe, und die grammatischen Formen sind Mittel zur Apperception aller logischen Formen.

Um an dem wesentlichsten Punkte die Verschiedenheit von Sprechen und Denken zu zeigen, erinnere ich an Folgendes. Jemand habe die Anschauung einer sehr verwickelten Maschine: jedes Rad steht mit hunderten theils in mittelbarem, theils in unmittelbarem Zusammenhange, und zwar nicht etwa in einer fortlaufenden Reihe, nicht blofs in einer Richtung,

sondern nach allen möglichen Richtungen. Oder: Man stelle sich die Gedanken, die in einem mäfsigen Buche vorgetragen sind, nach ihrem innern Zusammenhange räumlich auseinander gelegt vor. Aus einem Grundgedanken, einem Centrum, sind nach verschiedener Richtung hin Folgen entwickelt; innerhalb dieser Folgerungen haben sich Punkte ergeben, die, zusammengenommen mit andern, einen neuen Mittelpunkt für neue allseitige Ausdehnung abgeben. So erhielten wir im räumlichen Abbilde eine verwickelte Gestalt von Kugeln um und in und an Kugeln. Alles dies wird durch den geradlinigen Verlauf der Sprachformen dargestellt. Wie ist das möglich? Nun eben dadurch, dafs Sprechen und Denken ihren verschiedenen Lauf nehmen. Sprachliches Darstellen ist ja nicht Abbilden; und selbst wäre es das, so gut wie man auf der Ebene Körper malen, also sehen lassen kann, eben so gut läfst sich durch den geradlinigen Reihenablauf der Sprache jede stereometrische Form darstellen, d. h. appercipiren. Aber darum müssen eben natürlicherweise die Formen der Sprache ganz eigener, gar nicht logischer, mathematischer oder sonst welcher Art, sondern dem Wesen der Sprache, der Natur ihrer Aufgabe angemessen sein.

Wie lange mag es gedauert haben, bevor der Mensch ein kategorisches Urtheil aussprach? Keine Sprache hat eine besondere Form für kategorische Aussagen, so wenig wie für den Unterschied des Einzelnen und des Allgemeinen. Wir müssen also diese Fälle zunächst aufser Acht lassen.

Wie werden wir nun den Satz definiren? Ich denke: er ist die Apperception eines Seelen-Inhaltes, eines Bewufsten, in Form einer draufsen geübten That eines handelnden energischen Wesens. Aendern wir den unbestimmten Artikel von „einer That“ um in das Zahlwort „ein“, so haben wir die Abscheidung eines Satzes von dem andern. Was eine That darstellt, ist ein Satz; und so viel Sätze, so viel Thaten. Wo aber die Auffassung als That nicht vorhanden ist — mit Absehung von „ist“ —, da ist auch kein Satz, wenigstens kein vollständig entwickelter. Also ist das attributive und objective Verhältnifs kein Satz, obwohl in diesem wie in jenem ein logisches Urtheil ausgesprochen ist und sich in jedem derselben Subject und Prädicat logisch unterscheiden läfst. In

dem attributiven Verhältnisse „guter Vater“ ist „gut“, logisch betrachtet, eben so wohl Prädicat zum Subject „Vater“, wie in „der Vater ist gut“; und im objectiven Verhältnisse „einen Brief schreiben, schön schreiben“ hat, logisch genommen, das Subject „schreiben“ sein Prädicat „einen Brief, schön“. Wenn aber auch diese Wortverbindungen Urtheile enthalten, so sind sie doch keine Sätze, sondern blofse Satzverhältnisse, weil hier das Prädicat nicht als Energie des Subjects dargestellt ist.

Sobald man einsieht, dafs es sich bei der Logik um die dem Gedanken als solchem, als diesem bestimmten Inhalte absolut zukommende Form handelt, bei der Sprache dagegen um eine gewissermafsen künstlerische Darstellung von Inhalt und Form, so begreift man auch leicht, wie die Form dieser Darstellung nicht die logische sein kann. Von der Gleichheit der Termini mufs man sich nicht täuschen lassen. Logik und Grammatik sprechen von Subject und Prädicat; aber selten dafs der Logiker und der Grammatiker dasselbe Wort als Subject oder als Prädicat bestimmen. Man mufs nur nicht Schul-Beispiele nehmen: „die Rose blüht“, sondern Sätze aus dem lebendigen Umgange und aus schriftlicher Darstellung. Nun betrachte man den Satz: Der Kaffee wächst in Afrika. Wo der Grammatiker hier Subject und Prädicat zu erkennen hat, ist zweifellos; aber der Logiker? Ich meine doch, er könne nicht anders antworten als Afrika enthalte den Begriff, der an „der Kaffee wächst“ angeknüpft werde. Logisch müfste man also sagen: Des Kaffees Wachsen ist in Afrika. Hierzu kommt nun noch, dafs ich die sprachliche Darstellung, ohne irgend etwas am Gedanken-Inhalte und an dessen logischer Form zu ändern, umwandeln kann: Afrika ist die Heimath des Kaffee, u. s. w.

Die grammatische Formung ist also ein völlig freies, subjectives Product des Volksgeistes; sie ist nicht weiter beschränkt, als im Wesen der Vorstellung liegt; in diesem Wesen liegt aber zugleich ihre Unabhängigkeit von objectiv logischen Bestimmungen.

Dagegen hat man oft gemeint, die logischen Unterscheidungen z. B. von Substanz, Eigenschaft, Thätigkeit oder Bewegung, müfsten nothwendig in jeder Sprache sein; und sie seien darin, auch wenn diese Kategorieen nicht als solche laut-

lich bezeichnet sind. — Hierbei verwechselt man Begriff und Vorstellung. Der Begriff ist etwas Objectives, seine Bestimmungen sind objectiv, und sind also vorhanden, ich mag sie erkennen oder nicht. Sobald ich die Begriffe: Tisch, schwarz, laufen, habe, habe ich, ohne es zu wissen, eine Substanz, eine Qualität und eine Thätigkeit. Aber diese logischen Formen sind erstlich ihrem Wesen und Grunde oder Inhalte, ihrer Bedeutung nach von den grammatischen Formen der Vorstellung verschieden. „Das Blau, die Bläue“ sind Qualitäten, aber nicht Adjectiva. Tugend, Stärke, Fieber, Wissenschaft, Süfsigkeit, Wahnsinn, Dreieck sind — fragt nur Aristoteles (Kateg. c. 8) — Qualitäten. Der Logiker als solcher, der es mit Begriffen zu thun hat, hat in seiner Sprache nur Begriffswörter, d. h. — fragt nur Herbart — nur Substantiva. Er kennt kein „wenn“, kein „aber“, aber „das Wenn“ und „das Aber“. Auch glaube man nur nicht, unsere Fähigkeit, aus jedem Adjectivum und Verbum ein abstractes Substantivum bilden zu können, sei das Spiel eines in Formalismus geübten Geistes. Wir werden sehen, wie gerade die formlosen Sprachen durch ihre Construction zu erkennen geben, dafs sie alles substantiell erfassen. Nicht das ist der Vorzug unserer Sprache, dafs wir aus „schwarz“ „Schwärze“ bilden können, sondern dafs wir „schwarz“ anders flectiren als „Tisch“, dafs wir es gerade als qualitativ auffassen.

Zweitens liegt es im Wesen des Vorstellens, dafs in der Vorstellung nichts sein kann, was nicht vorgestellt würde. Sie bewegt sich nach psychologischen Gesetzen und braucht diese Gesetze nicht vorzustellen; sie enthält allemal einen Inhalt, an welchem der Logiker allerlei Bestimmungen findet, und braucht diese nicht zu kennen. Was sie aber erkennt, das stellt sie vor, und nach der organisch-nothwendigen Entstehungsweise der Sprache, mufs alles, was innerlich vorgestellt wird, auch äufserlich im Laute ausgeprägt werden. (Man vergl. für das Vorstehende mein Buch: Grammatik, Logik und Psychologie §. 125—128 und Lazarus, Leben der Seele, II. Geist und Sprache).

Die Sprache an sich ist also nach dem Gesagten nicht mit Denken identisch; sondern sie ist eine bestimmte Weise des Denkens und ist unter den umfassenderen Begriff Denken als eine Besonderheit desselben zu bringen; sie ist Denken in

der Bestimmung der Selbstanschauung, der Vorstellung. Eben darum ist sie aber auch zugleich Form und Aeufserung des Denkens. Wie nun jede Thätigkeit unter gewissen Formen vor sich geht, welche gerade die Lebendigkeit dieser Thätigkeit selbst ausmachen: so auch die Sprache, die Thätigkeit des Vorstellens. Es ist bei den übrigen Weisen des Denkens, beim Anschauen, Phantasiren, Reflectiren, zur Ausübung derselben weder nöthig, noch auch im Augenblicke dieser Thätigkeit selbst gut möglich, dafs man sich der Formen, unter denen sie vor sich gehen, bewufst werde; so wenig wie man sich der Form seines Athmens, seines Blutumlaufs bewufst zu werden hat, um gesund zu sein. Mit dem Sprechen dagegen, weil es eine subjective, rückwirkende Thätigkeit des Geistes auf sich selbst ist, reines geistiges Formen, verhält sich dies anders. In der Sprache, der freien Thätigkeit des Geistes sich selbst sich vorzustellen, ist nur so viel und gerade die Form, wie viel und welche vorgestellt wird. Auch darf man nicht etwa einen Unterschied zwischen der vorgestellten Form und der Form dieses Form-Vorstellens machen; sondern erstere fällt mit dieser, da die Sprache das instinktartige Denken des Denkens*) ist, vollständig zusammen; keine ist weder mehr, noch anders gegliedert als die andere. Stellt sich ein Volk seine Anschauungen unklar, d. h. formlos vor, so ist in seinem Selbstvorstellen, in seiner Sprache, wenig oder gar keine Form. In diesen Anschauungen an sich, logisch-metaphysisch genommen, mögen Formen sein, welche wollen; wenn nicht letztere oder andere Formen vorgestellt werden, so sind sie in der Sprache nicht vorhanden. Nur in so weit und in der Weise ist die Sprache geformt, als und wie sie sich formt, d. h. Formen oder den Inhalt unter Formen vorstellt.

Die Verschiedenheit der Sprachen ist nach Bopp hervorgerufen durch die verschiedene Technik derselben. Woher, fragen wir nun, stammt diese Verschiedenheit? warum nehmen die Sprachen bei der Bildung ihrer grammatischen Formen zu verschiedenen Mitteln ihre Zuflucht? Das Mittel steht im eng-

---

*) Weil die Sprache etwas Instinktartiges ist, darum ist das Bewufstsein des Grammatikers von den Sprachformen ein anderes, als das der Sprache von sich oder des Sprechenden als solchen. Jener erfafst das instinktartige Selbstbewufstsein des letztern in wissenschaftlicher Form.

sten Zusammenhange mit dem Zwecke; es ist φύσει πεφυκός, wie Plato sagt. Sind verschiedene Mittel da, so sind auch die Zwecke verschieden. Die Verschiedenheit der Sprachen in ihren lautlichen Mitteln wird demgemäſs bedingt durch die Verschiedenheit der Zwecke, welche durch diese lautlichen Formen erreicht werden sollen, d. h. durch die Verschiedenheit der Weisen und Formen, in denen sich die Völker die Anschauungen vorstellten. Die Sprachen sind so verschieden, wie das Bewuſstsein der verschiedenen Volksgeister. Damit ist die Voraussetzung der bisherigen philosophischen wie historischen Grammatik, daſs allen Sprachen der Erde ein bestimmtes Kategorieenschema zum Grunde läge, und alle Verschiedenheit vorzüglich von Seiten des Lautes herrühre, völlig umgestoſsen und ein neuer Standpunkt geschaffen, ein weltgeschichtlicher. Jetzt ist Humboldts Empirie gerechtfertigt, weil begriffen. Wir erkennen nun aber auch gar keine substantielle allgemeine Sprachform mehr an. Woher sollte sie auch genommen werden? Eine allgemeine Grammatik ist so wenig denkbar, als eine allgemeine Form der Staatsverfassungen und der Religionen, oder eine allgemeine Pflanzen- und Thierform. Wenn Humboldt sagt (Abhandl. über den Dualis): „Dächte man sich das vergleichende Sprachstudium in einiger Vollendung, so müſste die verschiedene Art, wie die Grammatik und ihre Formen“ (d. h. die allgemeine substantielle Sprachform) „in den Sprachen genommen werden, . . . erforscht werden“; so zeigt sich hier recht klar die Starrheit des Standpunktes der Substanz. Das Subject nämlich „die Grammatik und ihre Formen“ wird als etwas ganz Starres festgehalten, als wären die Formen etwas Absolutes, unfehlbar Vorhandenes, ohne Bewuſstsein darüber, daſs es im Prädikat „genommen werden“ vollständig flüssig geworden ist; denn, müssen sie erst genommen werden, um da zu sein, so können sie auch nicht-genommen werden; und selbst wenn sie genommen worden sind, so sind sie es nur irgend „wie“. Wenn ich aber etwas anders nehme, d. h. verstehe, so habe ich etwas Anderes verstanden, genommen. Wir werden dergleichen Fragen: wie ist diese oder jene substantielle Kategorie in den verschiedenen Sprachen genommen, aufgefaſst, dargestellt worden? nicht aufwerfen, weil hierauf nur zu antworten wäre: Die Sprache hat diese Kategorie

gar nicht; weil hierbei sogleich ein schiefes Verhältniſs zu der zu betrachtenden Sprache eingenommen ist. Man läſst die Sprache nicht ruhig gewähren, sondern will ihr etwas Fremdartiges abdringen. Wir haben nur ruhig zu sehen, welche Kategorieen uns die Sprachen darbieten, ohne daſs wir schon im Voraus irgend ein Kategorieen-Gebäude fertig hätten. — Jetzt ist auch der Schlegelsche Mysticismus klar geworden. Jenes Innere, in welchem der Wandel der Flexion bewirkt wird, aus welchem die Formen sich entfalten, ist der individuelle sprachbildende Volksgeist, jede Form eine *πτῶσις*, wie die Stoiker sagen, ein Fall aus dem Geiste in den Laut. Ist die Sprache ein Organismus, so wissen wir nun, wo die organisirende, formende Macht ist — im vorstellenden Bewuſstsein.

Nach dem, was wir gefunden haben, kann nur dies die Aufgabe der Eintheilung der Sprachen sein, den in den verschiedenen Sprachen sich kund gebenden Fortschritt, in welchem die Völker die Sprachidee verwirklicht haben, darzulegen. Wie die verschiedenen Bildungen der Natur verschiedene Stufen einer Entwickelungsbahn, so sind die verschiedenen Sprachen der Völker Stufen oder Fuſsstapfen der Sprachidee der Menschheit. — Die ganze Natur bildet einen Gesammtorganismus, dessen Glieder die Naturreiche sind: so bilden alle Sprachen den Gesammtorganismus der Sprachidee und sind dessen Glieder. Die Eintheilung der Sprachen hat diesen Organismus darzustellen; sie zeigt die allgemeine Form der Sprache der Menschheit.

Wie in der Natur zwar ein Aufsteigen durch verschiedene Stufen hindurch sich klar herausstellt, dieses jedoch, eben weil es eine organische Entwickelung ist, keineswegs das Bild einer einfachen geraden Linie gewährt: so hat auch die Eintheilung der Sprachen nicht eine bloſse Stufenleiter derselben darzustellen. Dabei würden, wie die Naturbildungen, so die einzelnen Sprachen vielfach verkannt werden: sie würden nach ihrer mangelhaften Seite, nach welcher immer die eine unter die andere gestellt wird, vielleicht gerecht, verurtheilt, aber nicht nach ihrer gehaltvollen Seite, nach welcher jede gewisse, ihr

eigenthümliche Vorzüge besitzt, wahrhaft gewürdigt werden. So einfach ist der Gang der Entwickelung des menschlichen Geistes und auch der Natur nicht, dafs er nur in gerader Linie fortschritte, den Anblick eines fortrollenden Punktes gewährend. Der Geist wendet sich nach allen Seiten, schreitet vor-, seit- und rückwärts. Er hat ja nicht einen einfachen, schmalen Weg zurückzulegen, sein Auge ist nicht auf ein einfaches, dürres Ziel gerichtet; sondern er hat sich selbst zu durchwandern nach allen Breiten und Weiten. Indem er sich selbst durchschreitet, soll er von sich selbst Besitz nehmen; er soll erfahren, was in ihm liegt. Er ist ein unendlicher Organismus oder ein organisch Unendliches, d. h. seine Unendlichkeit ist nicht die einer ins Endlose, Unbestimmte (ad infinitum) ausschweifenden geraden Linie, sondern ein organischer Kreis, wo das allgemeine Wesen sich zwar ewig aus sich selbst entläfst, sich entwickelt, gliedert, aber auch jedes Glied wieder zum Mittelpunkte zurücknimmt oder sich selbst in jedem Gliede zu sich zurückzieht. Ein solcher unendlicher Organismus ist auch die Sprachidee; sie lebt in jedem Gliede ganz und ihre Gliederung läfst sich nicht in gerader auf- und absteigender Linie darstellen; sondern sie ist ein Baum, der sich nach allen Seiten hin verzweigt, die Zweige mannichfach mit einander verflicht, wenn er auch doch endlich einen Gipfel hat. So wird sich also in der Eintheilung der Sprachen im Ganzen und Grofsen eine Stufenleiter klar ergeben; aber in den einzelnen Fällen wird eine bestimmte Entscheidung oft unmöglich sein. Jeder Zweig steht so nach den verschiedenen Seiten hin zu andern im Verhältnifs, dafs man von zweien oft nur sagen kann, sie sind beide durch ihre innerste Natur eben so wohl höher, als niedriger gegen einander*).

Es wird nun vortheilhaft sein, hier sogleich den Leser in die bunte Mannichfaltigkeit der Sprachen einzuführen.

---

*) Ein berühmter englischer Botaniker, Brown, sagt treffend: Ipsa natura enim corpora organica reticulatim potius quam catenatim connectens etc.

Dritter Abschnitt.

Die hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues.

I. Die chinesische Sprache.

Wir beginnen die Darstellung der vorzüglichsten Gestaltungen, in welchen die allgemeine menschliche Sprachfähigkeit von den Völkern verwirklicht worden ist, mit der Darlegung des Formprincips der chinesischen Sprache — aus methodischem Grunde, und keineswegs etwa deswegen, weil diese Sprache die unvollkommenste wäre. Das ist sie so wenig, daſs ich vielmehr von vorn herein erklären muſs: die chinesische Sprache ist in gewissem Sinne, nämlich in Bezug auf principielle Reinheit und Folgerichtigkeit ihres Verfahrens, eine classische Sprache. Auch ist sie das Organ einer Literatur, die, abgesehen von den Literaturen der Völker sanskritischen und semitischen Stammes, an Umfang und Bedeutung ganz unvergleichlich höher steht, als alles, was sonst auf Erden von Literatur existiren mag: wie denn auch die chinesische Civilisation in ihrer Gesammtheit einen ganz andern Werth hat, als etwa die mexikanische, peruanische, oder was man bei afrikanischen Negern an Civilisation gefunden hat. Auch verglichen mit den Aegyptern zeigen sich die Chinesen in mancher Beziehung höher stehend. Als Erzeugniſs des menschlichen Geistes, als ein Standpunkt des menschlichen Selbstbewuſstseins betrachtet, als Entwickelungsstufe des Bewuſstseins von menschlicher Würde und Freiheit angesehen, sind die alten chinesischen Poesieen mehr werth, als sämmtliche Pyramiden und Obelisken und Labyrinthe

Aegyptens, die, verglichen mit den Werken moderner Industrie, ein Lächeln, betrachtet als Denkmale grausamer Sclaverei, Schauder erregen. — Von den weltgeschichtlichen Völkern des semitischen und sanskritischen Stammes ist allerdings viel Bedeutenderes geleistet worden; aber man sehe ab von Griechenland, Rom und Zion, ab vom Mohammedanismus, von der germanischen und romanischen Entwickelung: so frage ich, welche Cultur die chinesische überträfe oder erreichte. Celten und Slaven haben nichts Eigenes von geschichtlicher Bedeutung geschaffen. Die Literatur und Cultur, die sich an Zoroaster knüpft, wie die vedische, mögen uns für die historische Forschung höchst wichtig und anziehend sein — sie wiegen die Literatur nicht auf, die wir den Sammlungen und dem Geiste des Confucius verdanken. Die Hymnen der Veden stehen uns in ästhetischer wie in ethischer Hinsicht weit ferner, als die Lieder des Schi-king. Die deutsche Neigung zur mythischen, mystischen Speculation mag sich gern in Brahma und Buddha vertiefen; aber der Chinese, der zum Buddhisten sagt: Guter Freund, geh nur nach Hause, dort hast du zwei Buddhas: Vater und Mutter — der hat jene indische, ganz und gar unsittliche, Speculation vollständig geschlagen.

Es herrschen noch wunderliche Vorstellungen von dem vermeintlich prosaischen, gemüth- und religionslosen, rein äufserlichen Geiste der Chinesen, von ihrer kindischen, einsylbigen Sprache ohne alle Grammatik, ihrer Schrift mit 100000 Figuren, ihrer Stabilität und ihrem Despotismus. Alle diese Vorstellungen, nicht ganz unrichtig, bedürfen einer gründlichen Umgestaltung. Eine Sprache, — denn hier haben wir es nur mit dieser zu thun — die eine so hohe Civilisation anregte oder mindestens begleitete, die ebensowohl dem kräftigsten Selbstbewufstsein, gegenüber dem Tyrannen, würdigen Ausdruck geben konnte, als sie sich zu stillen, erhabenen Untersuchungen über die sittlichen Verhältnisse des menschlichen Zusammenlebens, über das erste und höchste Wesen und den Ursprung des Alls anbot; die in der neuern Literatur Feinheit, Grazie, Geist, Witz, Humor zeigt: eine solche Sprache ist um so mehr der Untersuchung werth, je weniger sie nach gewöhnlicher Vorstellungsweise die Mittel zu so hoher Wirksamkeit zu haben scheint. Der Contrast zwischen den Mitteln und den Leistungen der

chinesischen Sprache ist eine in der Sprachgeschichte ganz einzige Erscheinung.

Erst in neuester Zeit hat die chinesische Sprache eine Behandlung erfahren, die ihre wahre Eigenthümlichkeit ans Licht treten läſst. Dies haben wir vorzugsweise Herrn Stanislas Julien in Paris zu verdanken. Er hat gezeigt, nicht bloſs, daſs man chinesische Werke älterer und neuerer Zeit übersetzen könne, sondern auch, daſs solche Uebersetzungen mit grammatischer Exactheit gemacht werden können, und also müssen; er hat das Vorurtheil beseitigt, als wäre im Chinesischen alles nur vage und unbestimmt, mehr angedeutet als ausgesprochen, als fände hier weniger ein sicheres Verstehen, denn ein bloſses Errathen statt. Wie so oft, wo das Richtige getroffen ist, es sogleich sich als richtig kund gibt und jede Abweichung als unrichtig erscheinen läſst, so gewinnt man auch, wenn man Juliens meisterhafte Uebersetzungen der schwierigsten Texte mit dem Original vergleicht, diese Gewiſsheit, daſs jede Aenderung entweder falsch oder wenigstens nicht so genau sein würde.

Der Schüler und Freund Juliens, Herr Bazin, hat zuerst die richtige Erkenntniſs erlangt, daſs, wenn man das Wesen der chinesischen Sprache begreifen will, man nicht von den alten Werken, und nur theilweise und bedingt von den Erzeugnissen der neuern chinesischen Literatur ausgehen darf. Denn ganz entschieden muſs man die Sprache, wie sie uns in den alten Schriftwerken der Chinesen vorliegt und in allen denjenigen spätern Werken bis heute, welche in derselben Sprache abgefaſst sind, als ein künstlich zubereitetes Idiom ansehen; und selbst in den neuern Romanen und Dramen ist die Sprache nicht ganz die natürliche, nicht die lebendige Volkssprache. Daſs Wilhelm von Humboldt dies nicht beachtete, daſs er seine Betrachtungen über das Chinesische immer an die Sprache der alten Literatur anknüpfte, ist allerdings ein schwacher Punkt in seinen, sonst so tiefen und im Wesentlichen auch richtigen Bemerkungen über das Chinesische.

Es sei also vor allem über Dialekte und Style des Chinesischen Folgendes bemerkt. Jede Provinz Chinas hat ihren eigenthümlichen Dialekt, ebenso wie jede Provinz Deutschlands, Frankreichs und jedes andern Landes. China hat aber auch

seine allgemeine Sprache, welche, genau genommen, von dem Volke keiner Provinz, aber von den Gebildeten aller Provinzen gesprochen wird, abermals wie in jedem cultivirten europäischen Lande. Dieser allgemeine chinesische Dialekt heiſst *Kwan-hwa* allgemeine Sprache. Eine solche allgemeine Sprache geht natürlich zunächst vom Hofe aus und wird dann überhaupt von den Beamten gepflegt; sie wird selbst im Alterthum den Chinesen nicht gefehlt haben, wenn sie auch natürlich nicht dieselbe war, wie die heutige. Denn sie ist nothwendig überall, wo Cultur ist, und wo es Gebildete gibt, die sich durch Stand und Kenntnisse über das Volk erheben. Die Sprache also, die an den Höfen der alten drei Dynastieen gesprochen wurde, wird die allgemeine Gebildeten-Sprache des alten China gewesen sein. In denselben Jahrhunderten aber, in welchen auch in Europa die alte Welt und die alten Sprachen zu Grunde gingen und neue Gestaltungen emporwuchsen, ist auch in China die alte Sprache, gewiſs nur allmählich, in eine neuere Bildung übergegangen, die sich aber in ihrem grammatischen Principe nicht von der alten unterscheidet.

Nun liegt es in gewissen Eigenschaften der chinesischen Sprache und der chinesischen Schrift, daſs sich eine Schrift-Sprache bilden konnte, welche von der Umgangs-Sprache nicht bloſs des Volkes, sondern auch der Gebildeten, also vom Kwanhwa, bedeutend abweicht. Auch in Europa wird überall anders gesprochen und anders geschrieben; aber der Unterschied beschränkt sich auf gröſsere Gewähltheit des Ausdrucks und einen künstlicheren Satzbau. Wesentlich ist die Sache auch in China nicht anders. Nur ist die Zahl der gewähltern Ausdrücke, die im allgemeinen Gespräch nicht üblich sind, gröſser als bei uns, und wird noch vermehrt durch Entlehnungen aus der alten Sprache; und der Satzbau ist im Chinesischen tiefer eingreifend in die grammatische Formung und wesentlicher für dieselbe, als dies bei uns der Fall ist. Daher ist in China der Unterschied zwischen Umgangs- und Schrift-Sprache gröſser, als anderswo; und der Unterschied des Styls berührt die grammatische Formung selbst. So war es im Alterthum Chinas, und so ist es heute noch. Wie man im alten China gesprochen haben mag läſst sich aus den alten chinesischen Schriftwerken nicht ersehen, nur aus gewissen Stellen vermuthen, die

sich offenbar der Umgangs-Sprache nähern. Jene alte Schrift-Sprache nun aber wurde bis heute in allen Werken ernsten Inhalts beibehalten, und aufserdem neben ihr vielleicht seit dem Jahre 1000 p. Ch. und wohl auch schon in den vorangehenden Jahrhunderten eine andere Schrift-Sprache entwickelt, die sich zur neugebildeten Umgangs-Sprache so verhält, wie die alte Schrift-Sprache zu der alten Umgangs-Sprache.

So unterscheiden wir denn im Chinesischen: 1) Volksdialekte älterer wie neuerer Zeit; 2) eine allgemeine Umgangs-Sprache der Gebildeten neuerer Zeit (da uns die der älteren Zeit nicht aufbewahrt ist); 3) die Schriftsprache der alten, und 4) eine solche der neuern Zeit. Das grammatische Princip ist in allen diesen dasselbe; nur dafs die Eleganz und Kürze, welche auch die Umgangs-Sprache liebt, in der Schrift-Sprache den höchsten Grad erreichen kann. Hierdurch wird nun freilich die grammatische Formung selbst nicht unberührt gelassen, aber doch nicht gestört, noch auch in ihrem Principe geändert.

Der Sprachforscher ist, und mit vollem Rechte, zu sehr daran gewöhnt, immer die ältesten Sprachformationen aufzusuchen und sie bei seinen Forschungen vorzugsweise zu Grunde zu legen, als dafs er nicht geneigt sein sollte, auch in Bezug auf die chinesische Sprache so zu verfahren. Und er soll es auch: das ist meine Meinung nicht minder. Aber er kann es doch natürlich nur, in so weit ihm die alte Sprache vorliegt. Sie liegt aber eben nur in der Verstümmelung vor, welche sie sich in den alten Schriftwerken gefallen lassen mufste, durch welche sogar eine wunderbare Schönheit der eigenthümlichsten Art entstanden ist. Aber immerhin ist es doch eine Verstümmelung, die sich nur begreifen läfst, wenn man von der lebendigen Rede ausgeht. Die lebendige chinesische Rede kennen wir aber nur aus neuerer Zeit. Darum mufs von ihr ausgegangen werden, und aus ihrer Natur und dem Wesen der chinesischen Schrift mufs erklärt werden, wie jene — ich darf nun nicht mehr sagen: Verstümmelung, sondern — Kunstform sich entwickeln konnte.

Man möchte gern den uns geläufigen Unterschied von antik-synthetischen und modern-analytischen Sprachen auch aufs Chinesische anwenden. Aber wie sollte in einsylbigen Spra-

chen solch ein Unterschied Raum haben! Das alte Chinesisch war so analytisch wie das heutige, und das heutige ist so synthetisch wie das alte. Zwischen Alt- und Neu-Chinesisch ist nur ein Unterschied des Lautes, nicht der innern Form, nicht der Bedeutung; und in Bezug auf alte und neue Literatur gilt wesentlich nur der Unterschied des Styls.

Das Eigenthümliche der chinesischen Sprache besteht erstlich darin, dafs sie die Rede unmittelbar aus Wurzeln zusammensetzt, ohne dafs letztere zuvor durch den Procefs der Wortbildung und Wortformung gegangen wären, noch überhaupt an oder in sich eine Veränderung erfahren hätten *). Dies ist zu erläutern.

Die Sätze der sanskritischen Sprachen bestehen aus Wörtern; in diesen sind die Wurzeln aufgehoben oder enthalten, etwa in der Weise, wie ein chemisches Element (z. B. Sauerstoff) in einem chemisch zusammengesetzten Körper (z. B. Wasser), und die Wörter sind die Glieder des Satzes. Nirgends, auch im Englischen nicht, treten Wurzeln, als solche, in der Rede auf. Denn es liegt im Wesen und im Begriff der Wurzel, etwas Vereinzeltes zu sein; in der Rede aber hat alles Zusammenhang. Die Wurzel ist also allemal nur ein abstractes Product der Analyse. Sie kann zwar unter Umständen lautlich unverändert und ohne Zusatz Glied der Rede werden, und im Chinesischen tritt allerdings die Wurzel in ihrer vollen Nacktheit in die Rede; dann genügt es aber schon, dafs sie mit andern Gliedern des Satzes, wenn diese auch selbst wiederum blofs nackte Wurzeln sind, zusammengesprochen werden, um ihr abstractes Wesen als Wurzel abzulegen und lebendiges Element der Rede zu werden. Durch das Zusammenfassen zweier oder mehrerer Wurzeln in einem bestimmten Verhältnisse hört die Wurzel auf, eine solche zu sein. Es ist also ungenau, zu sagen, der chinesische Satz bestehe aus Wurzeln; denn in den Satz aufgenommen, verschwindet das Wesen der Wurzel. In

*) Mit der oben ausgesprochenen Behauptung soll aber keineswegs gesagt sein, dafs die heutigen chinesischen Wurzeln im ursprünglichen Zustande erhalten seien. Es ist vielmehr nichts sicherer, als dafs sie mannichfachen Veränderungen unterlegen haben, dafs bald der Anlaut, bald der Auslaut, bald der Inlaut verändert, geschwächt, abgefallen ist. Ja selbst dafs alle Wurzeln auch nur wirklich einfache Elemente seien, meine ich gar nicht; sondern manche Wurzel ist aus zwei einfachen contrahirt.

Bezug auf letztere unterscheiden sich also das Chinesische und die sanskritischen Sprachen dadurch von einander, daſs in diesen die Wurzel im Worte, in jenem aber erst im Satze aufgeht.

Hört nun aber die Wurzel auf zu sein, was sie war, so fragt sich: was ist sie nun im Satze geworden? etwa Wort? nein! denn der Proceſs der Wortbildung fehlt im Chinesischen. Die chinesische Sprache hat keine Wörter, ihr Satz baut sich nicht aus Wörtern auf. Das kleinste wirkliche Ganze in den sanskritischen Sprachen ist ein Wort, im Chinesischen ein Satz oder wenigstens ein Satzverhältniſs oder doch eine Gruppe von Wurzeln, die, wenn sie nicht schon ein Satz oder ein Satzverhältniſs ist, doch immer mehr oder etwas Anderes als ein Wort ist. Während also andere Sprachen einen Wort- und einen Satzbau haben, gibt es in der chinesischen nur einen Satzbau, und die Grammatik derselben ist wesentlich nur Syntax.

Steht es aber fest, daſs die Satzglieder im Chinesischen nicht Wörter sind, so fällt für diese Sprache auch die Anwendung der Redetheile und der Flexionsformen weg. Wo kein Wort ist, kann kein Substantivum und Verbum sein, keine Declination und Conjugation. Also bildet sich hier auch der Satz nach ganz anderen Gesetzen, als anderswo.

Man meint zunächst, wenn man hört, daſs einer Sprache unsere sämmtlichen grammatischen Formen fehlen, daſs in derselben der Ausdruck der Gedanken nicht seine volle Bestimmtheit erlangen könne, daſs der Zusammenhang und das Verhältniſs der Vorstellungen vage bleiben und dem Ahnden überlassen werden müsse. Thatsächlich aber stellt sich die Sache doch ganz anders. Freilich das sollte sich von selbst verstehen: was nicht bestimmt ist, bleibt unbestimmt; und wenn also die grammatischen Verhältnisse, welche in unseren Wortformen bestimmt werden, im Chinesischen nicht bezeichnet sind, so bleiben diese Verhältnisse unbestimmt. Das hindert aber nicht, daſs in der chinesischen Sprache in ganz anderer Form die Beziehung der Vorstellungen und Gedanken so scharf und fest ausgeprägt ist, daſs sie sicher wiedererkannt wird. Ganz unscheinbare Mittel, zweckmäſsig verwendet, leisten hier Erstaunliches.

Es ist wesentlich nur ein Mittel, durch welches die chinesische Sprache die Beziehungs-Verhältnisse der Vorstellungen ausdrückt: die bestimmte Ordnung, in der die Wurzeln nach einander ausgesprochen werden; hierzu kommt noch ein Mittel, das schon secundär ist, insofern es nur neben jenem ersten, es unterstützend, wirkt und auch weggelassen werden kann: Hülfswörter. Und endlich ist noch ein drittes, noch mehr untergeordnetes Mittel zu nennen: der Rhythmus.

Was die Ordnung in der Aufeinanderfolge der Wurzeln betrifft, so kann sie ursprünglich und ihrer eigensten Natur nach doch nichts Anderes leisten und nicht anders wirken, als was auch in unseren Sprachen die Wortstellung leistet, und wie sie auch bei uns wirkt. Sie kann ursprünglich, wie das Römische und Griechische im höchsten Grade beweisen, wie sich aber auch aus dem Deutschen noch klar nachweisen läfst, nur von rhetorischer Bedeutung sein. Sie drückt weder einen logischen Werth an sich, noch eine grammatische Beziehung aus, sondern nur den psychologischen Werth der Vorstellungen oder das Interesse, welches wir an jeder von ihnen nehmen, und welches den Ablauf derselben in unserem Bewufstsein bedingt. Dafs uns, indem wir sprechen, zuerst dieses, dann jenes Wort und dann erst ein anderes in den Sinn kommt und über die Lippen geht, geschieht nach Gesetzen des psychologischen Mechanismus, und die zunächst entscheidende Bedingung ist hier das Interesse. Was uns das Wichtigste scheint, erhält in der Reihenfolge der Rede eine ausgezeichnete Stellung, welche, je nach den Umständen, der Anfang oder das Ende sein kann. Nun hat aber freilich der Chinese, so gut wie wir, längst, seit Jahrtausenden, an sinnlicher Erregbarkeit verloren; das Interesse wirkt nur gelegentlich und erstreckt sich gewöhnlich nicht auf einzelne Vorstellungen, sondern auf einen ganzen Complex derselben. Dagegen macht sich im Bewufstsein die Association der Vorstellungen geltend, d. h. Gewohnheit, eingewurzelte Neigung, kurz der Usus, wie es der Grammatiker nennt. Mit diesem Uebergange aber des Interesses in den blofsen Usus ändert sich auch der Sinn der Wortfolge, und was ursprünglich von rhetorischem Werthe war, hat nun grammatischen Sinn erlangt. Ich meine also: was von der französischen Wortstellung, verglichen mit der lateinischen, gilt, das gilt auch von der chine-

sischen. Ob *pater* und *patrem* vor oder hinter dem dazu gehörigen Verbum steht, ist Sache der Rhetorik; die Stellung von *le père* hat grammatische Bedeutung gewonnen.

Diese Vergleichung des Chinesischen mit dem Französischen darf aber nicht irre führen; man kann mit ihr nicht beweisen, daſs das Gesetz der Stellung im Chinesischen denselben Sinn habe, wie im Französischen, also z. B. den Accusativ und Nominativ unterscheide. Dieser Unterschied gilt zwar im Französischen, weil er im Lateinischen *pater* und *patrem* klar ausgedückt war und später, als er in der Wortform zusammenfiel, auf die Stellung des Wortes übertragen wurde. Solche Uebertragung aber konnte im Chinesischen nicht statthaben, wo niemals Accusativ und Nominativ durch ein lautliches Mittel bezeichnet war. Für diese Sprache können wir also nur so viel behaupten, daſs der rhetorische Nachdruck, welcher jedem Satzgliede in einem bestimmten Grade innewohnt — dem Subject, dem Prädicat, dem Object, dem Attribut, jedem in einem besonderen Grade — sich in der festen Wortfolge einen Ausdruck gegeben hat, und so ein Mittel geworden ist, die Beziehung der zusammengestellten Wurzeln sicherer darzustellen und aufzufassen. Wie dies geschieht, und welcher Inhalt in diesen Beziehungen liegt, mag nun sogleich weiter dargethan werden.

Nach dem Stellungs-Gesetze der chinesischen Sprache steht jede nähere Bestimmung (das Attribut, sei es ein Adjectivum oder ein Genitiv, und auch das Adverbium oder ein adverbialer Ausdruck) vor dem Zu-bestimmenden (dem Substantiv und dem Verbum), die Ergänzung aber (das Object) steht hinter dem Zu-ergänzenden (dem regierenden Verbum). Das Subject steht vor dem Prädicat, während das Object hinter demselben folgt; das Prädicat steht hinter dem Subject, während das Attribut vor dasselbe tritt. So sind die drei Grundverhältnisse der menschlichen Rede: das prädicative, das attributive und objective nach ihrem doppelten Gegensatze von Subject und Object, Prädicat und Attribut, fest geschieden.

Es scheint, wie auch sonst berichtet wird, daſs die Rede des Chinesen zum Schlusse hineilt und das Ende hervorhebt. In der dargelegten Stellung der drei Redeverhältnisse steht das wichtigere Glied hinten. Das Subject ist dem Attribut gegen-

über das wichtigere, dem Prädicat gegenüber das unbedeutendere Glied der Rede; darum steht es zwischen beiden. Und ebenso hat das Object mehr Gewicht als das Prädicat und folgt diesem. Die Wirkung des Accents vereinigte sich also mit der Wortstellung und verstärkte ihre Wirkung. Dieses ursprünglich blofs psychologische Gewichts-Verhältnifs der Vorstellungen wurde, wie gesagt, ein Mittel, die Beziehung derselben in grammatischer Form zu appercipiren. Die Vorstellung von einem thätigen Wesen, das sich energisch auf ein Object richtet, erregte das Gemüth anders, als die Vorstellung von diesem Objecte, das von jenem leidet; anders war das Gemüth interessirt, wenn es in diesem Augenblicke einem Wesen ein Prädicat beilegen wollte, und anders, wenn es ein bekanntes Urtheil nur wiederholend attributiv in die Rede einflocht, nicht urtheilen (prädiciren), sondern nur näher bestimmen (attribuiren) wollte. Dieses verschiedene Interesse offenbarte sich in einer verschiedenen Wortstellung, fixirte sich in ihr und ward so zum Organ für die grammatische Auffassung jener Unterschiede.

Hiermit war aber schon von selbst noch mehr gegeben. Ist z. B. die Vorstellung der Gröfse als Prädicat ohne Object hingestellt, so erfolgt von selbst, dafs sie als in der Substanz ruhende Eigenschaft, als „grofs“ gedacht werde; folgt ihr aber ein Object, so mufs sie als transitive Thätigkeit „grofs machen“ auftreten. Wird sie aber attributiv und prädicativ bestimmt, wird sie Subject, so wird sie zugleich von dem Wesen, dem sie zugeschrieben wird, abgelöst gedacht, also als selbständig und an sich das „Grofs, oder das Grofs-Sein oder die Gröfse“. Das blofse grammatische Verhältnifs also übt einen gewissen Zwang über den Geist aus, die Vorstellung in dieser oder jener logischen Form zu denken; denn mit dem Denken eines bestimmten grammatischen Redeverhältnisses ist schon nothwendig das Denken der Vorstellungen in einer solchem Verhältnisse angemessenen Vorstellungsform verbunden. So zwingt die chinesische Sprache logische Formen zu denken, die sie grammatisch gar nicht andeutet, und sie erreicht durch das einfache Mittel der Stellung eine grofse Bestimmtheit im Denken der wesentlichsten formalen Beziehungen mit voller Reinheit; sie will wenig und erlangt viel. Wir werden in den folgenden Sprach-Typen sehen, wie man mehr will, und weil man nicht das Rechte erstrebt, weniger erreicht. Der Chinese

denkt mehr, als in seiner Sprache unmittelbar liegt; aber die chinesische Sprache zwingt eben dazu, mehr in sie hineinzulegen, als sie ausdrücklich sagt. Durch ihre Stellung drückt sie nicht nur genügend die grammatische Form aus, sondern erregt sie auch das logische Formen.

Der Unterschied nun zwischen unsern sanskritischen Sprachen und dem Chinesischen besteht wesentlich in Folgendem.

Wir haben Redetheile, Verbum, Adjectivum u. s. w., welche eine ihnen eigenthümliche, ihnen eingeprägte Form auch außerhalb des Satzes, als bloßes Wort, an sich tragen; das Element der chinesischen Rede ist außerhalb der Verbindung, an sich weder Subject, noch Prädicat, noch sonst etwas, hat aber die Fähigkeit, je nach der Verbindung, die es eingeht, sowohl das Eine als auch das Andere zu werden. Jedes Element erhält also erst durch die Verbindung mit andern seinen bestimmten grammatischen und damit zugleich einen logischen Werth. Dies hängt deutlich mit dem schon berührten Punkt zusammen, daß die chinesische Sprache die Redeverhältnisse nicht aus Wörtern aufbaut, welche, um in solche Verhältnisse eingehen zu können, erst je nach dem besondern Falle besonders gestaltet werden, sondern aus bloßen Wurzeln, welche, an sich ungeformt, unbestimmt, erst durch das Verhältniß selbst, in welches sie treten, ihre Bestimmtheit erlangen und dieselbe nur insofern haben, als sie in diesem Verhältnisse sind. Z. B. *ǩyāu* an sich enthält die Vorstellung der Pietät lediglich als logischen Begriff, als bestimmten Inhalt. Wird es als Subject hingestellt, dem ein Attribut oder Prädicat beigegeben wird, oder wird es als Object einer Thätigkeit genannt, so ist dieser Begriff zugleich als Substanz bestimmt; z. B. *ǩyāu šṳn ši̥* . . Pietät (und) Gehorsam ist . .; *tsin ǩyāu* erschöpfen die Pietät. Folgt es aber einem Subject als Prädicat, oder hat es gar ein Object, so ist es als Thätigkeit bestimmt: *ži̥n žŏ-ši̥ pŭ ǩyāu šṳn* Mensch wenn nicht pietätsvoll (und) gehorsam (ist); *ǩyāu šṳn tha* pietätsvoll (und) gehorsam (sein gegen) sie, oder pietätsvoll-behandeln sie. Es kann auch selbst Attribut sein: *ǩyāu šṳn tĭ zi̥n* pietätsvoll (-er und) gehorsam-er Mensch; *pa tše̥ ǩyāu ti tĭ tāu li* nehmen (wir) der Pietät (und) Bruderliebe (*tĭ* ist Zeichen des Genitivs) Grundsatz (und) Princip. Ebenso kann *sin* bedeuten Ehrlichkeit, ehrlich, ehrlich sein und handeln, ja sogar trauen; *tšuṅ* Treue, treu, treu sein oder han-

deln gegen. *k̔yāu, s̈ṳn, sin, tšuṅ* sind also an sich weder Substantive, noch Adjective, noch Verba, werden aber jedes von diesen im Zusammenhange. Hieraus ergibt sich denn doch wohl eine geringere Festigkeit der Form und schwächere Concentrirtheit des Inhalts. Bei uns ist „Pietät" völlig zur Substanz erstarrt, ohne Spur von Thätigkeit: so wird das im Bewuſstsein des Chinesen nicht sein. Seinem Begriffe „Pietät" klebt immer noch etwas aus der Anschauung an; auch wenn derselbe substantivische Geltung hat, wird die Ausübung mitgedacht; wo es als Adjectiv erscheint, ist es zugleich Participium. Kurz die Form beherrscht den Stoff nicht völlig und nicht ganz sicher, bleibt immer abhängig vom Inhalt. Logisch, d. h. dem Inhalte nach, ist Pietät eine Thätigkeit in bestimmter Norm; darum sagt diesem Begriffe die Form der Substanz und Eigenschaft nicht recht zu und wird ihm nicht völlig eigen; *k̔yāu tĭ tāu li* heiſst genauer doch wohl: des pietätsvollen Benehmens Princip. Darum kann auch umgekehrt, was seinem Inhalte nach Substanz ist, nie volle adjectivische Form annehmen; *thyạ̈n* ist der Himmel und *thyạ̈n li* des Himmels Princip, aber nicht das himmlische Princip. Der Chinese kann die Eigenschaft „weiſs" zum Subject machen, indem er z. B. sagt: des Schnees Weiſse; aber es ist doch wohl mehr des Schnees Weiſs-Sein. Um dasselbe Schwanken zwischen Substantivum und Adjectivum beizubehalten und allgemein nur das attributive Verhältniſs auszudrücken, greifen wir am besten zu einer Zusammensetzung: Himmel-Princip, wie wir sagen: Himmel-Reich, was so viel ist, wie himmlisches oder Himmels Reich; und Schnee-Weiſse, das Schnee-Weiſs-Sein. Und so haben wir überhaupt in unsern Compositionen das beste Mittel, uns in die chinesische Denkweise hineinzuversetzen. *Pĕ-kiṅ* ist weder des Nordens Hauptstadt, noch nördliche Hauptstadt, noch Hauptstadt im Norden; und *Nan-kiṅ* ist nicht südliche, noch des Südens Hauptstadt, sondern alles jenes zugleich, oder noch richtiger: Nord- und Süd-Hauptstadt. Denn hier haben auch wir nur das Gefühl, daſs Nord und Süd das Folgende bestimmen, ohne daſs die Weise dieser Bestimmung genauer angegeben wäre. Ebenso liegt in *μισοπονέω* oder Philantrop das objective Verhältniſs nicht bestimmter als im Chinesischen. Unsere deutsche Zusammensetzung „Klein-Kinder-Bewahr-Anstalt" wird

ohne Mühe verstanden als die Anstalt, in der kleine Kinder bewahrt werden, oder in der man kleine Kinder bewahrt. In dieser unserer Bildungsweise aber herrscht eine gröſsere Unbestimmtheit als im Chinesischen; denn bei uns ist das objective Verhältniſs „bewahren Kinder“ nicht unterschieden von dem attributiven Verhältniſs „Klein-Kinder“ und „Bewahr-Anstalt“, aber wohl ist dies im Chinesischen geschehen. Eine entsprechende chinesische Bildung ist z. B. *šịn syaṅ kwẹ̆* Reit-Elephanten-Reich, wo *syaṅ* Elephant als Object gefaſst ist, reiten und Elephant zusammen als Attribut zu Reich.

Die chinesische Rede hat also weniger formale Festigkeit und Freiheit als unser Satz, aber mehr Bestimmtheit als unsere zusammengesetzten Wörter. Darin aber stimmt sie mit letztern überein, daſs die volle Bestimmtheit der Beziehung erst aus dem Inhalte selbst sich ergibt. Darum bedingt, wenn auch einerseits das grammatische Verhältniſs die logischeForm erzeugt, doch auch andrerseits das logische oder sachliche Verhältniſs die Auffassung der grammatischen Form. Bei uns ist diese völlig vom Inhalt abgelöst, und bis zum Miſsbrauch können wir jeden Inhalt in jede Form legen, bald als Substanz, bald als Thätigkeit, bald als Eigenschaft erscheinen lassen. Beim Chinesen ist die Form dem Inhalte noch eingewachsen.

Hiernach könnte es scheinen, als müſste jenes Stellungs-Gesetz doch ein sehr unzulängliches Mittel zum Ausdruck und zur Erkennung der Beziehungen der Vorstellungen sein; denn wenn man zwei Wurzeln sprechen hört oder geschrieben sieht, so könnte man in ihnen jedes der drei Redeverhältnisse zu sehen glauben; das erste Zeichen kann Subject, aber auch Attribut und objectives Verbum sein, das andere Zeichen dann die jedesmal entsprechende Rolle spielen. Dies ist allerdings, bloſs abstract genommen, ganz richtig, und für den Anfänger liegt hier auch wirklich in vielen Fällen eine Schwierigkeit vor, weil ihm eben die Sprache noch in bloſs abstracter Weise erscheint. Die Sache stellt sich aber anders heraus, sowohl für die Praxis bei gröſserer Vertrautheit mit den eigenthümlichen Wendungen der chinesischen Darstellungsweise, als auch für die Theorie durch tieferes Eindringen.

Fragen wir: was ist uns in unsern Sprachen als vorliegendes Mittel, als fertiges Material gegeben, und was bleibt un-

serer Thätigkeit im Acte der Rede überlassen? so ist die auf der Hand liegende Antwort: gegeben ist uns ein Schatz von Stammwörtern, deren jedes zugleich die Fähigkeit hat, sich mehr- und vielfach abzuwandeln, je nach den Verhältnissen, in welche es treten soll. Was ist denn aber dem Chinesen gegeben, wenn er keine Wörter hat? etwa die nackten Wurzeln? Das ist unmöglich. Das chinesische Kind hört aus dem Munde seiner Umgebung, in der es sprechen lernt, eben so wenig wie das sanskritische von seiner Mutter, nackte Wurzeln; denn nicht als solche treten diese in der Rede auf, sondern sie sind überall das abstracte Erzeugniſs analytischen Nachdenkens, das caput mortuum der Sprache, von welchem der redende Mensch als redender nichts weiſs.

Da aber die chinesische Wurzel zum Behufe des Eintritts in die Rede durchaus keine Veränderung erfährt, da das in ihr latente Leben schon durch die bloſse Zusammenfassung mit andern Wurzeln, durch die bloſse Berührung, hervortritt, so folgt hieraus mit Nothwendigkeit, daſs den Chinesen hauptsächlich nicht Wurzeln, sondern Wurzel-Gruppen gegeben sind, welche lebendige Glieder der Rede bilden; und also nicht aus einzelnen, sondern aus fest und in bestimmtem Sinne gruppirten Wurzeln baut der Chinese seine Rede auf. In diesen Gruppen herrscht eine bestimmte Analogie, die theils durch die oben dargelegten Stellungsgesetze, theils aber auch durch den Gebrauch geregelt sind. Allerdings ist im Chinesischen der Usus von gröſster Bedeutung, aber doch nicht von gröſserer, als in jeder Sprache; nur die Richtung, in welcher, und der Ort, an welchem er in der chinesischen Sprache wirksam ist, sind nach der eigenthümlichen Natur dieser Sprache von der Wirksamkeit des Usus in andern Sprachen verschieden. Wenn man nur bedenken will, welch einen unendlichen Raum der Usus in der Anwendung und dem Sinne der wortbildenden Suffixe in den sanskritischen Sprachen beherrscht, so wird man finden, daſs sein Reich im Chinesischen weder gröſser an Umfang ist, noch auch willkürlicher verwaltet wird. In unzähligen Fällen verdankt ein Suffix seine Verbindung mit dem Stamme in diesem bestimmten Sinne nur dem Usus, und wir wüſsten nicht zu sagen, warum nicht ein anderes Suffix gewählt ist, und warum es gerade diesen Sinn hat. Haben wir uns nun bei Erler-

nung einer Sprache diesen Usus anzueignen, wie auch jedes lallende Kind dies thut, so ist dies im Chinesischen weder schwerer, noch irrationaler. Eben so herrscht in jeder Sprache in der Anwendung der Wörter, in den erlaubten und nicht erlaubten Ableitungen und Constructionen und Combinationen vielfach der Usus; nicht anders ist es im Chinesischen. Hier kann beim ersten abstracten Blick auf zwei Wurzeln, die neben einander stehen, Zweifel über ihre grammatische Verbindung entstehen; der Gebrauch aber lehrt die Entscheidung mit aller Bestimmtheit. Sieht man z. B. *tsin tšuṅ*, so kann man zunächst schwanken, ob man, wenn es auf grammatische Exactheit ankommt, übersetzen soll: erschöpfen die Treue, oder: erschöpfend (d. h. vollkommen) treu sein. Diese Verschiedenheit berührt den logischen Inhalt dieser Gruppe gar nicht; sie betrifft nur die grammatische Auffassung. *tšuṅ* kann allerdings Verbum sein, so gut wie Substantivum; aber der Gebrauch fordert, daſs *tsin*, wenn es neben einem Thätigkeitsbegriffe steht, um die vollkommene Ausübung desselben zu bezeichnen, hinter das betreffende Wort gesetzt wird; z. B. *ne̥ṅ tsin* könnend erschöpfen, d. h. vollständig können; ebenso sagt der Chinese: erklärend etwas erschöpfen, d. h. vollkommen erklären. Folglich kann *tsin tšuṅ* nur heiſsen: die Treue erschöpfen. „Erschöpfend treu sein“ ist keine chinesische Verbindung. Sehen wir *tšuṅ kyün* treu Fürst, so wird man zwar nicht darauf fallen, hier ein prädicatives Verhältniſs anzunehmen, aber man könnte schwanken, ob man, ein attributives oder ein objectives Verhältniſs setzend, verstehen soll: der treue Fürst, oder: Treue gegen den Fürsten. Nun bezieht sich aber *tšuṅ* nur auf das Verhalten der Unterthanen gegen ihren Fürsten, nie aber auf das des letzteren gegen jene. So erweist sich die attributive Auffassung hier als eine dem chinesischen Geiste unmögliche, und das Verhältniſs kann nur das objective sein, wobei es nur unbestimmt (aber für den Gedanken gleichgültig) bleibt, ob man übersetzen will: treu sein, oder: Treue gegen den Fürsten. So ist allerdings für die sichere Auffassung chinesischer Texte die Grammatik nicht ausreichend, ja von geringerem Werthe, als genaue lexikalische Kenntniſs und überhaupt Vertrautheit mit dem chinesischen Geiste und mit den Bewegungen und Formen, welche dessen Gedanken anneh-

men. Ich mufs daher noch bei dem, was im Chinesischen unsern Wörtern entspricht, verweilen.

Wenn der Chinese keine Wörter hat, so kann auch von einem chinesischen Satze nicht in dem Sinne gesprochen werden, wie in den sanskritischen Sprachen; sondern, genau genommen, gibt es nur einfach und mehrfach zusammengesetzte Reden und Glieder der Rede. Solche zusammengesetzte Redeglieder — denn nur selten ist eine einfache Wurzel als Redeglied in chinesischem Sinne anzusehen — sind eigentlich dasjenige, was wir als unserm Worte entsprechend anzusehen haben, obwohl sie eben häufig auch schon unserm Satze entsprechen. Solche Redeglieder leben im Volksbewufstsein als ungetheilte Ganze, wie bei uns die zusammengesetzten Wörter. Wenn man meint, der Chinese spräche in Wurzeln, oder die Wurzeln als solche lägen in dem Bewufstsein des chinesischen Volkes: so heifst das behaupten, dieses Volk wäre analytischer als irgend eins der Erde. Dies ist nun aber so falsch, dafs man vielmehr sagen mufs: der Chinese ist insofern weniger analytisch als die sanskritischen und semitischen Völker, als er in seinem Bewufstsein fast nur Zusammensetzungen trägt, ja sogar fertige Redeverhältnisse und fertige Sätze, welche wohl der gelehrte Chinese analysirt, wie wir, aber nicht das Volk als solches. Das kleinste Ganze, welches unser Sprach-Bewufstsein hat, ist ein Wort, d. h. eine Vorstellung; das kleinste bewufste Ganze der chinesischen Sprache ist meist eine Gruppe von Wurzeln, also eine Gruppe von verbundenen Vorstellungen. Im chinesischen Sprach-Geiste liegt nicht die einfache Vorstellung: lesen, sondern nur die zusammengesetzte: lesen Buch; ebenso nicht: schreiben, sondern: schreiben Buchstaben; ferner hat er nur die zusammengesetzten Vorstellungen: Reis essen, einen Menschen tödten, einen Fehler verzeihen, einem Befehle gehorchen, immer ausgedrückt durch zwei in gesetzmäfsiger Stellung gruppirte Wurzeln. So wie das deutsche Volk niemals die Wurzel von *tödten*, sondern nur eine bestimmte aus dieser Wurzel gebildete Wortform im Bewufstsein hat: so denkt der Chinese die Wurzel *šă* niemals allein, sondern immer mit einem Object zusammengesetzt.

Es ist merkwürdig zu sehen, wie weit der Chinese in dieser Gruppirung der Wurzeln geht. Denn nicht nur zwei, son-

dern auch drei, vier, ja sechs und sieben Wurzeln, die unter sich in jedem möglichen Verhältnisse stehen können und ganze Redensarten und Sätze bilden, gelten für die Sprache als Einheit und entsprechen einem einzigen Redegliede, einem einzigen Worte unserer Sprachen. So werden in den vier Wurzeln *tšuṅ ḱyāu tsyĕ i* vier Tugenden aufgezählt: Treue (gegen den Fürsten), Pietät (gegen Eltern, Brüder, Verwandte), Mäſsigung, Gerechtigkeit; für den Chinesen aber sind diese vier Wurzeln doch nur eine Vorstellung, nämlich die der Tugend überhaupt, welche durch die vier Cardinaltugenden vorgestellt wird. Daher ist auch meist die Reihenfolge solcher Aufzählungen nicht der Willkür des Einzelnen überlassen, sondern durch den Gebrauch festgestellt. Die Dialekte jedoch machen in den verschiedenen Provinzen hier ihre Macht geltend. Edkins (a Grammar of the Mandarin Dialect p. 111) lehrt, daſs in Kiang-nan gesagt werde: *phyāu tu tšhį̊ tšhwē̥n,* Wollust, Spiel, Essen, Kleidung; im Norden dagegen sage man: *tšhį̊ ḱŏ phyāu tu* Essen, Trinken, Wollust, Spiel. Auch dies ist gewissermaſsen nur eine zusammengesetzte Vorstellung, indem durch die Cardinal-Vergnügungen das Vergnügen appercipirt wird. Hierbei treten dann auch eigenthümliche Umschreibungen hervor, welche dem Psychologen höchst anziehende Beispiele von Apperceptionen von Begriffen darbieten. Wir wählen hier einige aus, die wir den Zusammenstellungen von Bazin und Edkins in ihren Grammatiken entlehnen.

Der Chinese sagt *kyāi faṅ lin še̥* Straſsen-, Gassen-Nachbarschaft-Häuser, und bezeichnet damit die Nachbaren. Dies ist bloſs Umständlichkeit, und es gibt noch umständlichere Ausdrücke, die aber sonst weiter kein Interesse bieten. *Tšāu san mu sz̥*, Morgens drei, Abends vier, d. h. unbeständig, launenhaft, und gilt als Bezeichnung einer Qualität. Ebenso *liṅ ya li tšhi̥* (mit) geschickten Hinterzähnen (und) fertigen Vorderzähnen, d. h. beredt, schlaue Rede. Dies ist ein possessives Compositum: „geschickte Zähne sc. habend". Ebenso *ta tān* groſse Leber (habend), d. h. tapfer. *Syāu khi* kleine Gefäſse habend, d. h. sparsam. — Eine Weise, bei der ganze Sätze wie ein Wort behandelt werden, zeigt sich in folgenden Beispielen. *Ni tuṅ, wo si* du Ost, ich West, d. h. nicht übereinstimmen. *Ni we̥n, wo ta* du fragen, ich antworten, d. h.

plaudern; hieraus wird mit Weglassung der Pronomina *ni* und *wo* unmittelbar der substantivische Begriff *wen ta* Frage-Antwort, d. h. Unterredung. Ueberhaupt wird häufig ein allgemeinerer abstracter Begriff durch Zusammenstellung der in ihm enthaltenen Gegensätze appercipirt: *ywan kin* fern nahe, d. h. Entfernung; *khiṅ tšuṅ* leicht-schwer, d. h. Gewicht. *Siāu sin* kleines oder feines Herz, d. h. Aufmerksamkeit, auch aufmerksam; dasselbe bedeutet *to sin*, eigentlich viel Herz. *lyaṅ sin* edles Herz, d. h. Gewissen; *kāu miṅ* hoher Name, d. h. Ruhm.

So muſs man sich denn überhaupt gewöhnen, die chinesischen Ausdrücke nicht sowohl in der analytischen Form aufzufassen, wozu die Schrift einladet, sondern die Gruppen zusammenfassend durch einen entsprechenden Begriff zu ersetzen. Das Bewuſstsein des Chinesen ist offenbar auf solche Zusammenfassung gerichtet, selbst wo auch wir für jede chinesische Wurzel ein besonderes Wort setzen. *Fu mu* Vater-Mutter, bedeutet die Eltern. Man muſs hierbei an die sanskritischen copulativen Composita denken. Ebenso gelten *ži ywĕ* Sonne und Mond, *pen mŭ* Wurzel und Zweig, *tšuṅ ši* Ende und Anfang u. s. w. dem Chinesen als zusammengesetzte Einheiten.

Eine im Chinesischen auſserordentlich häufig wiederkehrende Weise der Zusammensetzung ist die von zwei Synonymen. Für „Weg" sagt man *tāu lu*, von denen jedes für sich auch Weg bedeutet. Es zeigt sich hier allerdings am entschiedensten die Neigung der Chinesen eine Vorstellung durch mehrere Wörter zu bilden. Wir müssen aber auch für das Chinesische den Grundsatz festhalten, daſs es nicht zwei Wörter geben kann, die völlig gleiche Bedeutung hätten. Eine noch so geringe Verschiedenheit wird z. B. auch zwischen den beiden genannten Wörtern *tāu* und *lu* für „Weg" herrschen. Wie nun Gegensätze, so werden auch die ganz ähnlichen Vorstellungen zusammengestellt. Dies thun wir auch im Deutschen zuweilen; z. B. in *Art und Weise*, *Sack und Pack*, *schlecht und recht*, *Knall und Fall*.

Endlich ist eine Zusammenstellung zu nennen, die wie die vorgenannten Combinationen wesentlich aus dem Streben stammt, dieselbe Sache durch zweifache Vorstellung zu appercipiren, die aber einerseits zu einem bloſsen Drange nach Zwei-

sylbigkeit wird, andererseits die Grenzen der wahren Wortbildung und Sonderung der Redetheile berührt. Es zeigt sich nämlich in vielen Fällen eine Neigung, die besondere Vorstellung mit der allgemeineren zu verbinden. So findet sich z. B. das Wort *thyan* Himmel, in vielen Zusammensetzungen, welche eine Zeitbestimmung enthalten, mit der allgemeinen Bedeutung „Zeit". *Tšhun thyan* Frühlings-Himmel, Frühling, *ḱya thyan* Sommer, *tshyeu thyan* Herbst, *tuṅ thyan* Winter, *tsŏ thyan* gestern, *kin thyan* heute (in welchen beiden letzten Verbindungen statt *thyan* auch *žį* Sonne oder Tag, üblich ist). Das Herz heifst nicht einfach *sin*, sondern *sin tšaṅ* Herz-Eingeweide. *Khi* findet sich als allgemeiner Zusatz hinter Wurzeln, welche Wind, Wetter, Hauch, Miene, Affecte, Temperament, Charakter, Benehmen, Styl bezeichnen. *Tshin* bedeutet Verwandte und wird den Wörtern *fu* und *mu* Vater und Mutter, angehängt, so dafs nun eigentlich gesagt wird: Vater-Verwandter, Mutter-Verwandter. Die Namen der Wesen aus dem Stein-, Pflanzen- und Thierreiche erhalten neben der Benennung der Art auch noch die der Gattung oder Classe. So wird allen Baumnamen die Wurzel *šu* Baum, beigefügt, und ebenso den Fischnamen die Wurzel für Fisch, den Steinnamen die Wurzel für Stein; soll aber der Baum allgemein benannt werden, so wird zum erwähnten *šu* noch *mŭ* hinzugefügt, welches theils auch Baum bedeutet, so dafs also eine synonymische Zusammensetzung entsteht, theils aber auch für Holz überhaupt gebraucht wird, so dafs wir auch hier wieder das Allgemeinere, Unbestimmtere neben dem Specielleren haben. Hieran schliefst sich der Gebrauch, die Benennung der Handwerker, überhaupt eines Menschen nach seiner Beschäftigung, seinem Stande oder irgend einer Qualität durch Zusammensetzung dieser Thätigkeit oder Eigenschaft mit einem allgemeinen Worte für Mensch zu bilden, wie *žįn* Mensch, *fu* Mann, *šău* Hand, *tsyaṅ* Macher, u. dergl. Hiermit sind wir eben schon auf ein Gebiet gerathen, das eine gewisse Analogie mit der Wortbildung hat; im angegebenen Falle, könnten wir sagen, handle es sich um ein Nomen agentis. Nur, meine ich, darf man die Analogie dieser letzten Fälle mit den unmittelbar vorhergenannten nicht aufser Acht lassen.

Diese Warnung ist noch kräftiger zu wiederholen, um sich

über die wahre Natur der folgenden Fälle nicht zu täuschen. Vielen Namen von Dingen, Natur- oder Kunst-Erzeugnissen, werden Wurzeln beigegeben, welche zwar an sich eine sehr concrete Bedeutung haben, diese aber in so unbestimmter Beziehung gelten lassen, daſs oft eben kaum noch eine Beziehung zu erkennen ist, so daſs sie schlieſslich nur die Wirkung haben, das Benannte als ein Etwas, als eine Substanz zu bezeichnen, und insofern die Analogie einer Substantiv-Endung erhalten. Es sind dies vorzüglich die beiden Wurzeln *tsz̥* Kind, und *thău* Kopf; z. B. *tši̥* heiſst zeigen und Finger; wird nun *thău* hinzugefügt, so kann *tši̥ thău* nur den Finger bedeuten. Daſs aber diese Unterscheidung zwischen Substantivum und Verbum nur ein nebenbei für uns, die wir diesen Unterschied machen, erfolgendes Ergebniſs, nicht aber der wahre innere Beweggrund und Trieb für jene Zusätze war, das zeigt sich darin, daſs jene Zusätze zu allermeist gerade nur in Fällen auftreten, wo eine Verwechselung so wenig wie möglich zu befürchten steht, z. B. *tsz̥* hinter *tău* Messer; ferner *mĕ tsz̥* Getreide, *pi tsz̥* die Nase u. s. w. Zu diesem negativen Grunde kommt aber der positive, daſs diese Fälle überhaupt in Analogie mit den vorher genannten stehen, in denen der allgemeine Begriff zu dem besonderen hinzugefügt wird, wodurch auch sonst gelegentlich das Schwanken zwischen Thätigkeit und Substanz aufgehoben wird; so z. B. heiſst *ṅai* lieben und Liebe, aber *ṅai tshiṅ* Liebe, eigentlich Liebes-Affect. Man wird doch *tshiṅ* hier nicht ein Nomina bildendes Affix nennen, obwohl es für uns, wie für den Chinesen in dieser Zusammenstellung die Wirkung hat, eine abstracte Substanz zu bezeichnen. So läſst sich denn, genauer zugesehen, auch bei jenen beigefügten Wörtern recht wohl ihre ganz specielle Wirkung nachweisen, die aber gar nicht auf grammatische Kategorieen weist. Wir haben z. B. schon bemerkt, daſs die Zusammenstellung *sin tšaṅ* Herz-Eingeweide, das Herz bedeutet; einfaches *sin* dagegen bedeutet zugleich figürlich Gefühl, Gesinnung, Gedanke. *Sin thău* bedeutet wiederum entschieden das materielle Herz; denn *thău* weist auf die materielle Form und dient also hier so gut wie *tšaṅ* als Gattungsbegriff. Und so zeigt sich auch in anderen Fällen, daſs *thău*, indem es die Classe der Dinge von runder Form bedeutet, eben damit einen materiellen Sinn im

Gegensatze zu einem anderen anzeigt. So ist *khău* der Mund, aber figürlich auch Person; bestimmter also ist *khău thău* der leibliche Mund, und *lyań khău tsz̥* die beiden Munde oder Personen, d. h. die Ehegatten. *ži̥* bedeutet Sonne und Tag, *ži̥ thău* ist der Sonnenkörper, und *ži̥ tsz̥* der Tag. Wir haben bemerkt, dafs die Namen der Steine das Gattungswort Stein, die der Bäume das Gattungswort Baum neben sich haben, und es ist auch schon gesagt, dafs „Baum" selbst wieder das noch allgemeinere „Holz" zu sich nimmt. Endlich nehmen *mŭ* Holz, und *šĭ* Stein, das noch allgemeinere Wort für Materielles, nämlich *thău* zu sich, und man sagt also: *mŭ thău* und *šĭ thău* für Holz, Stein; aber zugleich wirkt hier *thău* individualisirend, insofern *šĭ thău* nicht die Materie ganz abstract, sondern eine rundlich geformte bezeichnet, also etwa den Steinblock, *mŭ thău* das Holzstück. *Tsz̥* Sohn, und das in anderen Dialekten dafür gebrauchte *l̥* Kind, bilden auch Diminutiva, theils im eigentlichen Sinne, theils übertragen als Ausdruck der Verachtung, des Mitleids, Schmeichelns. *Tău* bedeutet Schwert, mit *tsz̥*: Messer. *šu* ist ein Schriftstück, besonders ein Buch, *šu tsz̥* nicht ein Büchlein, sondern ein Brief. Auch in *mĕ tsz̥* Getreide, wird der Zusatz auf die kleinen Körner gehen. In *nyṳ tsz̥* Frau, *mei tsz̥* jüngere Schwester, wird es Schmeichelwort sein. *Pi* scheint ursprünglich etwas Hervorstehendes zu bedeuten, einen Henkel, Griff. Daher heifst *pa pi* ein Henkel zum Anfassen, Grundlage, Stütze. *Pi* der Arm; aber *pi tsz̥* die Nase. Dann aber dient wie *thău* auch *tsz̥* zur Individualisirung. *In* ist Silber und Geld, *in tsz̥* ist das Geldstück. *Miń* ist Name und Ruhm, Ruf, Person, Anklage, *miń tsz̥* ist der Name. Mit Anschlufs an seine ursprüngliche Bedeutung „Sohn", also Erzeugtes, mag es oft das Bewirkte, Gemachte, den Erfolg andeuten, wie besonders in dem oben erwähnten *ži̥ tsz̥* Tag, als dem von der Sonne Bewirkten.

Wie die Namen der Dinge, so werden nun auch die der Thätigkeiten häufig mit Wurzeln versehen, welche eine sehr allgemeine Thätigkeit ausdrücken; so besonders mit *tĕ* erlangen, *lai* kommen und *khyṳ* gehen. Die Seelenthätigkeiten des Erkennens, sich Erinnerns, haben besonders *tĕ* hinter sich; bringen und wegtragen, eintreten und ausgehen, kaufen und verkaufen nehmen eins der beiden anderen. Am häufigsten und

bei Thätigkeiten aller Art findet sich *tšŏ*. Das Passivum bezeichnen die vorgesetzten Wurzeln *pei* und *šău* empfangen, *tšį* essen, *kyạn* sehen; z. B. *miṅ pei ẓin khi* klar (d. h. öffentlich) empfangen der Menschen Beleidigen, öffentlich verhöhnt werden; *tšį ḱai* essen Verletzen, verletzt werden; *kyạn syău* sehen Lachen, verlacht werden.

Alle diese Zusätze allgemeineren Inhalts zu den Wurzeln speciellerer Bedeutung können wegfallen; ihr Gebrauch hängt mehr von der Gelegenheit ab, besonders auch vom Rhythmus. In gewissen Fällen wäre es sogar falsch, sie anzuwenden. In keinem Falle kann man sie als Exponenten der Redetheile ansehen. Das zeigt eben schon ihre specielle Bedeutung und ihr immer speciell bedingtes Auftreten. Ich kenne nur ein Wort oder zwei, die am meisten den Schein haben, Exponenten einer Kategorie, nämlich des Substantivums, zu sein. Ich meine erstlich *tšu* Ort; z. B. *ḱău* gut, *ḱău tšu* Gutes, Vortheil; *yuṅ* gebrauchen, *yuṅ tšu* Nutzen; *khi* wunderbar, *khi tšu* wunderbares Ding, Wunder. Doch ist solche Verwendung von *tšu* keineswegs ein regelmäſsiger Proceſs in der Sprache. Mit dem anderen Worte verhält es sich ganz ebenso, und es bedeutet auch wohl ursprünglich ebenfalls Ort; es ist *so*, und kommt mit jenem *tšu* als Synonym-Compositum vor: *tšu so* Ort, das jedoch auch anders aufgefaſst werden kann, wie sich aus Folgendem ergeben wird. Die Entwickelung der Bedeutung scheint die gewesen zu sein: Ort, an diesem Orte, hier, dieses, wo, welches. Das Wort gehört der alten Sprache an. Man sagte *so kyụ* wo wohnen, Wohnort; *so kyạn* was getrennt, Zwiespalt; *so sĭ* wo fehlt, Verstoſs; *so šău* was man empfängt, Antheil; *so sẓ* was privat, Liebesintrigue. Es tritt auch hinten das alte relative Pronomen *tšẹ* dazu: *so i tšẹ* das worauf man stützt, Stütze; *so tšaṅ* worin (man) lang (ist), Vorzug, Verdienst. Es bezeichnet auch den Infinitiv, die abstracte Handlung: *so khyụ* das Weggehen; *so yŏ tšẹ* (nicht: was man wünscht), sondern das Wünschen. — Von einer dritten Wurzel *tĭ*, welche in der neueren Sprache dieses *so* ersetzt, und welches in einem regelmäſsigen Proceſs verwandt wird, soll bald die Rede sein.

Es ist aber noch eine andere Art von Zusätzen zu den Namen von Dingen zu erwähnen, welche jedoch die chinesische Sprache mit anderen, auch nicht einsylbigen, Sprachen gemein

hat. Das sind die sogenannten Numeral-Substantiva, welche zwischen die Zahl und den Namen des gezählten Gegenstandes treten. Durch dieselben entstehen Verbindungen ganz wie unser: ein Laib Brot, ein Blatt Papier, drei Stück Ochsen, ein Kopf Kohl, ein Bund Heu, ein Paar Strümpfe, ein Anker Wein, eine Elle Leinwand. Diese Redeweise ist aber im Chinesischen viel entwickelter, und es wird wohl keine Zahl ausgesprochen, ohne sie mit dem Gezählten durch ein besonders für das letztere bestimmtes Numeral-Substantivum zu verbinden. Wenigstens gibt es hier über hundert solcher Wörter. Der eigentliche Sinn dieser Methode ist auch wohl klar. Man kann nichts zählen, das sich nicht als Wiederholung einer Einheit darbietet. Von Natur aber sind die Dinge nicht immer derartig, daſs sie von selbst eine solche Einheit böten, die vielfach vorläge. Die Einheiten müssen erst geschaffen werden, sei es wirklich, sei es wenigstens in Gedanken. Ferner: selbst wo etwas in gesonderte Einheiten zerfällt, wie Menschen, Thiere, Häuser u. s. w., da sind eben Individuen, die sich mannichfach von einander unterscheiden; als zu zählende aber sollen sie gleich sein. So setzt nun der Chinese zur Zahl eben noch diese Beziehung hinzu, in welcher sie, als gleich, auch gezählt werden. Bevor ich Beispiele gebe, nur noch die Bemerkung, daſs nicht bloſs bei Zahlen, sondern auch bei dem unbestimmten Artikel *ein*, wozu die Zahl *ein* verwendet wird, und beim bestimmten, als welcher das Demonstrativum dient, diese Numeral-Substantiva angewendet werden. Das allgemeinste derselben nach seinem Sinne und das weiteste im Gebrauch ist *ko*, eigentlich wohl ein indefinites Pronomen: „jemand, etwas“; im Dialekt von Schang-Hai ist *ku* oder *kau* auch relatives Pronomen. Man sagt also: *tše̥ ko ži̥n sin* das (oder dieses) Menschen-Herz, das menschliche Herz oder das Herz des Menschen. Auch allein ohne Demonstrativum und Zahlwort wird es wie ein Artikel gebraucht: *kyaṅ kyeu ko tsiṅ tāu* darlegend erschöpfen (d. h. erschöpfend darlegen) die richtige Lehre; und andererseits kann es hinter dem Demonstrativum fehlen *tše̥ ži̥n sin hoc hominis cor*. Dieses *ko* bezeichnet also das Gezählte eben nur als Einheit ohne nähere Bestimmung, in welcher Beziehung diese Einheit gefaſst wird.

In den andern Fällen ist nun eben diese Beziehung be-

stimmter ausgesprochen. Man sagt *ĭ wei yü* ein Schwanz Fisch, d. h. ein Fisch; das vierfüſsige Hausthier aber wird nach Köpfen *thău* gezählt. *Khău* Mund, zählt die Personen einer Familie, die Messer (auch der Hebräer spricht vom Munde des Schwertes), Glocken. Messer werden auch nach Griffen (*pa* halten) gezählt; *tsun* ehrwürdig, Ehrwürden zählt Götzenbilder und Kanonen; *wei* Würde zählt Gelehrte, Beamte und abermals Kanonen. *Ywan* Kleinod für Beamte.

Man zählt also bei den Fischen die Anzahl der Schwänze, bei den Beamten die Kleinode u. s. w., nicht aber die abstracten Eins. Die Zahl ist noch nicht vollständig abgelöst vom Gezählten; die chinesische Rechenkunst bewegt sich noch mehr um benannte Zahlen.

Dies geht so weit, daſs man auch für die Wiederholung der Handlungen, also für unser „Mal“ in dreimal, viermal u. s. w. nicht einen festen abstracten Ausdruck hat, sondern verschiedene, je nach der Natur der Handlung. So sagt man: *ta-lyău san ḱya* er hat drei (*san*) herab (*ḱya*) (d. h. dreimal) geschlagen; eine Begegnung (d. h. einmal) gehen u. dergl.

Wie es nun also weder Nomina, noch Verba im Chinesischen gibt, so fehlt auch die Kategorie des Genus, des Numerus, der Person, der Zeit, des Modus. Nur so oft das materielle Verhältniſs es verlangt, wird es in materieller Weise ausgedrückt. Soll z. B. das Geschlecht von Menschen und Thieren bezeichnet werden, so geschieht es durch materielle Bezeichnung, indem je nach der Classe des Thieres ein besonderes Beiwort das Männliche und Weibliche unterscheidet. Nur *mu* Mutter kann das Weibliche von allen Thieren bezeichnen, wie *kuṅ* alles Männliche.

Ebenso ist die Kategorie der Pluralität nicht vorhanden. Die materielle Mehrheit wird durch bestimmte und unbestimmte (viel, alle) Zahlen ausgedrückt. Bei Wörtern, welche Menschen bezeichnen, und auch bei den persönlichen Fürwörtern wird ein hinten angefügtes Wort gebraucht, *men̥*, welches noch am ehesten einer Plural-Partikel gleichkommt. Indessen trifft auch dieses Wort, was von allen den Plural ersetzen sollenden Wörtern gilt, daſs sein Gebrauch erstlich auf eine bestimmte Abtheilung von Wörtern beschränkt ist, und daſs es selbst bei diesen nicht mit durchgängiger Nothwendigkeit angewandt wird;

nämlich es bleibt weg, kann wenigstens wegbleiben, so oft die Mehrheit sonst schon klar ist. Auch hat es seine materielle Bedeutung, nämlich Classe, und dasselbe bedeuten zwei jetzt immer noch neben *mẹn*, besonders aber im Alterthume gebräuchliche Plural-Wörter *teṅ* und *pei*.

Person und Zeit bleiben, wenn sie sich aus dem Zusammenhange ergeben, unausgedrückt; sonst werden für jene die Pronomina, für diese temporale Adverbia oder Hülfsverba (z. B. vorübergehen) gebraucht. Auch die Modi werden durch Hülfsverba materiell ausgedrückt: können, wünschen, bedauern, daſs nicht u. s. f.

Kommen wir nun endlich zum Mittelpunkt der Sprache, zum prädicativen Satzverhältnisse. Es wird ohne Weiteres die prädicative Vorstellung, sei es nun von einer Eigenschaft oder einer Thätigkeit, hinter das Subject gestellt; z. B. *tšāu lai* die Fluth kommt. *Piṅ tu k̓wei yiṅ* (die) Soldaten alle kehrten-zurück (ins) Lager, *peṅ-yeu k̓wei lai* (mein) Freund (ist) zurück (oder zurückkehrend) gekommen, *thyạn k̓āu* oder *thyạn-khi k̓āu* das Wetter (ist) gut, *thyạn-khi pŭ lẹṅ* das Wetter (ist) nicht kalt. *Zịn to, kuṅ-fu šāu* Menschen (sind) viel, Arbeit (ist) wenig. *Tšaṅ-māu li-k̓ai* (die) lang-haar(-igen Leute, d. h. die Frauen, sind) furchtbar; *wo pŭ k̓ẹn ta* ich nicht hasse ihn; *kya-tẓ k̓wa tsin* (sein) Vermögen (eigentlich: Haus [und] Eigenthum [ist]) verschwendet.

Bevor wir weiter gehen und die Verbindung der Sätze betrachten, müssen doch die Partikeln erwähnt werden, welche beim Satzbau mitwirken. Wie das attributive und das objective Satzverhältniſs durch die Stellung in einem Gegensatze stehen, so haben sie auch verschiedene Partikeln, d. h. ersteres nur eine, letzteres mehrere. Ueberall, wo Deutlichkeit oder Rhythmus es fordert, tritt zwischen das Attribut und das Substantivum die relative Partikel *tĭ*. Diese kann also gelten als Zeichen des Genitivs, des possessiven Pronomens, des Adjectivs und Particips, auch des Adverbs, und als Pronomen relativum. Das Substantivum, auf welches es sich bezieht, braucht nicht immer genannt zu sein, entweder weil der Zusammenhang es leicht ergänzen läſst, oder weil es von ganz allgemeiner Bedeutung ist, wie: Mensch, Sache, Art und Weise. Daher bildet jenes *tĭ* auch Nomina agentis, eigentlich substantivisch gefaſste

Participia oder Adjectiva, z. B. *Kwań-ti tĭ i tz̥* des Kaisers Meinung (Gedanke); *wo tĭ ma* mein Pferd. *Fu-kwei tĭ ži̥n* vornehme Person; *tši̥ń-kiń tĭ ži̥n* ein ehrlicher Mann; *pŭ hău tĭ lai-wań* nicht gutes Kommen (und) Gehen, d. h. lasterhaftes Verhältniſs. *Tsyü-Kwei tĭ ži̥n* die versammelten Personen. *Tso kwan tĭ ži̥n* verwaltet ein Amt welcher Mensch, d. h. jemand der ein Amt hat, ein Beamter. *Tso ta kwan-l̥ tĭ* verwaltet groſses Amt wer, d. h. die hohen Beamten. *Yeu tsyän tĭ* (die,) welche Geld haben; *tso-thyän lai-tău tĭ tšhwan ši̥ na-ĭ kwĕ̥ tĭ* gestern (gestrigen Tages) ankommen (kommend gelangen) welches Schiff ist wessen Reiches, d. h. welchem Lande gehört das gestern angekommene Schiff; *ni khan tĭ na-ko ži̥n ši̥ wo tĭ phe̥ń-yeu* du siehst welchen, dieser Mensch ist mein Freund. *Tĭ* in diesen letzten Sätzen ist nicht eigentlich Pronomen relativum im Nominativ und Accusativ, sondern deutet nur an, daſs das Vorangehende, „du siehst“, „gestern ankommen“, als Attribut zum Folgenden gezogen werden soll. Insofern ist hier strenge Bestimmtheit, aber auch nur insofern. Wollte man nun aber statt „jener Mann, den du siehst“ übersetzen: „dein gesehener jener Mensch“, so wäre dies nicht minder ungenau; denn das Chinesische kennt kein Passivum, sondern muſs dasselbe umschreiben.

Kommen wir zu den Partikeln des Objects. Bei den Begriffen des Gebens steht sowohl die Sache, welche gegeben wird, als auch die Person, welche empfängt, hinter dem Verbum, und zwar gewöhnlich erst die Person, dann die Sache, ohne irgend eine Partikel. In allen andern Fällen aber, wo wir uns der Casus oder Präpositionen bedienen, verwendet der Chinese gewisse Wörter, welche zum Theil ganz offenbar, zum Theil wenigstens wahrscheinlich, ursprünglich materiellere, bald substantivische, bald verbale Bedeutung hatten. So ist eine übliche Dativ-Partikel *twi*, welche aber ursprünglich „gegenüber sein“ bedeutete. Es tritt hier wieder der Mangel an Unterscheidung der Redetheile hervor; „oben, über, hinaufsteigen, das Obertheil“ kann immer *šań* bleiben. Unser „in“ wird theils durch „drin sein“, theils durch „Mitte, Inneres“ gewissermaſsen umschrieben. „Einer Sache Mitte“ heiſst so viel wie „in einer Sache“; wird aber die Wurzel für Mitte *tšuń* vor einen substantivischen Begriff gesetzt, so hat sie verbale

Bedeutung: in der Mitte treffen etwas. Sowohl das unmittelbare Object, als auch der Instrumentalis, werden durch Verba umschrieben, welche „erfassen, nehmen“ bedeuten: „nehmend etwas (es) schlagen“ heiſst: etwas schlagen; und „nehmend etwas, jenes thun“ heiſst: mit etwas jenes thun. Wie wenig hierbei die Vorstellung nehmen als solche ins Bewuſstsein tritt, wie sehr sie zur formalen Objects-Partikel herabgesunken ist, sieht man in Fällen, wie *wo pa ni kĭ wo tĭ šu tyeu lyău* „ich nehmend du gabst mir welches Buch verloren habe“, d. h. ich habe das Buch, welches du mir gegeben hast, verloren.

Für das prädicative Satzverhältniſs gibt es gar keine Partikel, die ja hier auch nur schwächend hätte wirken können. Nur dies wäre zu bemerken, daſs, wenn das Prädicat einen substantivischen Begriff enthält, das Verbum *ši̥*, ein wahres Verbum substantivum, zwischen Subject und Prädicat eingeschoben wird: *k̄yău-šün ši̥ k̄ău-sz̥* Pietät ist (eine) Tugend. Das prädicative Adjectiv dagegen wird eben nur hinter das Subject gestellt, und die Synthesis bleibt rein geistig. Zuweilen wird dem Adjectivum die Verbal-Partikel *lyău* beigefügt; *ya̤ tsiṅ-lyău* die Nacht (ist) ruhig. Aber ich möchte nicht behaupten, daſs durch *lyău* die prädicative Wirksamkeit berührt werden sollte.

Ein Mittel, das prädicative Adjectivum mehr hervorzuheben, oder um aus rhythmischer Rücksicht eine vollere Redeform zu gewinnen, ist die Beifügung der relativen Partikel *tĭ*, durch welche das Adjectivum substantivisch wird, wie wir gesehen haben, und nun weiter die Einschiebung des Verbum substantivum *ši̥*; z. B. *tšȩ-ĭ tšuṅ ži̥n tswi ši̥ pŭ-k̄ău tĭ* diese Classe Menschen sehr ist eine nicht-gute, oder „ist (eine) welche nicht gut“. *Sin tswi ši̥ k̄wŏ tĭ* das Herz sehr ist ein veränderliches. *Tu ši̥ khwai-k̄wŏ tĭ* Alle werden-sein sich freuende.

Vermittelst dieses *ši̥* sein, mit dem Relativum, kann auch irgend ein Glied des Satzes hervorgehoben und das Passiv umschrieben werden *na-ko ži̥n pŭ ši̥ wo šă tĭ* dieser Mann nicht ist ich tödtete welchen, ce n'est pas moi qui ai tué cet homme-là, er ist nicht von mir getödtet. Das *ži̥n* kann auch hinter *tĭ* treten ohne Aenderung des Sinnes.

Hiermit sind wir aber eigentlich schon in den zusammen-

gesetzten Satz gerathen. Bevor Näheres über diesen bemerkt wird, mufs ich daran erinnern, dafs in einer Sprache, in der die Wörter nicht zu Redetheilen geformt sind, weder der Satz von den Satztheilen, noch der einfache Satz vom zusammengesetzten scharf geschieden ist. Die prädicative Synthesis, welche hier an der Wortform keinen Anhaltspunkt findet, wird weniger in grammatischem Sinne und nach grammatischer Andeutung vollführt, als in logischem Sinne, bedingt durch den innern Zusammenhang der Vorstellungen selbst und ihre Zurückführung auf das reale Verhältnifs, wie es der Anschauung vorschwebt.

Wir haben schon gesehen, wie das, was wir unsern Wörtern gleichstellen konnten, meist nicht blofs einem ganzen Satzverhältnisse entspricht, sondern sogar dem prädicativen Verhältnisse, also einem Satze oder gar zwei Sätzen; z. B. heifst es *tšuṅ-ži̥n ni kan wo wo kan ni* die Leute du siehst mich an ich sehe dich an, d. h. die Leute sahen einander an. Etwas kürzer heifst es *tu ni paṅ wo tsu* Alle du hilfst ich stehe bei, d. h. Alle üben die Handlung des: ich helfe dir, du hilfst mir; Alle werden einander helfen; *tše̥ tu ši̥ pŭ ṅan pe̥n-fe̥n tĭ thsya̤n tšha̤ ȟău tšĕ liāu* diese alle sind (der) nicht Zufriedenen (in ihren) Verhältnissen voran der Wagen hinterher die Spur, d. h. diese sind für die Unzufriedenen, Aufrührungssüchtigen, ein warnendes Beispiel. Die vier Wurzeln *pŭ ṅan pe̥n-fe̥n* „in seinem eigenthümlichen (*pe̥n*) Kreise von Verhältnissen und Pflichten (*fe̥n*) sich nicht begnügen“, müssen zusammengefafst werden als eine Vorstellung; *tĭ* ist dann Bildungselement eines Particips, das hier substantivisch und im Genitiv zu fassen ist. Die folgenden vier Wurzeln *tshyän tšhe hău tšĕ* voran der Wagen hinter her die Spur, sind zwei Sätze, die aber wieder nur einer Vorstellung entsprechend, auch nur als ein einfaches Satzglied gelten: „ein Exempel“. Auch sehen wir in diesem letzten Beispiele, wie in früheren Fällen, dafs gar nicht bestimmt zu sagen ist, ob *tĭ* als Relativum am Schlusse eines Relativ-Satzes steht oder nur ein einfaches Wort als Attribut bestimmt; denn beides fliefst zusammen.

Es versteht sich von selbst, dafs das Stellungs-Gesetz auch in der zusammengesetztern Ausdrucksweise mafsgebend ist, und dafs sich ihm auch die Hülfswörter fügen müssen, die theil-

weise materieller Art sind und, wie die Partikeln der einfachen Satzverhältnisse, nicht durchaus nothwendig sind. ***Mu-tsin lai lyāu***, *fu-žị̊n šuẹ̊̆* (als meine) Mutter kam, (da meine) Frau sagte. Der bestimmende Satz steht vor dem bestimmten. Dieses Verhältnifs der Zeitbestimmung kann nun auch ausdrücklich ausgesprochen werden: *lāu thai-thai khyü-šị̊̆ šị̊̆, wo k̄wan syāu* (die) alte Dame schied (aus der) Welt Zeit, ich noch klein, d. h. zu der Zeit, als u. s. w. *šị̊̆* steht hier adverbiell an der Spitze des Hauptsatzes: in der Zeit; das Vorangehende ist Attribut zu „Zeit", also entweder genitivisch oder relativ, und oft wird *tĭ* vor *šị̊̆* gesetzt. Ich glaube aber nicht, dafs man übersetzen dürfe: „in der Zeit des Sterbens der alten Dame", noch auch: „in der Zeit, in welcher die Dame starb"; sondern nur dies ist festzuhalten: der Satz „die alte Dame starb" ist bestimmend für das folgende Wort „Zeit". Also: sie starb, in der Zeit war ich jung. *Khai kău tsyeu šuẹ̊̆ k̄wañ k̄wa* öffnend den Mund, sogleich spricht er lügnerische Rede. Wenn also Humboldt zweifelt, ob man die Phrase *ta kŭ tāu* in zwei Sätzen übersetzen solle: valde ploravit, dixit oder in einem: valde plorando dixit, so meine ich: wenn Humboldt zugesteht, dafs dieser Zweifel im Geiste eines Chinesen nicht entstehen kann, so ist damit die Frage schon als eine das Wesen der Sprache nicht berührende, von aufsen her an sie herangetragene, abgewiesen. Mag man nun auch in einem oder in zwei Sätzen übersetzen wollen, so viel steht fest: von jenen drei chinesischen Wurzeln bestimmt allemal die vorangehende die folgende; wollte man also zwei Sätze bilden, so wäre es wenigstens ungenau, zu sagen: valde ploravit, dixit; denn es müfste nothwendig doch das bestimmende Verhältnifs des ersten Satzes zum zweiten ausgedrückt werden. Also entweder: „weinend" oder „indem er weinte".

Wenn nun Adjectivsätze, temporale, causale und conditionale Adverbialsätze, auch die Substantivsätze, insofern sie Subjecte sind, vorangehen, so folgen die Absichtssätze und die objectiven Substantivsätze, obwohl letztere häufig auch vorangehen. Auch ist es für diese Stellung gleichgültig, ob ein Hülfswort, wie Zeit, Ursache, oder Conditional-Partikel u. dergl., angewandt ist oder nicht. ***Pŭ žị̊n-tĕ šị̊̆ l̥-tsz̥*** (er) nicht wufste, (dafs es) ist (sein) Sohn. ***Mai-mai-tĭ-tsz̥-tsing pŭ k̄āu, wo***

pu kyău-tĕ (daſs die) Handel-s-Verhältnisse nicht gut (sind), ich nicht wuſste.

Man thut nicht gut, das heiſst, weder ist es bequem, noch der wirklichen Ansicht des Chinesen gemäſs, wenn man die chinesischen Sätze in zusammenhangslose Stücke zerhackt. Der Styl, der sich der Umgangssprache nähert, zeigt eine entschiedene Neigung zur periodischen Zusammenfassung der Gedanken. Auch wenn nicht Partikeln und Hülfswörter diese Verbindung der Redeglieder ausdrücklich aussprechen, so genügt Stellung, Betonung und der sich über das Ganze gleichförmig erstreckende Rhythmus zur Andeutung des Zusammenhanges. Dies wird später durch einige Sprachproben klar werden, welche überhaupt unsere vorstehende Analyse des Chinesischen zu lebendigerer Anschauung bringen mögen. Zuvor nur noch einige Worte über Rhythmus und Styl im Chinesischen.

Was nun den Rhythmus betrifft, so ist zunächst von dem prosaischen die Rede. Er ist gerade auch in der Umgangssprache ein wesentliches Element. Er beruht darauf, daſs die kleinsten Redeglieder, die theils unsern Wörtern entsprechen, theils einem Satzverhältnisse, also z. B. dem Subject, dem Prädicat, dem Object, oder dem Attribut mit dem Substanzwort, der Thätigkeit mit dem Gegenstande, — daſs diese Glieder, sage ich, einen Satz hindurch immer aus einer gleichen Anzahl von Wurzeln, besonders zwei oder vier, auch wohl drei, bestehen. Jedes Glied hat seinen Accent. In den Gruppen von synonymen oder gleich gewichtigen Wörtern ruht der Accent auf der zweiten Wurzel (in manchen Dialekten auf der ersten), in solchen, die aus einer Wurzel mit speciellerer und einer andern mit sehr allgemeiner Bedeutung bestehen oder aus einer Wurzel mit einer Hülfswurzel, z. B. der Relativ-Partikel *tï* oder einem Verhältniſswort wie „über, unter“ u. s. w. ruht der Ton auf der Hauptwurzel. In den längeren Gruppen von vier oder fünf Wurzeln, die natürlich in kleinere von zwei und drei Sylben zerfallen, wie wenn ein zusammengesetztes Attribut vor ein zusammengesetztes Substanzwort tritt, ergibt sich neben dem Haupt-Accent, wenn er auf der vierten oder fünften Sylbe ruht, ein Neben-Accent auf der zweiten. Es liegt auf der Hand, wie hierdurch die Klarheit der Gliederung des Satzes gewinnt. Die Partikeln und allgemeinen Classen- und

Hülfswörter werden nun angewandt oder weggelassen, je nachdem der Rhythmus sie fordert oder ausstöfst.

Man sieht ferner leicht ein, wie eine Sprache, welche die Vorstellungen meist durch mehrere Wurzeln ausdrückt, d. h. umschreibt, auch meist für dieselbe Vorstellung mehrere Umschreibungen hat. Daher ist die chinesische Sprache sehr reich an Wörtern, und, da sie eine sehr cultivirte Sprache ist, besonders reich an Wörtern für die abstracteren Vorstellungen. Sie hat z. B. für den Begriff prüfen, untersuchen, forschen etwa 27 Synonyma, und 11 für sprechen, reden, sagen. Es liegt aber auf der Hand, dafs nicht alle diese Ausdrücke gleich üblich sind; einige sind gewählter, gesuchter, eleganter als die andern. Wer die Schöpferkraft dazu hat, kann auch neue Gruppen bilden, wie unsere Schriftsteller neue Ableitungen und Zusammensetzungen. Dazu kommt, dafs auch der Gebrauch der grammatischen Hülfswörter der Willkür, d. h. den Bedürfnissen des Wohllauts, des Rhythmus, der Deutlichkeit, anheimgestellt ist. Aus all dem ergibt sich die Möglichkeit eines grofsen Unterschiedes und einer grofsen Mannichfaltigkeit der Stylarten. So hat denn auch jede Gattung der chinesischen Literatur einen besonderen Styl.

Hier ist nun auch der Einflufs der Schrift auf den Styl zu beachten. Die chinesische Schrift ist wesentlich Vorstellungs-Schrift, obwohl mit einem bedeutenden phonetischen Element. Der Grundstock besteht aus Figuren, welche ursprünglich rohe Bilder der Dinge waren. Nun war es aber zwar leicht einen Baum, einen Vogel u. dergl. überhaupt abzubilden, sehr schwer aber, zumal doch die Schrift nicht umständlich malen kann, die besonderen Arten der Bäume und Vögel u. dergl. bildlich darzustellen. Es hatten sich nun aus andern Ursachen (vergl. meine Abh. über die Entwicklung der Schrift) und aus dem oben angegebenen Beweggrunde phonetische Bilder oder Figuren entwickelt, denen aber, wenn sie allein gestanden hätten, die Deutlichkeit gefehlt haben würde. So war denn schon deswegen eine Combinirung beider Arten von Figuren, der ideographischen und der phonetischen, mit einander geboten. Die hierbei angewandte Methode war von der Sprache selbst vorgezeichnet. Wir haben ja gesehen, wie der Chinese es liebt, Dinge so zu benennen, dafs er zu den Wurzeln, welche

den speciellen Namen des Dinges enthalten, noch den Gattungsnamen hinzufügt, also zu den Baum-Arten den Gattungsbegriff Baum u. s. w., was viele Völker thun, wie ja auch wir „Tannenbaum, Eichbaum, Haifisch“ u. s. w. sagen. So schrieb nun auch der Chinese (und wesentlich ebenso der Aegypter; vergl. meine eben genannte Abhandl.) die besonderen Baum-Arten, z. B., indem er zum speciellen Namen der Art, der in einem Lautbilde geschrieben wurde, das Bild oder die Figur der Gattung hinzufügte und beide Figuren zu einem zusammengesetzten Schriftzeichen verband.

Nun liegt auf der Hand, was entstehen muſste, wenn solche Sprache so geschrieben werden sollte. Die Tanne heiſst *suṅ-šu,* im Alterthum wahrscheinlich *suṅ-mŭ.* Von diesen beiden Wurzeln ist *suṅ* der specielle Name, *šu* und *mŭ* ist der Gattungsname Baum. Nun wurde *suṅ* so geschrieben, daſs zum allgemeinen Bilde für Baum 木 das phonetische Zeichen für *suṅ* 公 gesetzt wurde, also 松. Hierzu sollte nun, wie die Sprache forderte, noch einmal das Bild für *mŭ* Baum gesetzt werden. Das hätte ja aber geheiſsen, die Sache doppelt schreiben. Man lieſs also das Gattungswort ungeschrieben. Wenn man demnach in der lebendigen Sprache niemals für Tanne sagen konnte *suṅ,* so konnte man dennoch die Tanne so schreiben, daſs das Gattungswort ausgelassen wurde. Denn was letzteres der Rede hinzufügen sollte, war in der Schrift schon vorausgenommen. Ueberhaupt aber hatte eine solche Schrift ihre eigenthümlichen Mittel, Deutlichkeit zu erzeugen; und da der Chinese die Kürze liebt, so lieſs er schreibend von den Elementen der Sprache alles weg, was er weglassen konnte, ohne miſsverstanden zu werden. Damit hörte man auf, seine Gedanken für das Ohr auszudrücken, und war nur darauf bedacht, für das Auge darzustellen.

Eine Vergleichung der alten schriftlichen Darstellungsweise mit der heutigen Umgangssprache mag in folgendem Satze geschehen. In der Umgangssprache sagt man: *yaṅ-ǩwŏ pĕ-siṅ-me̥n-tĭ ke̥n-pe̥n pŭ kwo ši̥ i-šĭ̥ lyaṅ kyän.* Zuerst die Doppelwurzel *yaṅ-ǩwŏ* ernähren und am Leben erhalten (*ǩwŏ* heiſst leben und am Leben erhalten, je nachdem); dann das Object *pĕ siṅ* hundert Familien, eine Umschreibung für Volk; *me̥n* ist Plural-Wurzel und *tĭ* Genitiv-Wurzel. *Ke̥n-pe̥n* zwei Sy-

nonyma für Wurzel, Grundlage. Auf dieses *ken-pen* bezieht sich alles Vorangehende als Attribut; also ist zu übersetzen: „Das Wesentliche bei der Erhaltung des Volkes" (wörtlich: beim Erhalten das Volk). Man mufs nicht fragen, ob *yań-kwŏ* finites Verbum oder Infinitiv oder Nomen actionis, und zwar ob im Genitiv oder im Locativ zu denken ist: das sind falsche Fragen; es bezeichnet eine transitive Thätigkeit, welche ihr Object hat und mit diesem zusammen Attribut ist. Weiter heifst es: *pŭ kwŏ* nicht hinausgehen-über *ši* sein, esse, *i* Kleidung, *šï* Speise, *lyań* beide, *kyän* Ding; also: „geht nicht über das Sein Kleidung (und) Nahrung die beiden Dinge", d. h. ist nicht mehr, weiter nichts, als die beiden Dinge: Kleidung und Nahrung. — So spricht man heute und schreibt auch bei Gelegenheit so. Im Alterthume schrieb man — und noch heute schreibt man gelegentlich so: *yań min tši pen, tsai yü i šï* ernähren Volk Relativ-Partikel Wurzel besteht in Kleidung, Speise. *Tši* ist die alte Relativ-Partikel, für welche jetzt *tï* dient. Vergleichen wir die ersten Hälften, so ist in beiden die Construction ganz dieselbe; nur ist die Doppelwurzel *yań-kwŏ* vereinfacht, und statt der Umschreibung *pĕ siń* ist abermals ein einfaches Wort *min* eingetreten. Bei der Vereinfachung der Doppelwurzel *ken-pen* zu *pen* zeigt sich der Einflufs der Schriftfigur; denn *pen* malt erstlich den Baum und der unten durchgezogene Strich deutet auf die Wurzel, wie ein oben durchgezogener auf die Zweige; in *ken* ist dasselbe Bild des Baumes und das ganze Wort ist überflüssig. Die zweiten Hälften jener Sätze weichen mehr von einander ab, und besonders konnte das Schlufsglied: „beide Dinge" wegbleiben. Dieser Zusatz soll theils aussagen, dafs vorhin zwei Dinge: Kleidung und Nahrung, genannt sind, und fördert also die Deutlichkeit, theils befriedigt er das Bedürfnifs des Rhythmus. Die erste Hälfte besteht aus 8 Sylben, nämlich aus drei Gliedern von 2, 4, 2 Sylben, in deren jedem die zweite Sylbe den Ton hat; denn die Hülfswörter *men tï* bleiben unbetont. Folgte nun eine zweite Hälfte von blofs 5 Sylben, so wäre das Gleichmafs nicht vorhanden. Durch den Zusatz aber erhält der Satz für Sinn und Ohr seine festere Abrundung. Die 7 Sylben haben ihre Cäsur hinter der dritten. Diese ist betont, und dann wieder die 5. und 7. Dagegen war im alten Styl

die erste Hälfte auf vier Sylben zusammengedrängt, von denen vermuthlich, und wenn überhaupt hier der Accent in Frage kam, die vierte den Hauptton, die zweite einen Nebenton hatte; daher hat auch die zweite Hälfte wieder nur vier Sylben.

In diesem alten kurzen Styl wird eine gleiche Anzahl Sylben, besonders vier, geliebt. Die Umgangssprache und der moderne Styl hat einen viel beweglicheren, lebendigeren Rhythmus. Dieser ist ja ohne den Wechsel entgegengesetzter Sylben nicht möglich. Der Gegensatz nun, der hier in Betracht kommt, von Wurzeln materialer zu solchen formaler Bedeutung, hat einen schönen Spielraum in der neuen Sprache, verliert aber fast allen Boden in dem steifen alten Styl, der wo möglich aller formalen Elemente entbehrt und nur in betonten, sich von einander abstofsenden, Sylben einherschreitet.

Zu dieser verschiedenen Anwendung der sprachlichen Mittel mufs man nun, um die Verschiedenheit der Style zu begreifen, noch die Verschiedenheit der Gedanken-Entwickelung mit hinzunehmen. Wir gingen davon aus, dafs der alte Chinese zu allen Zeiten eine Sprache hatte, deren grammatisches Princip in Bezug auf Gruppirung der Wurzeln, auf Stellungsgesetz und Partikeln ganz dasselbe war, wie dasjenige, welches die heutige Umgangssprache beherrscht. Wir haben gesehen, wie seine Schrift seiner Neigung zur Kürze zu Hülfe kam und wie hieraus eine Darstellung folgte, welche jedes Element der Sprache, das im Umgange unter Bedingungen weggelassen werden konnte, gern vermied. Was schrieb denn nun der alte Chinese? Vorzüglich nichts weiter als seine Gedanken über Leitung des Staates, Principien der Sittlichkeit und alles Seins und Werdens. Aus der Natur dieses Gegenstandes, aus der Bestimmung solcher Schriftstücke, von den höchstgestellten und gebildetsten Personen gelesen zu werden, ergab sich ein neuer Trieb zum Ernst, zur Erhabenheit, also zur Kürze der Darstellung. Darum schrieb der Chinese über Gegenstände der genannten Art in allen Jahrhunderten bis heute in dem alten gedrängten, immer würdevollen, zuweilen in seiner Kürze ungemein kräftigen, ergreifenden Styl. — Solche Wirkung aber kann im Allgemeinen von einem Schriftsteller, der durch seine Erzählung unterhalten will, gar nicht angestrebt werden; ebensowenig kann der Dialog auf der Bühne

im ernsten und komischen Drama in der Form gehalten sein, in der man die alten, wie Götter geehrten Kaiser reden liefs. Gegenstand, Tendenz, Publikum, alles in dieser Literatur der Romane und Dramen, wie das Mittelalter und die neuere Zeit sie hervorgebracht hat, ist anderer Art, als in jener alten ethisch-politischen oder gar metaphysischen Literatur. Daher kommt es, dafs in der belletristisch-prosaischen Literatur die Sprache sich der gebildeten Umgangssprache fast gänzlich anschliefst und von ihr nicht viel weiter absteht, als auch bei uns die Sprache der Literatur von der des alltäglichen Lebens abweicht. Natürlich! Was im Roman dargestellt wird, das sind Verhältnisse in der Wirklichkeit, Ereignisse im Leben und Verkehr der Menschen. Auch die Gedanken, die dort ausgesprochen werden, gehören mehr dem Volke, der allgemeinen Bildung, als der Speculation und Abstraction an; ihr Gang ist leicht, ohne Sprung; in ihrer Kette fafst ein Ring in den andern. Die geistige Arbeit mufs so viel wie möglich erleichtert, Anstrengung unnöthig gemacht werden. Wurzelgruppirung, Partikeln, Hülfswörter, Rhythmus müssen die Beziehungen der Vorstellungen klar andeuten. Der alte Styl läfst mehr als alles Ueberflüssige, er läfst alles Entbehrliche weg, nicht nur an Wörtern, sondern auch an Vorstellungen, und sogar an vermittelnden Gedanken, und er darf es; denn er wendet sich an den einsamen, angestrengt denkenden Leser, dem er eine geistige Arbeit geben will. Nicht nur der Europäer, der gelehrte Chinese selbst versteht die Worte alten Styls nicht ohne Nachdenken, Sinnen und Suchen. Von dieser Sprache gilt vollständig, was Stanislas Julien über das Chinesische zu äufsern pflegt, es sei nicht eine Sprache der Grammatik und des Gedächtnisses, sondern der Logik und des Räsonnements. Der neue Styl dagegen sagt alles und verschweigt nichts; er wendet sich an den Hörer, der nicht Zeit hat, viel zu überlegen, weil das gesprochene Wort verfliegt und in der fliefsenden Rede ein Wort das andere verdrängt — an den Hörer, der das Wort, wenn er es nicht verlieren soll, erfassen mufs, so wie er es hört — er wendet sich an den Leser, den er fesseln will durch leichten Reiz, gefällige Form.

Der Chinese weifs aber auch die beiden entgegengesetzten Style zu mildern oder auch nach der Gelegenheit abwechseln

zu lassen; der Geschichtsschreiber zumal spricht bald im erhabneren, bald im niedrigeren Tone; bald schwer und hart, bald leicht hinfliefsend, je nach seinem Gegenstande, obwohl immer im alten Dialekt.

In der Poesie kommt zu gewählteren, kühneren, besonders auch metaphorischen Ausdrücken ein strenger Rhythmus, d. h. gleiche Anzahl der Sylben mit regelmäfsiger Cäsur und Reim; in der mittelalterlichen und neueren Poesie auch noch eine eigenthümliche Rücksicht auf die Natur der Sylben.

Chinesische Texte.

I. Aus dem „heiligen Edict“.

Vorbemerkung. Der Kaiser Kang-hi (letzte Hälfte des 17. Jahrh. und Anfang des 18.) hatte sechzehn Maximen veröffentlicht, welche den Inbegriff der chinesischen Sittlichkeit enthalten. Auf Holz geschrieben, wurden sie in allen Staats-Gebäuden dem Auge des Volkes ausgestellt. Der Sohn und Nachfolger Kang-hi's schrieb über jede dieser Maximen eine kurze Abhandlung, um ihren Sinn zu erläutern. Diese sechzehn Abhandlungen sollten dem Volke von den betreffenden Beamten vorgelesen werden. Denn seit dem Alterthum ist in China die Sitte, dafs den 1. und 15. jeden Monats das Volk sich versammelt und moralische Vorträge anhört, ganz wie wir in Kirchen Predigten hören. Da aber jene kaiserlichen Predigten über die kaiserlichen Texte im alten Bücher-Styl abgefafst waren — denn der Kaiser kann seine erhabene Feder nicht durch den Gebrauch der neuen Sprache erniedrigen — so blieben sie dem Volke unverständlich. Da übernahm es ein hoher Beamter, dieses sogenannte „heilige Edict“ in die Volkssprache zu übertragen, nicht wörtlich, sondern weitläufig umschreibend, mit Sprichwörtern erläuternd, so dafs nun die Vorträge vom Volke durch blofses Hören leicht gefafst werden konnten. Dieses Werk von drei Verfassern ist uns nun sehr wichtig. So trivial auch der Inhalt, so ist er doch der Kern des chinesischen Volksgeistes; in Bezug auf die Form aber haben wir hier ein classisches Document der wirklichen lebendigen chinesischen Sprache, die von der Umgangssprache kaum in beachtenswerther Weise abweichen kann. Zugleich bietet sich hier und da Gelegenheit, den alten Styl mit dem neuen zu vergleichen.

Die sechzehn Maximen Kang-hi's bestehen sämmtlich aus 7 Zeichen und sind parallel gebaut. So lautet z. B. die erste: *tun kyău*

ti i *) *tšuṅ zi̥n lun* beobachtend Pietät (und) Brüderlichkeit, lege-Gewicht (auf) der Menschen (sittliche) Beziehungen.

Aus der Abhandlung über dieses Thema wähle ich folgendes Stück:

žu-kin tsye̥ pa fu-mu tuṅ-ṅai ni-me̥n
jetzt [1]) ferner nehmend der Eltern [2]) heiſs-liebendes [3]) euch [4])

tĭ sin-tšaṅ šwĕ̥ ĭ šwĕ̥ ni-me̥n tsai
rel. [5]) Herz-Eingeweide, sagen (wir) ein Wort [6]). ihr sein-in

ƙo-ai-pāu tĭ ši-ƙău ṅo-lyău
Busen wo (in der) Zeit [7]), habt (ihr) gehungert [8]),

ni tsz̥-ki pŭ ƙwei khĭ-fan.
Fragepart. [9]) (ihr) selbst nicht wuſs(tet) (zu) essen Reis [10]),

le̥ṅ-lyău ni, tsz̥-ki pŭ ƙwei tšwe̥n
habt ihr gefroren? [9]) selbst nicht wuſs(tet ihr zu) anziehen

i-fŭ. Ni-tĭ lău-tsz̥ nyaṅ kan-tšŏ ni-tĭ
Kleider. Euer [11]) Alter (Vater und) Mutter blickten an euer

lya̤n-l̥ tiṅ-tšŏ ni-tĭ ši̥ṅ-in-l̥. ni syău ni,
Gesichtchen [12]) horchten auf euren Laut. (Wenn) ihr lach(tet) [9]),

tsyeu ƙi-ƙwan. ni kău ni, tsyeu yeu-tshyeu.
dann freu(ten) sie sich; ihr wein(tet)? [9]), dann Kummer (be-

ni tsău-tuṅ ni, tsyeu pu-
trübten sie sich) [13]). ihr zu gehen anfingt [9]), da Schritt (für)

pu ke̥n-tšŏ ni. ni žŏ-ši̥ lyŏ-lyŏ-tĭ yeu mĕ̥-piṅ-l̥
Schritt folgten euch. ihr wenn ganz wenig [14]) hattet Krankheit, [12])

tsyeu tshyeu-tĭ lyău [8]) *pŭ-tĕ. tšha pŭ ši̥*
dann bekümmert (waren sie) un-erträglich. Thee nicht war

tšha, fan pŭ ši̥ fan, tši̥ teṅ ni
Thee, Reis nicht war Reis, nur warte(ten sie), (daſs) euer

ši̥n-tsz̥ ƙău-lyău. tse̥-tshai faṅ-ƙya-lyău sin. ya̤n
Körper gut wäre. Darauf beruhigten (sie) (ihr) Herz. Das Auge

*) *i* verbindet zwei Sätze in gerundialer Bedeutung.

pa-pa-tĭ *kan-tšŏ,* *ĭ* *nyạn* *syāu,* *lyaṅ* *nyạn* *ta.*
unablässig [15]) blickten sie ein Jahr klein, zwei Jahr groſs [16]).

pŭ *tši̥* *šău-lyāu* *to-šāu* *sin-*
Nicht wiſs(t ihr), (sie) erduldet haben wie viel [17]) Mühe (und)

ku, *tan-lyāu* *to-šāu* *kiṅ-kuṅ,* *yaṅ-*
Noth, ertragen haben wie viel [17]) Schreck (und) Furcht ernährend

ho̊ *ni,* *kyāu-tāu* *ni.*
(und) groſsziehend euch, lehrend (und) unterrichtend euch.

1) *žu* wie, *kin* jetzt, *žu-kin* jetzt. 2) *fu* Vater, *mu* Mutter. 3) *tuṅ* krank, *ṅai* lieben. 4) *ni* du, *me̥n* Plural-Zeichen. 5) Das Relativum *tĭ* macht das Verbum *tuṅ-ṅai* zum Particip, indem es zugleich dasselbe auf *sin*, Herz, bezieht; oder genauer: es deutet an, daſs die Wörter vor *sin* als Bestimmung desselben anzusehen sind. 6) *šuĕ̥ ĭ šuĕ̥* sagen ein Sagen, d. h. ein wenig sagen. Das Object, worüber geredet werden soll, ist durch *pa* nehmen eingeleitet. 7) Als ihr noch am Busen getragen wurdet. 8) *ṅo* hunger, *lyāu* Partikel der Vergangenheit. 9) *Ni* ist gewöhnlich Fragepartikel; hier aber ist es Zeichen des bedingenden Vordersatzes. Die Bedingung wird also, ähnlich wie im Deutschen, in Form der Frage gegeben. 10) d. h. überhaupt: essen. 11) *ni* 2. prs., *tĭ* gen. 12) *lyän* (und) groſsziehend euch, lehrend (und) unterrichtend euch. Wangen, *l̥* substantivischer Anhang; hier Deminut. 13) *tsieu* wird chinesich geschrieben mit dem Zeichen für Herz und einem andern, welches den Laut *tšyeu* bedeutet, zugleich aber Winter. 14) *tĭ* ist hier Adverbial-Zeichen. 15) *Pa pa* ist onomatopoetisches Adverb. 16) Sie beachteten, wie ihr von Jahr zu Jahr wuchset. 18) Eig. viel + wenig.

Vergleichen wir wenigstens einen dieser Sätze mit ihrem entsprechenden Ausdrucke im alten Styl. Wenn euch hungerte, wuſstet ihr selbst nicht zu essen; im neuen Styl: *ṅo lyāu ni, tsz̥-ki pŭ ho̊wei khĭ-fan,* im alten Styl: *kī* hungrig, *pŭ ne̥ṅ tsz̥ pu* nicht können selbst essen. In Letzterem fehlten also die Partikeln *lyāu* und *ni,* und wo dort Doppelwörter, sind hier einfache. Ferner statt des dreifachen *tšwe̥n i-fu* anziehen Kleider, heiſst es alt nur *i.*

II. Aus einem Roman des vorigen Jahrhunderts.

ṅan yuṅ fu ĭ tsĭ tšuṅ, ḱŏ
Betreffend (der Familie) Yung Palastes [1]) Inneres [2]) zusammen

swan ki-lai, ž̥in-khău swi pŭ
zu rechnen sich anschickend [3]), Mensch-Mund [4]), obwohl nicht

to, tsuṅ šaṅ tši ḱya, ya̤ yeu
viel, ausgehend-von oben gelangend nach unten doch waren

san pĕ̥ yṳ khău. sz̥ swi
drei hundert ungefähr Münde [4]). Geschäfte, obwohl

pŭ to, ĭ thia̤n ya̤ yeu ĭ l̥ šĭ̥
nicht viel, (an) einem Tage [5]) doch gab es ein zwei Zehent [6])

kya̤n. ke̥ṅ žū lwan ma
Angelegenheiten. Am Ende [7]) (war es) wie verwickelter Hanf

ĭ phan, pe̥ṅ mŭ yeu ko tău-syṳ, ko tso
ein Knäuel, durchaus nicht gibt es ein Ende, könnend machen

kaṅ-liṅ. tše̥ṅ sz̥ tsuṅ na- ĭ kya̤n sz̥,
den Anfang [8]). Gerade nachdenkend von welch einer [9]) Sache

na -ĭ-ko ž̥in sya̤ ki
welch einem [9]) Menschen zu beschreiben wenn ich anfinge

faṅ myāu kyŏ-ḱāu hwŏ tsuṅ tsya̤n li tšĭ̥
dann gut [10]) da-gerade unerwartet von tausend Meilen [Genit.]

wai, kyai tău-tšĭ̥ wei syāu-syāu ĭ-ko ž̥in-kia [26]),
Entfernung, Mostrich Korns Kleinheit [11]), klein klein ein Mann

in yṳ yuṅ-fu lyŏ yeu sya̤
sich stützend auf Yungs Haus ein wenig haben etwas

kwa-ko tše̥ ž̥ĭ tše̥ṅ waṅ yuṅ
Melone und Kürbis [12]) (an) dem Tage gerade kam Yungs

fu tšuṅ lai in-tsz̥ pya̤n-tsyeu tše̥ ĭ kya
Hotel in [13]). Weil [14]) gelegentlich (von) diesem [15]) Hause (Manne)

šuĕ̥ ki tāu-ḱwan šĭ̥ ko
zu sprechen (ich) angefangen (habe), so [16]) sei er ein

tău-syṳ [8]).
Faden-Ende.

Der Dichter läfst uns einen Blick thun in das Haus dieses kleinen Mannes Namens *Kău l̥*[20]) (Hündchen), um die Veranlassung seiner Reise zu erzählen. Er lebte mit seiner Schwiegermutter zusammen.

in tše̥ nya̤n tshyeu tsin, tuṅ tsu,
da[14]) dies Jahr der Herbst vorüber war, Winter begann,

thya̤n-hi le̥ṅ tsyaṅ-šaṅ-lai, kya tšuṅ
das Wetter[17]) kalt (zu werden) anfing[18]), Hause in[19])

tuṅ sz̥ wei pan, Kău l̥ wei
Winter-Sachen noch nicht angeschafft waren, (so) Kau[20]) nicht

mya̤n sin-tšuṅ fan-liu̥ tšĭ-lyao ki
konnte umhin Herzen-im besorgt[21]) (zu sein); er trank einige

pei me̥n-tsyeu, tsai kya k̄ya̤n sin
Becher Kummer-Wein[22]), war-im Hause müfsig, (und) suchte

ki-nao. Lyeu ši̥ pŭ kān tiṅ
Aergernifs[23]). Lyeu-Familie[24]) nicht wagte (mit) dem Kopfe

tšwaṅ; in-tsz̥ Lyeu-lao-lao kan
dagegen zu stofsen; weil[14]) (aber) die alte Lyeu zu sehen

pŭ ko nai kywan tāu: ku-ya̤,
nicht länger (ertrug), so ermahnend sprach sie: Schwiegersohn,

ni pyĕ tšin-tšŏ, wo to tswi, tsa-me̥n tsu̥n
du nicht[25]) zürne, (dafs) ich viel schwatze, wir einfache

tšwaṅ ži̥n-kya na-ĭ-ko pŭ ši̥ lao-lao tše̥ṅ-tše̥ṅ,
Land- Leute[26]) welch einer[27]) nicht ist alt[28]) (und) aufrichtig?

šău-tšŏ to-ta wan-l̥, tšĭ
(wenn wir) haben[29]) viel (und) grofse Schüsseln, so essen

tŏ-ta-tĭ fan. Ni-kyai in nya̤n syāu
(wir) viel (und) sehr[30]) Reis. Ihr weil, (an) Jahren klein

ši̥, to-tšŏ na lao tĭ fŭ,
(in der) Zeit[31]), (ihr euch) stütztet auf des Alten[32]) Vermögen,

tšĭ k̄ŏ kwan-lyāu; žu-kin
(so) zu essen (und) zu trinken gewöhntet ihr euch; jetzt (aber)

so-i pa-tši pŭ tiṅ. yeu-lyao
was[33]) ihr haltet und besitzt, (ist) nicht sicher. Habend

tsyạn, tsyeu ku tău, pŭ ku
Geld, dann seht (ihr nur nach) dem Anfang, nicht seht ihr

wei mŭ-lyău, tsyạn, tsyeu ḱya se̥ń-
nach dem Ende[34]); nicht habend Geld, dann blind gerathet ihr

ki tse̥ń-lyao s̥im-mo năn-tsz̥ ḱan, ta
in Zorn. ihr seid was für ein[35]) Mann-Chinese, (und) grofser

tšań-fu.
Held!

1) *ĭ*, ein, dient oft als bestimmter Artikel; *tsĭ* ist Zahl-Determinativum (S. 129) für Häuser. 2) was das Innere des Palastes der Familie Yung betrifft. 3) wenn man zusammen rechnen wollte. 4) Personen. 5) eig. Himmel; täglich. 6) zehn bis zwanzig. 7) kurz, *enfin.* 8) Sinn: die Darstellung des Lebens im Hôtel Yung ist schwer, weil die Personen und Sachen in demselben wie ein verwickelter Knäuel waren, an dem man kein Ende (*clue-end*) fand, mit dem man die Abwickelung hätte beginnen können. 9) *kiạn* ist Zahldeterminativ (S. 129) für Sache, *ko* für Personen. 10) mit welcher Sache oder welchem Menschen es am besten wäre, die Beschreibung anzufangen. 11) klein wie ein Körnchen. 12) d. h. eine entfernte Verwandtschaft, wie sie etwa zwischen den beiden Früchten besteht; also: es kommt ein kleiner Mann aus weiter Entfernung sich stützend darauf, dafs er mit dem Hause Jung in entfernter Verwandtschaft stehe. 13) *wań-lai* gehend kommen, *tšuń* (nach dem) Innern *fu* des Hôtels. 14) *in-tsz̥* sich stützend auf dieses, weil. 15) hier steht *ĭ* ein neben dem Demonstrativum (S. 133, Z. 12 v. u.). 16) *tău* bedeutet eigentl. erreichen, *hwan* nah; also könnten wir oben vielleicht übersetzen: so habe ich noch erreicht, dafs. 17) Eigentl. des Himmels Luft (S. 125). 18) wörtlich: anfangen-aufsteigen-kommen. 19) eigentl. Mitte, in Mitten. 20) *l̥* bedeutet: klein (S. 127). 21) Den Schriftzeichen nach zu urtheilen, wäre *fan* (geschrieben Feuer + Kopf) die Besorgnifs des Kopfes, *liụ* des Herzens. 22) d. h. Wein, um sich im Kummer zu trösten. 23) suchte müfsig Gelegenheit, seinen Verdrufs auszulassen. 24) d. h. Frau Lyeu; so hiefs die Schwiegermutter des armen Mannes. 25) *pyĕ* = lat. *ne.* 26) *z̥in* Mensch, *kya* Haus. 27) wer von uns. 28) d. h. ehrlich. 29) *šău* eigentl. bewahren. 30) *tĭ* Attribut-Partikel 31) weil, als ihr jung wart. 32) *tĭ* Genit. 33) *i* Accus. 34) *tău* Kopf, *wei* Schwanz. 35) *s̥im* statt *s̥iń* durch Assimilation.

II. Die hinterindischen Sprachen.

Von diesen Sprachen gilt in Bezug auf Einsylbigkeit, d. h. Wurzelhaftigkeit nebst allen sich daraus mit Nothwendigkeit ergebenden Folgen, wie Mangel an Redetheilen, Stellung und Rede-Accent, alles was von der chinesischen Sprache gesagt worden ist. Der Unterschied besteht aber darin, dafs erstlich jene Sprachen ein durchaus einfaches, starres Stellungs-Gesetz haben und dadurch die scharfe Bestimmtheit der chinesischen Grammatik völlig abstumpfen; und zweitens, dafs sie durch vielfachere und constantere Anwendung von Hülfswörtern der Unbestimmtheit abzuhelfen suchen, dabei aber nach Wörtern von materieller Bedeutung greifen, wodurch sie nicht blofs formlos bleiben, sondern auch noch den Geist, die denkende Sprachthätigkeit, durch ungeeignete Stoff-Elemente in seinen Bewegungen hemmen. Die chinesische Sprache hat vor ihnen den doppelten Vorzug, sowohl mehr formale Bestimmtheit des Denkens zu haben, als auch die formale Thätigkeit nicht so sehr durch rohere, materielle Elemente zu verunreinigen. Der Chinese in seiner Neigung, blofs durch die Stellung die Form zu erfassen, gewöhnt seinen Geist, selbst die Hülfs-Elemente von mehr stofflicher Bedeutung nur als Stützen für die Erfassung der Form anzusehen, wie in unsern Sprachen Substantive zu Formwörtern, z. B. Präpositionen, werden (wegen, causa, neben u. s. w.); der Siamese und Barmane wird durch den fast constanten Gebrauch der Hülfs-Verba bei der Unbestimmtheit seines Stellungs-Gesetzes zu rein materieller Auffassung der Formen gewöhnt. Dies mag in Kürze durch die hervorstechendsten Thatsachen bewiesen werden.

Im Siamesischen ist das Stellungs-Gesetz durchaus einseitig dieses, dafs jede Wurzel, welche zur Vervollständigung des Sinnes der andern dient, dieser folgen mufs, im Barmanischen, dafs es dieser vorangehen mufs; in beiden ohne Rücksicht auf die besondere Natur dieser Vervollständigung, überhaupt also ohne alle grammatische Besonderheit. Hier gibt es weiter nichts als eine ganz vage Bestimmung einer Wurzel durch die andere, mehr die blofse ganz abstracte Möglichkeit zu einer Form, als wirkliche bestimmte Form; blofs Bezeichnung überhaupt, aber ohne bestimmte Be-

ziehung. Es steht jedes Accidens im Siamesischen hinter, im Barmanischen vor der Substanz *), es sei Eigenschaft oder Thätigkeit; der Genitiv dort hinter, hier vor dem regierenden Substanzwort, das Object ebenso hinter, hier vor dem Thätigkeitswort, das Umstandswort hinter, hier vor der bestimmten Eigenschaft oder Thätigkeit: also völlige Vermischung des objectiven und attributiven Verhältnisses. Das Subject steht vor dem Verbum, und so wird wenigstens im Siamesischen Subject und Object unterschieden: und dies ist der einzige Ansatz zu bestimmter Form, der im Barmanischen, wo sowohl das Subject als auch das Object vor der Thätigkeit steht, kaum vorhanden ist. Während also das Chinesische durch die weise Benutzung der zwei möglichen Stellungen des ergänzenden Elements vor und nach dem Zu-Ergänzenden die wesentlichen grammatischen Redeverhältnisse im dreifachen Gegensatze von Attribut und Object, Attribut und Prädicat, Subject und Object zu erfassen versteht, haben die hinterindischen Sprachen in ihrer Monotonie alle grammatische Beziehung in völliger Unbestimmtheit gelassen.

Indem sie es nun versäumten, innerhalb des einzigen formalen Mittels, das der Einsylbigkeit zu Gebote steht, der Stellung, die Verhältnisse der Vorstellungen formal zu erfassen, wurden sie zur Nachhülfe durch Hülfswörter gedrängt. Dieses an sich immer schon handgreiflichere Mittel verlangt, wenn es rein und ohne Schaden der wahren Form angewendet werden soll, einen kräftigen, an Formalität gewöhnten und in ihr erstarkten Geist. Die Hinterinder hatten einen solchen nicht und geriethen in den Fehler, die Verhältnisse zwischen den Vorstellungen materiell aufzufassen. Diese Materialität geht durch ihre ganze Grammatik.

Was zunächst die Wortbildung betrifft, so tritt auch hier statt einer solchen die Wurzel-Gruppirung auf. Schon bei diesem Punkte aber tritt ein Unterschied hervor. Die Synonym-Gruppen sind seltener; fast durchweg ist die zweite Wurzel allgemeinerer Bedeutung, und man wird kaum irren, wenn man die Zusammensetzungen der barmanischen und siamesischen Spra-

*) Die Ausnahme, welche hier in gewissen Fällen das Barmanische macht, wird bald erwähnt werden.

chen durchschnittlich mit denjenigen chinesischen gleichstellt, in denen das zweite Glied theils den natürlichen Gattungsbegriff, theils nur einen ganz allgemeinen Sinn hat, wie *tsẓ̊*, *thău* (s. S. 126). Von ersteren zu reden, ist nicht nöthig; von letzteren aber mögen einige Beispiele gegeben werden. Siamesisch: *luk* Sohn, *luk mei* Sohn des Baumes, Frucht; *luk nā* Söhne des Wassers, Wasser-Thierchen; *luk rụ̄a* Söhne des Schiffes, Schiffer; *luk sar* Sohn des Bogens, Pfeil. *mä* Mutter: *mä nā* Mutter des Wassers, Flufs; *mä thaph* Mutter des Heeres, Feldherr. Das Wort für Wasser wird im Siamesischen und im Barmanischen und andern Sprachen verwendet, um gewisse Flüssigkeiten zu bezeichnen: Brust-Wasser, Bienen-Wasser, Palmen-Wasser, Augenwasser für Milch, Honig, Zucker, Thräne; dann aber auch *nā tšai* Wasser des Herzens, Wille. Namen der Gefühle, Affecte u. dergl. werden gebildet durch *tšāi* Herz: *tšāi rakas* Liebe, *tšāi klā* Tapferkeit, *tšāi rọn* Eifer. — Im Barmanischen finden sich zum Theil die den eben angeführten genau entsprechenden Fälle; es möge aber noch besonders hervorgehoben werden: *θā* eig. offspring; *mran-mā* (spr. *byammā*) *θā* Barma's Sohn, ein Barmane; *rwa* Dorf, *rwa θā* Dorfbewohner. *θań* (spr. *θī*) wird fast wie das chinesische *tĭ* gebraucht: *pyău* sprechen, *pyău θań* Sprecher; *lay* Feld, *lay θań* Gutsbesitzer; *kharī* Weg, *kharī θań* Wanderer. *θī* eig. Frucht, bezeichnet auch was einer Frucht an Gestalt ähnlich ist; z. B. *lak* (spr. *let*) Hand, *let θī* Faust; *noi* (spr. *nō*) Brust, *nō θī* Brustwarze; *nhā* Nase, *nha θī* Nasenspitze. *rā* oder *yā* „a season" tritt an Zeitbestimmungen: *ńań* (spr. *ńīn*) *yā* Nacht-Zeit, und eben so wird *khyin* gebraucht.

Schon in diesen Beispielen erinnert Einiges an einen grammatischen Wortbildungsprocefs. Das wäre nun freilich zunächst nicht höher anzuschlagen, als die entsprechenden Fälle im Chinesischen, wenn nicht in den jetzt zu besprechenden Wurzeln die wirkliche Absicht, Wörter abzuleiten, entschieden hervorträte. Es werden nämlich Wurzeln, welche allgemein Sache, etwas u. dergl. bedeuten, den attributiven Wurzeln angefügt, um Substanzwörter zu bilden; z. B. Siamesisch *khwām* Sache: *khwām rọn* Wärme, *khwām tụat* Zorn, *khwām rū* Wissenschaft, *khwām pan* Traum, *khwām khit* Gedanke, *khwām swāń* Licht, *khwām tī* Güte, *khwām rāy* Grausamkeit, *khwām ńām* Schönheit,

khwām mụt Finsternifs, *khwām reu* Schnelligkeit, *khwām tšep* Schmerz, *khwām rakas* Liebe (aus dem Sanskrit entlehnt), *khwām len* Spiel, *khwām klwa* Furcht, *khwām nụṅ* Schweigen. Eigenschaftswörter werden aus Thätigkeiten durch ein präfigirtes Relativum *thī, sụṅ* oder durch *an* Sache, etwas, *nā* Gesicht gebildet: *thī rakas* liebenswürdig, *thī klwa* furchtbar, *thī sọ̄p* jucundus, *sụṅ rakas* geliebt, *sụṅ kliat* abscheulich, *an men* stinkend, *an lụa* übrig; *nā tšaṅ* abscheulich, *nā rakas* liebenswürdig, *nā tšọm* angenehm, *nā klwa* furchtbar (eig. mit liebenswürdigem u. s. w. Gesicht). — Im Barmanischen bildet *khraṅ* oder *khyaṅ*, Sache, Nomina der abstracten Handlung: *kay* retten, *kay khraṅ* Rettung, eig. Rett-Sache; *mũ thā* hassen, *mũ thā khraṅ* Hafs; *krăuk kraṅ* Furcht u. s. w. Ferner bilden *tsarā, ran* oder *rā* Objects-Namen: *tsā* essen, *tsā tsarā* oder *tsā ran* Speise; *pe ran* Gabe; auch Werkzeuge: *krā* hören, *krā tsarā* oder *krā ran* Ohr. Eben so *rā*; z. B. *tsā rā* Speise; *prău rā* Rede; *thoyṅ* sitzen, *thoiṅ rā* Stuhl; *waṅ* eintreten, *waṅ rā* Eingang, Thür; *ip* (spr. *ik*) schlafen, *ip rā* Bett. Dieses *rā* wird auch in relativer Weise verwendet: *re nak* (spr. *nat*) *rā* Wasser tief wo, mit oder ohne hinten beigefügtes *arap* (spr. *arat*) Ort; *θwa rā lam* (spr. *lan*) gehen wo Weg. *nhoiṅ rā mēi θū* Gleicher wo nicht Mann, ein Mann ohne gleichen. — *khyak* (spr. *khyet*) Gegenstand: *pyău khyak* Gegenstand des Gesprächs; *ray khyak* Gegenstand des Lachens. — *tswā* hinter Eigenschaften und Thätigkeiten bildet Adverbia; z. B. *kăuṅ* gut, *kăuṅ tswā* wohl.

Wie die Substanzen, so haben auch die Thätigkeiten gewisse Wurzeln, durch welche sie als solche charakterisirt werden. Im Barmanischen kommen hier besonders in Betracht: *thā*, setzen, findet sich hinter *mhā* leiten, ordnen, *kway* und *whak* (spr. *whet*) verbergen, *mhat* bezeichnen; *mrats* (spr. *myīt*) bedeutet hemmen, von Gegenständen, welche im Wege liegen, *myīt thā* dagegen heifst: etwas in den Weg legen. In Bezug also z. B. auf das Gesetz, welches hemmt, d. h. verbietet, sagt man *myīt*; in Bezug auf den Gesetzgeber aber *myīt thā*. — Ferner *lup* (spr. *luk*) machen, z. B. hinter *tšăuk* bauen. *prū* thun, steht hinter inneren Thätigkeiten, wie *mu tswā prŭ* hassen, eig. hassend thun (*tswā* bildet Adverbia); *maṅ tswā prŭ* lieben, *ran prŭ* streiten. — *khā* bedeutet leiden, und bildet ge-

wissermaſsen leidende Thätigkeiten; z. B. *tse* befehlen, *tse khā̤* gehorchen; *tsats* (spr. *tsīt*) kämpfen, *tsīt khă* angegriffen werden. — Aehnlich wird *ră*, erlangen, finden, gebrauckt: *khrăuk ra* erschrecken (intrans.), *khyats* (spr. *khyīt*) *ra* geliebt werden, *khya ra* fallen.

Diese Bildungen oder Zusammenstellungen, denke ich, beweisen entschieden einerseits zwar die Tendenz zur Unterscheidung von Kategorieen der Vorstellungen, von Substanzwörtern und Attributen, andererseits aber den Irrweg zur Materialisirung der Form. Nicht um die formalen Verhältnisse der Rede und der Vorstellungen ist es hier zu thun, sondern um Unterschiede der bedeuteten Realitäten. Nicht minder zeigt sich dieselbe Tendenz in zwei Processen, in denen die barmanische Sprache den Charakter der Einsylbigkeit fast schon überschreitet. Sie bildet nämlich durch das Präfix *ă* ebenfalls Substantive aus Thätigkeiten: *tsā* essen, *ătsā* Speise; *kyăuṅ* hüten, *ăkyăuṅ* (spr. *agyauṅ*) Hirt; *kyan* übrig lassen, *ăgyan* Rest; *wat* (spr. *ut*) tragen, *ăwat* (spr. *ăut*) Kleidung. Dieses scheinbare Präfix wird aber doch wohl weiter nichts sein, als das siamesische *an* Sache, etwas (vor. S.), dem die folgende Wurzel attributivisch beigegeben wird — so daſs schlieſslich auch hier der materielle Charakter herrscht. — Feiner ist es, wenn Causativa aus einfachen Thätigkeiten durch Aspiration des Anlauts der Wurzel, d. h. durch Einschiebung eines *h*, gebildet werden: *krăuk* sich fürchten, *khrăuk* in Furcht setzen; *pwaṅ* offen sein, *phwaṅ* öffnen; *kyă* fallen, *khyă* niederwerfen; *krwaṅ* übrig bleiben, *khrwaṅ* übrig lassen; *nats* (spr. *nīt*) einsinken, *nhīt* einsenken; *lut* (spr. *luk*) zittern, *lhut* schütteln. Hier wird eine Symbolik anzuerkennen sein, aber eine rohe, materielle.

Kommen wir nun zu den Satzverhältnissen. Im Siamesischen wird der Genitiv häufig durch bloſse Nachstellung des abhängigen Wortes ausgedrückt; eben so oft aber wird die Wurzel *khōṅ* eingeschoben, welche Sache, Besitzthum bedeutet, z. B. *rṳa khōṅ nāi* Kahn Besitz Herr, d. h. Kahn des Herrn. Im Barmanischen verhält es sich eben so, nur ist die Stellung umgekehrt, und die Einschiebung eines *ī* (abgekürzt aus *ei*, *ey*, ursprünglicher *eṅ*) ist regelmäſsig unterlassen. Statt des letztgenannten kann auch *θī* (urspr. *θaṅ*) oder *θāu* eingeschoben werden. Diese drei Wurzeln mögne wohl ursprünglich Prono-

mina demonstrativa in relativer Verwendung sein, und als solchen werden wir ihnen öfter begegnen. Das Siamesische ist hier offenbar am gröbsten.

Das Attribut steht im Siamesischen einfach hinter dem Substanzwort, im Barmanischen vor demselben. Hier tritt nun aber in letzterer Sprache eine schon erwähnte Unregelmäſsigkeit auf. Es ist nämlich in ihr eine dreifache Verbindung des Attributs mit dem Substanzworte möglich. Erstlich: jenes wird diesem vorgesetzt und die Hülfswurzel *θī* oder *θau*, die wir so eben beim Genitiv kennen gelernt haben, wird dazwischen geschoben. *kauṅ θī* (oder *θau*) *lū* gut welcher Mann; *lā* kommen, *lā θī* (oder *θau*) *lū* der kommende Mann; zweitens: das Attribut wird durch vorgesetztes *a* (vor. S.) substantivirt, und in solcher Gestalt, also gewissermaſsen als Genitiv, vor das Substanzwort gesetzt, mit oder ohne eingeschobenes *θau*; z. B. *agauṅ lū* oder *agauṅ θau lū* der Güte Mann = guter Mann. Diese beiden Verbindungsweisen stimmen durchaus mit dem allgemeinen Verfahren des Barmanischen überein. Wenn nun aber auch noch drittens das Attribut in nackter Form ohne Zusatz hinter das Substantivum tritt, *lū kauṅ* Mann gut, so wäre dies ohne Schwierigkeit als eine Art von Zusammensetzung aufzufassen, wenn nur nicht in der Stellung eine Ausnahme von der allgemeinen Regel läge. Wilhelm v. Humboldt scheint aber schon die richtige Erklärung dieser Erscheinung gegeben zu haben. Wie nämlich in den barmanischen Zusammensetzungen überhaupt das allgemeinere, abstractere Wort immer hinten stehe, der speciellere Begriff aber vorn: so, meint er, sei es auch hier der Fall, und das Seltsame liege für uns nur darin, in dem Adjectivum eine solche abstractere Vorstellung zu sehen, wie der Barmane thut. Hierfür scheinen mir nun auch sonst im Barmanischen die Analogieen nicht zu fehlen. Man bildet z. B. Namen für die Jungen der Thiere, indem man zum Namen der Art *gale* hinzufügt: *mraṅ* (spr. *myeṅ*) Pferd, *mraṅ gale* Füllen. *lū* Mann, *lū gale* Knabe, eig. Pferd-Junges, Mann-Junges. Eben so ist *lū kauṅ*, als Mann-Gutes zu fassen. Nicht nur Eigenschaften, sondern auch Thätigkeiten werden so behandelt; z. B. *khui* (spr. *khō*) stehlen, *θū khō* Dieb, nicht eigentlich: stehlende Person, sondern wie wir etwa sagen: du Dieb von Mensch, Dummkopf von Teufel.

Und gerade so wie hier das Attribut nachgestellt wird, geschieht es auch hinter dem sogenannten Präfix *ă*, welches aber vielmehr ein Nomen ist, so daſs auch diese Bildung, die Humboldt als Ausnahme gelten lassen wollte, doch ursprünglichst ganz innerhalb des Charakters der einsylbigen Sprache bleibt.

Wir haben *θī* als relative oder attributive Partikel kennen gelernt, sie ist aber auch prädicativ: *ṅā θwā θī* ich gehe, eig. ich gehend, ich gehen der; *lā θī lū* ein kommender Mann, *lū lā θī* der Mann kommt, eig. Mann kommend, Mann kommen welcher. Auch die Genitiv-Partikel *eń* (spr. *i*) ist prädicativ. Wenn auch überhaupt eine prädicative Partikel schon eine Schwäche ist, von der sich das Chinesische frei gehalten hat, so wäre doch auch im Barmanischen wenigstens durch die Stellung Attribut und Prädicat geschieden. Aber nicht nur verliert der Unterschied der Stellung hier durch die Gleichheit der Partikel im Attribut und Prädicat an Kraft, sondern es kommt noch hinzu, daſs jenes *θī* auch hinter das Subject tritt: *θū θī pru* (spr. *pyu*) *θī* er thut, eig. er welcher thun welcher, also ohne allen Ausdruck der prädicativen Synthesis. Hierdurch wird noch mehr das Verhältniſs des Subjects zum Prädicat in die allgemeine Unbestimmtheit versetzt, in der sich überhaupt die barmanische Grammatik bewegt, in das Verhältniſs der Vervollständigung des Sinnes eines Wortes durch das vorangehende. — Bemerkenswerth ist hier noch der emphatische Ausdruck des prädicativen Verhältnisses durch das Hülfsverbum *phrats* (spr. *phyīt*) sein — ein Punkt, der wieder zur Vergleichung mit dem Chinesischen zum Nachtheil des Barmanischen veranlaſst. Während es in ersterem kräftig hieſs: „er ist welcher geht", so sagt man in letzterm: *θwā tshēi θī phyīt θī* (er) geht soeben, eig. gehen soeben welcher sein welcher, wovor das Subject noch einmal mit *θī* gesetzt sein kann. *bhurā-θā kań θī khap-θim θau arap rap nhoik rhi* (spr. *ši*) *dāü mu θī phrats* (spr. *phyīt*) *eń* (spr. *i*), Gott welcher, einzig welcher, Ort Ort an Sein heiliges thut welcher (d. h. welcher thut das heilige Sein [d. h. welcher ist] an jedem Ort), ist welcher (d. h. Gott der Einzige ist überall). Der Gebrauch des schlieſsenden *i* ist allerdings so festgestellt, daſs es die Vollendung der Periode, d. h. der ganzen Rede, des Gedankens, an-

deutet. Dieser Satz zeigt zugleich, wie hier Satz und Satzglieder, einfacher und zusammengesetzter Satz nicht zu unterscheiden sind.

Im Siamesischen kann die Thätigkeit unmittelbar hinter das Subject treten, wie im Chinesischen: z. B. *nāy saṅ* dux jubet. So ist hier Attribut und Prädicat wesentlich gar nicht geschieden, da auch jede Thätigkeit als Attribut in gleicher Weise folgen kann. Eine Unterscheidung wird aber bewirkt, indem beim Attribut ein Relativum *thī, s̤ṳṅ, an* zwischen geschoben, beim Prädicat dagegen das Verbum substantivum *yū* sein (aber eig. „bleiben") nachgesetzt wird: *kal* (spr. *kan*) *rakas* könnte heiſsen: geliebter Mann, Freund, und: der Mann liebt; indessen wird sich hier der Gebrauch ausschlieſslich für das erste bestimmt haben. Wie nun *kal thī* (oder *s̤ṳṅ*) *rakas* bestimmter heiſst: der Mann, welcher geliebt wird, so andererseits *kal rakas yū* der Mann liebt, eig. ist liebend. Zwischen Subject und Prädicat tritt häufig noch das Pronomen *ka* er, und eben so im Barm. *kā*, auch *ka*. Das sind Behelfe, welche dem Verständniſs der Sache genügen, aber keine Form bilden.

Der Mangel an Unterscheidung von Nomen und Verbum zeigt sich nicht bloſs darin, daſs Attribut und Prädicat nur schwach geschieden sind, daſs zumal im Barmanischen die Partikel *θaṅ* zum Nomen wie zum Verbum tritt, sondern auch in der bemerkenswerthen Erscheinung, die sich in beiden Sprachen findet, daſs die Wurzeln, welche unsere Präpositionen ersetzen, zugleich als Conjunctionen dienen, oder daſs sie beim Nomen räumliche, beim Verbum entsprechende zeitliche Verhältnisse bezeichnen; z. B. Barm. *mha*, von, aus, bezeichnet hinter Thätigkeiten die Vergangenheit: *tău mha lā θaṅ* Wald aus kommt oder kommend (er); *prău mha* vom Sprechen, d. h. gesprochen habend. *mhā* in, *prău mhā* sprechend. Eben so bedeutet Siames. *khwui* von, durch, nachdem, und *dwi* mit, durch, zugleich, indem, weil.

Wie materiell die barmanische Sprache alles das auffaſst, was den sanskritischen Sprachen Veranlassung zur Form gibt, zeigt sich in merkwürdiger Weise bei der Bezeichnung der Mehrheit, indem sie doch zugleich eine eigenthümliche Schärfe beweist, wie überhaupt Rohheit und Schärfe recht wohl mit einander gehen. Das Barmanische hat nämlich eine andere Mehr-

heits-Partikel für Substanzen und eine andere bei Thätigkeiten; für erstere dient *dui* (spr. *dō*), *lū dō* Menschen; für letztere *kra*: *ṅā dō θwā kra θaṅ*, wörtlich: ich Mehrheit gehen Mehrheit Relativum, d. h. wir gehen. Dies gibt zu Unterscheidungen Veranlassung, die wir gar nicht einfach wiedergeben können. Wir haben gesehen, wie aus Thätigkeiten Abstracta gebildet werden durch *khraṅ*; so heifst *θwā khraṅ* der Gang, d. h. das einmalige Gehen einer einzelnen Person; *θwā khraṅ dō* das mehrfache Gehen einer Person (denn hier ist *θwā* als Substantiv, oder vielmehr *khraṅ* in die Mehrheit gesetzt), und *θwā kra khraṅ* das einfache Gehen mehrerer Personen (denn hier ist es als Thätigkeit in die Mehrheit gesetzt, während es als Substantiv, oder *khraṅ*, einfach bleibt); endlich *θwā kra khraṅ do* das mehrfache Gehen mehrerer Personen (nach Latters Grammar of the Language of Burmah, p. 34); *tsā khraṅ dō* sind Speisen, d. h. viele Sachen, die man doch aber nur einmal essen kann. *tsā θău nē-rā* essen Relat. Platz, d. h. Efsplatz; *tsā θău nē-rā dō* Efsplätze; *tsā kra θău nē-rā* ein Platz, wo viele essen; *tsā kra θău nē-rā dō* Plätze, wo viele essen.

III. Die polynesischen Sprachen.

Die Malayen auf der Halbinsel Malacca sind von Sumatra aus dorthin übergesetzt. Hier wie dort und auf allen den grofsen und kleinen Inseln des indischen, chinesischen und grofsen Oceans, nördlich bis nach Formosa, südlich bis nach Neu-Seeland, und von Madagaskar bis zur Oster-Insel, werden Sprachen gesprochen, die zu einem und demselben Stamme gehören, dem polynesischen. Hiermit sind wir schon bei mehrsylbigen Sprachen angelangt. Die Wörter werden abgewandelt durch Prä- und Suffixe und sonstige Lautprocesse. Es ist aber die Frage: was bedeutet dieser Wandel? welcher innere, gedankliche Trieb hat ihn erzeugt? In der chinesischen Sprache fanden wir die Grundzüge der Formalität der Rede; in den hinterindischen waren dieselben verwischt, und dazu zeigte sich die Unterscheidung nach den realen Verhältnissen dessen, was die Wörter bedeuteten, durch materiell bedeutsame Wörter. Wir werden jetzt sehen, wie ein sehr künstlicher Wortbau ge-

schaffen werden kann, ohne dafs dadurch jener materielle Charakter auch nur im geringsten aufgegeben, ohne dafs auch nur im entferntesten die wahre Formalität der Rede und die eigentliche Synthesis des Satzes erreicht würde. Wir wählen als Vertreter des genannten Stammes die dajackische Sprache auf Borneo, von der uns jüngst der Missionar Hardeland eine vortreffliche Grammatik geliefert hat.

Zunächst zeigt sich auch im Polynesischen Mangel an Unterscheidung der Redetheile. Substantivum, Adjectivum, Verbum, Präposition kann in derselben Form liegen. Im Malayischen ist *buńi* Ton, Geräusch und tönen, Geräusch machen; *džalan* gehen, Gang; *tidor* Schlaf, schlafen. Im Dajackischen bedeutet *matäi* Tod, sterben; *belom* lebendig, Leben; *bentok* Mitte, zwischen; *hapan* gebrauchen, mit, um zu. Demnach braucht kaum gesagt zu werden, dafs Geschlecht, Zahl, Comparation, Person, Zeit, Modus, sobald und insofern nicht das materielle Verhältnifs es fordert, ganz unbezeichnet bleiben; wo es aber nöthig ist, dergleichen zu sagen, geschieht es durch materielle Zusätze, wie: männlich, viel, mehr, einst, kann u. s. w.

Der wesentliche, und man darf wohl sagen: der einzige Unterschied der polynesischen Sprachen gegen die hinterindischen besteht darin, dafs die kleinsten Redeglieder nicht mehr aus gruppirten Wurzeln bestehen, sondern aus abgewandelten Wurzeln. Durch solche Abwandlung entsteht ein Mittelwesen zwischen Wurzel und Wort: es ist nicht mehr jene, und, genau genommen, noch nicht dieses; denn ein Lautgebilde, das nicht einer bestimmten Wort-Kategorie angehört und ein bestimmtes Verhältnifs zum Ganzen des Satzes an sich trägt, ist kein Wort. Nennen wir also die sogleich zu besprechenden Processe, die im Polynesischen die kleinsten Glieder der Rede herbeischaffen, Wurzelvariation.

Hier ist nun zuerst die Verdopplung der Wurzel zu betrachten. Sie ist aber zu unterscheiden von der blofsen Wiederholung. Letztere findet sich im Dajackischen ebenfalls, aber auch im Chinesischen und in den hinterindischen Sprachen, was hier nachträglich bemerkt werden mag. Der Unterschied liegt äufserlich darin, dafs bei der Wiederholung die Wurzel eben nur doppelt gesetzt wird; das geschieht bei der

Verdopplung fast nie, sondern immer ist sie zugleich von einer Abwandlung der Wurzelgestalt begleitet. Da solche in den einsylbigen Sprachen nicht stattfindet, so kann hier auch nur von Wiederholung die Rede sein. Allerdings findet im Barmanischen, wenn auch nur in der Aussprache, nicht in der Schrift, bei der Wiederholung die Abänderung statt, daſs bei der zweiten Setzung der Wurzel die harte Muta in die entsprechende weiche, also *k* in *g* u. s. w. übergeht. Ohne aber hier über das Wesen der Media in den einsylbigen Sprachen ein Urtheil abgeben zu wollen, genügt für uns hier schon die Bemerkung, daſs diese Erweichung im Barmanischen überall auftritt, wo zwei Wurzeln zu einem Satzgliede oder einer Wurzelgruppe zusammentreten, welches Verhältniſs auch zwischen ihnen stattfinden möge. So liegt in dieser Erweichung nichts als eine rein lautliche Neigung, die höchstens den Sinn hat, das engere Zusammengehören zweier Wurzeln anzudeuten. Dieses wird aber gewiſs schon durch engeres Nacheinandersprechen mit geringerer Zwischen-Pause angedeutet, und eben hierdurch entsteht die Erweichung.

Am allgemeinsten zeigt sich in den verschiedensten Sprachen Wiederholung oder Verdoppelung, je nach der Natur der Sprache, in onomatopoetischen Gebilden, Naturnachahmungen, wie auch wir sagen: Kling-klang, hophop, heisa hussa u. s. w. Solche Laute stehen schon an sich dem Adverbium nahe und finden sich im Chinesischen, wie in anderen Sprachen besonders in adverbialem Sinne. Man kann aber nicht sagen, daſs im Chin. Adverbien und Adjective durch Wiederholung gebildet würden; denn auch die Adjectiva werden wiederholt, freilich um einen Nachdruck zu bewirken; der ist aber auch in der adverbialen Anwendung vorhanden: *ku ku kwai kwai* seltsam! wunderbar! *piṅ piṅ tšaṅ tšaṅ* gewöhnlich, gemein u. s. w. Wiederholung der Thätigkeits-Wurzeln bedeutet die wiederholte oderun unterbrochene Thätigkeit: *šuę̥̆ šuę̥̆ syāu syāu* in einem fort schwatzen und lachen. Daran knüpft sich die Intensität der Handlung *ku lyaṅ ku lyaṅ* eifrig nachdenken, *pi pi yę̥n* das Auge fest schlieſsen, *tiṅ tiṅ kan* lauschen und horchen. Besonders häufig ist die Wiederholung bei Gefühlen und innern Zuständen. Die Lebhaftigkeit des Befehls bewirkt sie ebenso, wie auch die Versicherung: *šį̥ šį̥* so ists, so ists; ja ja. — Die Wiederho-

lung der Substanzwörter bezeichnet nicht den Plural, auch nicht schlechthin Mehrheit, sondern distributive Allheit, die wir am besten durch „jeder“ wiedergeben: *ẓịn ẓịn* jeder Mensch, *quis-quis* (aber nicht: Menschen, alle Menschen). Der distributive Sinn zeigt sich auch bei wiederholten Thätigkeiten: *wań wań* wohin man auch geht, d. h. überall. Hier bricht auch wieder der adverbiale Sinn hervor: *šị šị* Zeit-Zeit, d. h. zu jeder Zeit, beständig.

Im Dajackischen zeigt sich sowohl Wiederholung, als auch Verdoppelung. Erstere geschieht theils unverändert, theils mit veränderten Vocalen bei der ersten Setzung; letztere ist entweder vollständig oder theilweise. Bei der vollständigen Verdoppelung wird bei der ersten Setzung des fast immer zweisylbigen Stammes der Schlufsconsonant oder das zweite Element des schliefsenden Diphthongs weggelassen oder der lange Vocal wird verkürzt. Besonders wichtig aber ist, dafs bei der Wiederholung beide Elemente ihren Accent behalten, bei der Verdoppelung das erste den Accent verliert. So ist die Verdoppelung regelmäfsig von der blofsen Wiederholung verschieden. Die theilweise Verdoppelung besteht darin, dafs der erste Consonant des Stammes mit dem Vocal *a* dem Stamme vorn zugefügt wird, und kann also bei vocalisch anlautenden Stämmen gar nicht angewandt werden. Beispiele im Folgenden.

Diese Processe kommen vor bei den meisten Attributen, sowohl Thätigkeiten, als auch Eigenschaften, seltener bei Substanzen. In Bezug auf ihre Bedeutung könnte man sich geneigt fühlen, als allgemeines Streben der dajackischen Sprache dies hinzustellen, dafs sie durch Wiederholung Vervielfältigung, Dauer, Verstärkung ausdrücken wolle, durch Verdoppelung aber gerade im Gegentheil Schwächung und geringe Dauer. Die Wiederholung hätten wir zu übersetzen durch: ein jeder, alle, stets, nur, oft, sehr, stark; die Verdoppelung durch: ein wenig, ziemlich und das Affix lich. Dies könnte man durch viele Fälle belegen. Wiederholung: *ạven hetạ menter-menter* sie dort alle-liegen, oder liegen nur, thun nichts als liegen; *ikau tulas-tulas dengan olo* du (bist) immer-grausam gegen Menschen. *Bua tạ manis-manis* die Früchte (sind) alle-süfs (*tạ* ist nachgestellter Artikel); *mundań-mandiń* immer faullenzen, *gulań-galiń* stark oder anhaltend hin und her schaukeln, *sukak-sakik*

sehr wackeln; *gulaṅ galiṅ* sich stark hin und her drehen; *dahaṅ* das Hinzugefügte, *dahaṅ-dahaṅ-a* stark vermehrt; *bilaṅ* das geschieden, getrennt Sein, *bilaṅ-balaṅ-an* überallhin zerstreut (der Wandel des *i* in *a* ist Folge des Suffixes). — *hai* groſs, *hahai* ziemlich groſs; *hahandaṅ* röthlich; *gila* unklug, *gagila* etwas unklug, auch vollständig *gĭlă-gĭlā* etwas dumm; dagegen *gīlā gīlā* alle, jeder dumm; *tendă̤-ténda̤* kurze Zeit anhalten (im Gehen, Rudern), *ténda̤ ténda̤* oft anhalten; *halahalan* fast vorbei, *halan halan* alle vorbei; *mentementer* kurze Zeit liegen, *menter menter* alle liegen. *surak* Geschrei, *surak-sirok* in Erregung, in Aufruhr sein (z. B. ein Dorf durch Feinde). Nur in wenigen Fällen hat die Verdoppelung auch den Sinn quantitativer und qualitativer Verstärkung; so bedeuten die Cardinalzahlen verdoppelt: alle —; z. B. *a̤pat* vier, *a̤pa̤a̤pat* alle vier. Ferner: *kara̤* alle, *kakara̤ kara̤kara̤* alle zusammen, so viel nur sind; *siniṅ* und *genep* jeder, *sasiniṅ, gagenep, genegenep* durchaus jeder; *idža̤* ein, *midža̤* je einer, *midža̤-midža̤* jeder Einzelne, einzeln; *sinda̤* ein Mal, *sasinda̤* ein für allemal; *pira̤* wie viel, *pira̤pira̤*, *papira̤* wie viel auch, alle; *heta̤* dort, *heta̤heta̤, heheta̤* überall, *a̤ve* wer? *a̤ve-a̤ve* wer auch immer; — *ha-lema̤i* Abend (der ganze Nachmittag bis zur Dunkelheit), *ha-lalema̤i, ha-lema̤lema̤i* später Abend kurz vor der Dunkelheit; *han-dževu* Morgen, *han-dževundževu, ha-džandževu* früh Morgens. Abgesehen aber davon, daſs ein Theil dieser Fälle neben der Verdoppelung die Wiederholung zeigt, lassen sich auch die meisten noch anders denn gerade als Verstärkung auffassen. Immer könnte man sie nur als Ausnahme gelten lassen wollen.

Wenn man nun aber auch diese und noch manche andere Ausnahme wegdeuten könnte, so bliebe doch immer Verdoppelung irgend welcher Art als Ausdruck einer Abschwächung schon an sich räthselhaft; und wollte man annehmen, daſs sie ihren Sinn nur im Gegensatze zur Wiederholung habe, von der sie eine Abschwächung ist, so will das erstlich nicht recht passen, da sie nicht die verstärkte Bedeutung abschwächt, sondern die einfache Grundbedeutung. Ferner aber ist es doch zu wahrscheinlich, daſs die Verdoppelung nur eine contrahirte Wiederholung ist, daſs sie ursprünglich also auch dieselbe Bedeutung gehabt haben muſs. Wenn also auch im heutigen Zu-

stande der dajackischen Sprache ein solcher Gegensatz zwischen den beiden Processen vielfach vorliegt, und wenn es selbst wahrscheinlich ist, dafs die Sprache ihn möglichst durchzuführen die Neigung hat, so ist dennoch anzunehmen, dafs zuerst im Volksgeiste die ursprüngliche Bedeutung der Wiederholung und der Verdoppelung, nämlich die Verstärkung, häufig in ihr Gegentheil umgeschlagen sein mufs, und dafs nun erst der Volksgeist die doppelte Lautform benutzte, um diesen Umschlag auch lautlich darzustellen; wie es oft in den Sprachen geschieht, dafs sich zunächst zufällig für dieselbe Bedeutung zwei Lautformen entwickeln, welche dann benutzt werden, um eine entstandene Unterscheidung festzuhalten.

Der Uebergang aber des verstärkten Sinnes zum geschwächten scheint mir dadurch begreiflich, dafs Wiederholung überhaupt physisch und psychisch die doppelte Wirkung haben kann, dafs sie bald den Eindruck verstärkt, bald ihn schwächt. Durch Gewöhnung wird der Körper sowohl, wie der Geist bald empfänglicher gemacht, bald abgestumpft. Worauf physiologisch und psychologisch diese sich scheinbar widersprechende Thatsache beruht, ist hier nicht zu erörtern; denn es ist hier auch nicht die Thatsache als solche zu erklären, sondern nur insofern sie ihr Abbild in der Sprache findet. Wiederholung der Wurzel oder des Stammes bedeutet im Polynesischen ursprünglich Wiederholung der wirklichen Substanz oder Thatsache. Je nachdem nun diese Wiederholung in Wirklichkeit einen erhöhten oder abgestumpften Eindruck machte, erhielt auch die des Wortes einen verstärkten oder geschwächten Sinn; und ward man sich dessen bewufst, so konnte man anfangen, diese Doppeltheit des Sinnes durch die zufällig entstandene Verschiedenheit der Form auszudrücken. Dergleichen wird aber nicht leicht consequent durchgeführt; denn im Sinne selbst liegt oft Verstärkung und Schwächung derartig, dafs es eben nur vom Gesichtspunkt abhängt, ob man die eine oder die andere darin sehen will. Sagt man z. B. jemand esse oder jage seit einem Jahre immer nur Schweine: ***bawobawoi*** oder ***babawoi***, so kann dergleichen rühmend oder mit Bedauern gesagt werden. Das Häufige wird gemein. Wir haben in unserm „nur“ in gleicher Weise die erhebende und die herabsetzende Bedeutung; z. B. „das ist nur Pflicht; so handelt nur der Edle“. Er bit-

tet nur, d. h. er befiehlt nicht, und auch: er will immer haben, gewährt selbst aber nie etwas. Was sich wiederholt, kann gerade dadurch, daſs es sich wiederholt, mächtig werden; aber es kann auch, indem es sich wiederholt, das Gleichgültige, das Kleine werden oder sein; das Groſse ist selten, das Kleine häufig. Der wiederholt vorkommende Fleiſs ist der geringe; daher: *uku-ukuh* ziemlich fleiſsig. So bildet Wiederholung oder Reduplication geradezu Deminutiva: *ka-rahak* Rest; der wiederholte, der vielfach vorkommende Rest, der Rest vom Rest *ka-rarahak* oder *ka-raharahakî* ist der kleine Rest. *Kakabar* oder *kabakabar* ein wenig Nachricht.

Eigenschaften in verdoppeltem Ausdrucke im erzählenden Tone sind geschwächt; aber im befehlenden, ermuthigenden Tone sind sie verstärkt. Auch hierzu bietet unser „nur" die Parallele: „sieh nur; handle nur danach; nur fort! und: er schlummert nur" (schläft nicht fest); und noch mehr paſst hier unser „immer"; z. B. er ist immer fleiſsig; halb tadelnd: immer fleiſsig? und aufmunternd: immer fleiſsig!

Die Abschwächung durch Verdopplung geht so weit, daſs sie nur eine Aehnlichkeit mit dem ursprünglichen Begriffe ausdrückt, die wir übersetzen durch: „als ob, wie". *Lalikạ* wie Schmutz, als ob es Schmutz wäre (von schlechten Farben); *tatiroh* als ob er schliefe, schläfrig; *babelom* als ob es lebte, wie lebendig; *mamenter* als ob er läge; *babawoi* wie ein Schwein.

Schlieſslich noch zwei Bemerkungen. Die Verdopplung in jeder Form, die Wiederholung eingeschlossen, erstreckt sich über substantivische Begriffe, wie über Eigenschaften und Thätigkeiten. Fern davon zur Unterscheidung von Kategorieen zu dienen, erstickt sie durch ihre gleichförmige Erstreckung über die Stoff-Elemente der Sprache etwaige Keime zu Unterschieden. Ihr Sinn ist demgemäſs auch rein materiell, den Inhalt des Begriffs betreffend, nicht seine Form. Der Begriff bleibt ungeformt, wird aber variirt.

Zweitens aber werden jene Processe so verwendet, daſs sie einige unserer grammatischen Formen gewissermaſsen ersetzen. Aus den angeführten Beispielen hat sich schon ergeben, wie Wiederholung unsern Plural ersetzt: das Subject bleibt unverändert, das Prädicat wird wiederholt. Eine andere eigen-

thümliche Verwendung ist folgende. Die Verdopplung, die nach unserer Annahme ursprünglich immer nur verstärkenden Sinn hatte, bedeutete auch Dauer eines Zustandes oder einer Thätigkeit. Diese Dauer tritt nun abgeschwächt auf als relative Dauer, nämlich als gleichzeitiges Dasein, während etwas Anderes geschieht, umschreibt also unser „während“ oder ein Participium Präsentis oder einen Gerundiv: *menter* liegen, *mamenter* oder *mentementer* kurze Zeit oder fast liegen und liegend, während er lag; *tatiroh* kurze Zeit schlafen, schläferig, schlafend, während er schlief. — Es ist aber wohl klar, wie hierin eine Materialisirung von Formverhältnissen liegt, und wie die Sprache, je mehr sie sich auf solchem Wege entwickelt, nur um so mehr aller wahren Form baar werden muſs, trotz alles Reichthums an Variirung der Wurzeln.

Die Verdoppelung tritt meist in Begleitung von Präfixen, auch von Suffixen, auf. Dadurch wird eben auch ihr Sinn und ihre äuſsere Erscheinung modificirt. Der Präfixe sind viel, der Suffixe wenig. Auch sie variiren den Inhalt der Wurzel; Form verleihen sie ihr nicht.

Die Stammwörter, meist zweisylbig, sind von so unbestimmtem Inhalt, wie eine einsylbige chinesische oder hinterindische Wurzel; sie sind demnach eigentlich weder Substantiva, noch Verba, noch Adjectiva; sie haben weder activen, noch passiven Sinn. Indem sie nun aber so den Begriff an sich, den bloſsen Inhalt ohne Form und ohne Verhältniſs, bezeichnen und auch mit solcher Gestalt und Bedeutung in der Rede auftreten: so können wir sie kaum anders als in der Form eines Substantivums übersetzen, und zwar, wenn ihr Inhalt eine Thätigkeit ist, in Form eines Abstractums: *dari* das Laufen, der Lauf; *gian* das Wegstoſsen oder Weggestoſsen-werden; und wir thun dies noch um so mehr mit Recht, als jene nackte Stammform die regelmäſsige Form des Substantivums ist, während der Ausdruck der attributiven Begriffe im Gegentheil durch Affixe bestimmt wird. Die Grundform ist freilich auch Imperativ; aber Substantiva lassen sich imperativisch verwenden. Ferner aber, und das scheint mir entscheidend, werden die nackten Stammformen mit Possessiv-Suffixen bekleidet, wie jedes andere Substantivum, aber nie der attributive Begriff: *gia-e* sein Wegstoſsen, das Wegstoſsen desselben, wo-

bei der Genitiv oder das Possessiv in objectivem Sinne genommen ist, so daſs wir deutlicher übersetzen: sein Weggestoſsenwerden. Nur darf man darum nicht sagen, die Grundform habe passive Bedeutung; sondern das Personal-Suffix hat objective Bedeutung, d. h. genauer: es verhält sich leidend zur Thätigkeit, empfängt sie, was wir durch den Accusativ oder das Passiv bestimmter ausdrücken. Aber wie es, wenn wir sagen: seine Wunde, unbestimmt bleibt, ob die Wunde gemeint ist, die er empfangen, oder die er geschlagen hat, ebenso unbestimmt bleibt im Dajackischen der active oder passive Sinn in *gia-e* sein Wegstoſsen; nur daſs der Gebrauch für den leidenden Sinn nicht sowohl der Thätigkeit, als vielmehr der Person entschieden hat.

So unterscheidet sich nun allerdings die polynesische Grundform in ihrer Bedeutung von der chinesischen Wurzel. Diese, zunächst und unmittelbar gleichgültig gegen den Unterschied der Substanz oder der Eigenschaft und Thätigkeit, wird im Zusammenhange der Rede durch Stellung und Partikel bestimmt als Subject oder Object oder Prädicat oder Attribut; und man muſs wohl annehmen, daſs sie hierdurch, durch das Eingehen in ein bestimmtes Satzverhältniſs, mittelbar auch ganz naturgemäſs als Substanz oder Eigenschaft und Thätigkeit gedacht wird. Hier bleiben die Verhältnisse grammatisch rein und darum auch logisch scharf. In viel geringerem Grade war dies in den hinterindischen Sprachen der Fall. Hier galt nur e i n Verhältniſs: das voranstehende Wort ist Bestimmung des folgenden. Da nun die Thätigkeit immer den Schluſs der Rede bildet, so wird nur angedeutet, daſs alles Vorangehende nähere Bestimmung dieser Thätigkeit ist; und da nun gar noch die Thätigkeit von einer attributen Partikel *θań* (*θī*) begleitet ist, so wird die Energie der Thätigkeit zur attributiven Starrheit, gewissermaſsen zur ruhenden Eigenschaft herabgedrückt. Fehlt also hier auch die eigentliche Synthesis von Subject und Prädicat, so haben wir doch eine Thätigkeit, welche durch Substanzen bestimmt wird, denen sie inwohnend, auf welche sie wirkend gedacht wird. Hier ist, weil das grammatische Verhältniſs vernachlässigt ist, das logische ungenügend, schlaff angedeutet; aber es fehlt nicht ganz. Im Dajackischen dagegen wird die Grundform gerade durch den bestimmteren Gebrauch

derselben, und durch den Mangel an bestimmten Andeutungen für die Kategorie der Thätigkeit, welche in andern Fällen auftreten, also positiv und negativ als Substanz bestimmt. Nun ist aber die Substanz das Todte, die Thätigkeit ist Leben; und prädicative Synthesis, also die Energie des Satzes, ist wesentlich an Thätigkeitsbegriffe gebunden. Folglich sieht man im Voraus, welch eine Starrheit, welch ein Mangel an Leben, an Formalität im Bau der dajackischen Rede herrschen mufs! Doch greifen wir nicht vor, und sehen erst zu, was die Affixe, welche dem Grundworte beigegeben werden, bewirken sollen.

Da die Grundform substantiellen Sinn hat, so tritt ein Affix vor dieselbe, um sie zur Eigenschaft oder Thätigkeit umzugestalten. Durch das Präfix *ba, ha* entstehen Eigenschaften und Intransitiva; das *a* von *ba* fällt vor Vocalen und *l* ab: *tiroh* Schlaf, *batiroh* schlafen; *handań* Röthe, *bahandań* roth; *daha* Blut, *badaha* bluten; *usik* Spiel, *busik* spielen; *laku* das Bitten, das Erbetene, *blaku* bitten; *blau* hungrig sein; *kalindoń* Schutz, *bakalindoń* sich in Schutz begeben; *lemo* Schwäche, *balemo* schwach; *himań* Wunde, *bahimań* verwundet; *ontoń* Vortheil, Glück; *bontoń* glücklich, Vortheil haben. Dieses *ba* ist eine Abkürzung aus *bara* von, durch welche Partikel der Begriff des Habens ausgedrückt wird. *ha* hat fast dieselbe Bedeutung und Verwendung. Das „haben“ oder „mit“ tritt in vielen Fällen stark hervor, und dann wird lieber *ha* oder das volle *bara* als *ba* gebraucht: *a̤wen ha-papa halisań* sie bevatert (mit ihrem Vater) verreisen; *karoń* Zimmer, *bakaroń* oder *hakaroń* Zimmer haben; wobei dann auch zum Dinge, welches besessen wird, eine nähere Bestimmung hinzutreten kann: *huma-e bakaroń ara̤* sein-Haus hat-Zimmer viele (oder: von, mit vielen Zimmern oder viel bezimmert sc. ist); *klambi* Jacke und *puti* Weifse, *baputi* weifs, *ia̤ baklambi baputi* er hat eine weifse Jacke, eigentlich er mit Jacke mit Weifs, er (ist) weifs bejackt; *kahovut* Decke, *ia̤ batiroh bakahovut*, eigentlich er mit Schlaf mit Decke, er schläft bedeckt, unter einer Decke; *rear* Geld, *ia̤ bara rear* scheint sich von *ia̤ barear* so zu unterscheiden, dafs jenes eigentlich bedeutet: ich besitze Geld, dieses: ich bin reich.

Hier wird nun allerdings durch *bara, ba, b, ha* thatsächlich die logische Kategorie des Accidens von der der Substanz

geschieden; aber nicht als logische Form in formalem Sinne, sondern materiell durch rohe Mittel. So wird nun *ba* auch noch in anderer Weise verwendet, die zwar mit der besprochenen durchaus übereinstimmt, bei uns aber in anderer Form wiedergegeben wird. Vor Wörtern nämlich, welche Zahl, Mafs oder Gewicht bedeuten, bezeichnet es sowohl „ungefähr", als auch unser „weise" in „pfundweise, scheffelweise"; z. B. *depạ* eine Klafter, *badepạ* eigentlich: von Klafter, geklaftert, d. h. etwa eine Klafter oder auch klafterweise. Ebenso *bakavan* heerdenweise.

Kommen wir nun noch einmal auf die Verdoppelung zurück, um zu sehen, wie sie sich im Verein mit dem Präfix gestaltet. In den zuletzt erwähnten Fällen der Anwendung des *ba* kann Verdoppelung hinzutreten und bedeutet dann „viel", z. B. *rega-e ba-ka-kipiṅ* sein-Preis viele Kiping; *ba-ratu-ratus olo džari matại* zu vielen Hunderten (vielhundertweise) Menschen bereits gestorben; *parại-e ba-lepa-lepau* sein Reis zu vielen Scheunen (viele Scheunen voll), d. h. er hat viel Scheunen voll Reis. Dagegen wird sonst die Bedeutung geschwächt; z. B. *ba-lemo* schwach, *ba-la-lemo* oder *ba-lemo-lemo* schwächlich, ziemlich schwach; *ba-kepak* abgerissen, *ba-ka-kepak* oder *ba-kepa-kepak* ein wenig abgerissen. Dagegen mit dem Präfix *ka* entsteht durch volle (nicht halbe) Verdoppelung die Bedeutung der Dauer: *ka-lemo-lemo* fortwährend schwach. Auch *ba* kann diesen Sinn haben in den Fällen, wo es zu einem ursprünglichen Eigenschaftswort tritt, wie *humoṅ* dumm, *ha-humoṅ*, *humo-humoṅ* etwas dumm, *ba-* (oder *ka-*)*humo-humoṅ* immer, stets dumm. Dieses *ba* scheint aber eben ein anderes als das obige; es ist nicht die Abkürzung von *bara* von, sondern von *bara* alle, welches Präfix aber zugleich aus der substantivischen Stammform attributive Begriffe bildet; z. B. *taṅgis* das Weinen, *bara-taṅgis* alle weinen. *Bara* ist also wiederum Mittel zum Ausdruck des Plurals am Prädicat statt am Subject: *anak-e barataṅgis* Kind-sein alle-weinen, d. h. alle seine Kinder weinen. Aehnliche oder gleiche Bedeutung mit diesem *bara* hat *paṅga,* welches immer mit Verdoppelung verbunden ist; der Unterschied dieser beiden zeigt sich aber darin, dafs die Verdoppelung neben *bara* den Sinn schwächt, neben *paṅga* nicht; z. B. *handaṅ* Röthe, *bahandaṅ*

roth, *hahandaṅ, handahandaṅ* und jedes dieser beiden mit präfigirtem *ba* heifst röthlich, *barahandaṅ* alle röthlich, *paṅgahandahandaṅ* alle roth.

Das Präfix *ha* bildet wie *ba*·Eigenschaftswörter, mit deren ganzer oder theilweiser Verdoppelung der Begriff geschwächt wird. Dieses *ha* mit ganzer oder theilweiser Verdoppelung bildet aber auch Transitiva mit verstärkter Bedeutung: „oft, stets", oder „viele, alle" (als Accusativ) und auch „sehr lange und doch vergeblich"; z. B. *pukul* der Schlag, *ha-papukul* oder *ha-puku-pukul* oft schlagen, alle (Object) schlagen (*hapapukul olo* er schlägt-alle Menschen, das Object kann dabei ohne Plural-Zeichen bleiben), oft und doch vergeblich schlagen; *lika̤* Schmutz, *ha-lika̤* schmutzig, *ha-lalika̤* oder *ha-lika̤-lika̤* ziemlich schmutzig, und: oft beschmutzen, alles beschmutzen. Der Zusammenhang mufs hier entscheiden.

Im Gegensatze zu *ba* und *ha* bildet *ma* aus den Grundformen Transitiva im activen Sinne, und ihm entspricht ein *i* im Passivum. Es bildet aber auch Intransitiva und selbst Adjectiva und Adverbia, obwohl dies doch nur scheinbar. Vor Vocalen fällt *a* ab, vor den Mutis nehmen *ma* und *i* noch den entsprechenden Nasal zu sich, nach welchem die Muta häufig wegfällt; z. B. *itor* das Genähte, *mitor* nähen, *itor* (das Präfix ist mit dem Anlaut verschmolzen) genäht sein, werden; *rabit* Rifs, *marabit* zerreifsen, *irabit* zerrissen sein, werden; *takau* das Gestohlene, *manakau* stehlen, *inakau* gestohlen werden, sein; *man-tarik* werfen, *in-tarik* geworfen u. s. w. *Lank* Fisch, *malank* fischen, *anis* Süfsigkeit, *manis* süfs; *linus* Glätte, *malinus* glatt; *tasik* See, *manasik* nach der See gehen; *tabela* jung, *manabela* ein kleines Kind haben (Mutter); *lelak* Blume, *malelak* blühen. — *Mampa* oder *pa* bildet Causativa: *maku* wollen, *mampa-maku* wollen machen; *anak* Kind, *manak* gebären, *mamp-anak, mampa-manak, pa-manak* fruchtbar machen, gebären machen; *nula̤* Waise, *mampa* (oder *pa*)-*nula̤* zu Waisen machen; *taṅgis* das Weinen, *ma-naṅgis* weinen, beweinen, *mampa* (oder *pa*)-*taṅgis* weinen machen; *tusu* Brust, *ma-nusu* saugen, *mampa-tusu* säugen; *bana̤* Ehemann, *ba-bana̤* einen Mann haben, heirathen, *mampa-bana̤* verheirathen (ein Mädchen).

Das Präfix *ka* bildet abstracte Substantiva aus substantivischen und adjectivischen Stammwörtern: *bunter* rund, *ka-bun-*

ter Rundheit, Rundung; *ka-pintar* Klugheit; *aso* Hund, *ka-aso* Hündischkeit; *olo* Mensch, *ka-olo* Menschlichkeit. Durch vorgesetztes *ma* entstehen aus diesen Abstracten wieder Causativa: *pa̤ha̤* schmerzlich, *ka-pa̤ha̤* Schmerz, *mańga-pa̤ha̤* Schmerz machen, betrüben u. s. w. — Vermittelst dieser Bildung wird bei Vergleichung von Eigenschaften die Gleichheit ausgedrückt: „so (z. B. groſs) wie“; z. B. *aton handipa̤ heta̤ mańga-hai penań* (es) ist eine Schlange dort so dick wie ein Arm, eigentlich: eine Schlange dickmachend einen Arm, oder die Dicke eines Armes machend; *tetek kayn ta̤ manga-lumbah lokap* hacke das Holz eine Hand breit, eigentlich: breitmachend eine Hand, ganz nach der Analogie von *benteń* in der Mitte, bis mitten, *ma-ha-benteń* bis zur Mitte machen, d. h. füllen z. B. ein Faſs.

Eine andere eigenthümliche Verwendung des Causativs ist folgende: *levu* Dorf, *mańka-levu* Dorfheit machen, bedorfen, d. h. wohnen in einem Dorfe, z. B. *ia̤ mańka-levu Palińkau* er wohnt im Dorfe P.; *huma* Haus, *ia̤ mańka-huma hoń P.* er haust, macht Hausheit, hat ein Haus in P.

Das Passivum der Causativa wird durch das Präfix *impa* gebildet, wie ja auch das einfache *ma* im Passivum durch *i* ersetzt wird: *mampa-ka̤la̤h* heilen, *impa-ka̤la̤h* geheilt werden.

Tritt *ma*, *mańga*, *mampa* vor den reduplicirten Stamm, so wird die Bedeutung geschwächt; tritt es zwischen die Verdoppelung, so bedeutet diese „lange Zeit, stets thun“ und überhaupt Verstärkung: *pa-tiro—mam—pa-tiroh* lange Zeit in den Schlaf bringen. Dies gilt auch sonst, daſs nämlich Verdoppelung mit Präfix schwächt, aber mit Infix verstärkt; jene kann intransitiv, transitiv, causativ sein, diese ist nie intransitiv.

Das Präfix *ha* bewirkt Reciprocität; die ganze Verdoppelung der so entstandenen Form verstärkt, die theilweise schwächt: *m-isek* fragen, *h-isek* einander fragen, *ha-hisek* sich ein wenig unter einander befragen, *hisekhisek* sich oft befragen. Tritt aber *ha* vor den verdoppelten Stamm, so entsteht Vermehrfachung: *ha-papukul* oder *ha-pukupukul* oft schlagen, alle schlagen: *ia̤ hapapukul anak-e* er schlägt-oft sein Kind; *ia̤ hapapukul olo* er schlägt-alle Mensch(en).

Ich erwähne nur noch zwei eigenthümliche Bildungen vermittelst der Präfixe *tara* und *naha*. Ersteres gibt der Hand-

lung die Bedeutung, dafs sie nur irrthümlich, zufällig, unabsichtlich, oder schlecht und erfolglos geübt sei: *tara-pukul* nach etwas schlagen, ohne es zu treffen, oder jemanden schlagen, während der Schlag einem Andern zugedacht war; — *naha* bedeutet: sagen, dafs man die Eigenschaft, der es präfigirt wird, besitze oder die Handlung übe; das Subject, welches besitzt oder thut, ist das Object des so gebildeten Verbums: *ikau naha-tiroh aku* du sagst-schlafen mich, d. h. dafs ich ein (Lang-) Schläfer sei, oder einfach: dafs ich schlafe; *ạla ikau naha-tulas iạ* nicht du nenne-grausam ihn; *ikau naha-murah gavi toh* du nennst-leicht Arbeit diese. — Auch von diesen Formen können durch vorgesetztes *i* Passiva gebildet werden.

Dies wird genügen, um ein Bild von der Wirksamkeit der Präfixe im Polynesischen zu geben, auf denen im Verein mit Verdoppelung die Wortbildung in diesen Sprachen beruht. Durch einen regelmäfsigen Lautwandel im Anlaut wird auch das Präfix in engere Verbindung mit dem Stamme gebracht, und durch Wandel des Auslauts selbst die volle Verdoppelung vor dem Zerfallen geschützt. So entstehen lautlich wohllautende Formen, denen nur der innere formale Sinn fehlt. Am wenigsten läfst sich sagen, dafs jene Präfixe Verba bildeten. Denn da sie nicht persönlich flectirt werden, sondern durchaus unverändert bleiben, so könnte man sie nur als Participia, genauer genommen, nur als transitive oder intransitive Adjectiva ansehen. Man braucht aber diese Formen nur mit dem Demonstrativum oder Artikel *tạ* zu verbinden, um die Bedeutung eines Infinitivs oder vielmehr eines abstracten Substantivs zu haben: *manandžoṅ tạ* das Gehen, *mam-besaitạ* das Rudern. Welche feine Unterschiede aber hierbei ihren Ausdruck finden, mag wenigstens an einem Beispiele gezeigt werden: von *dirit* Schramme, entsteht durch präfigirtes *ba* ein Adjectivum oder Participium, *badirit* mit Schramme, eine Schramme habend, gekratzt, im neutralen Sinne, einen Zustand andeutend; durch präfigirtes *pa* wird dieser Zustand dargestellt als Folge eines zufälligen Geschehens, wenn man z. B. hinzufügt, wodurch oder woran man sich zufällig geritzt habe; durch *in* endlich wird das Passivum eines absichtlichen Thuns dargestellt: *indirit* gekratzt, z. B. von einer sich wehrenden Katze; ebenso *ba-lihi* zurückgeblieben, liegen geblieben, vergessen [als Neutrum],

aber *i-lihi* als Passivum: absichtlich zurückgelassen: verlassen.

Wir kommen nun zum Satzbau. Die Stellung der Wörter ist im Dajackischen noch in völliger Freiheit. Das Wort, auf welchem der Nachdruck ruht, tritt möglichst weit nach vorn. Die Stellung hat hier wesentlich nur rhetorische, nicht grammatische Bedeutung. Gewöhnlich aber steht das Subject vor, das Object hinter dem Verbum. Die Eigenschaft steht gewöhnlich hinter dem Substanzwort, sei sie nun Attribut oder Prädicat; mit Nachdruck tritt sie in beiden Fällen vor. Die Copula bleibt unbezeichnet. Der Genitiv steht ohne Zeichen hinter dem regierenden Worte; dieses aber erhält, wenn es auf einen Vocal endet, regelmäſsig hinten ein *n*: *huma* Haus, *olo ta̤* der Mensch, *human olo-ta̤* das Haus des Menschen. Dieses *n* ist wohl eine Abkürzung von *ain* Eigenthum, welches vollständig auftritt, wenn das regierende Wort auf einen Consonanten endet, und des Nachdrucks wegen selbst nach Vocalen. Also auch hier voller Materialismus ohne Form.

Daſs es keine Copula gibt, ist schon erwähnt. Dagegen wird das nachgestellte Attribut, wo die Deutlichkeit es erfordert, durch das eingeschobene Relativum *idža̤* bezeichnet: *arut ta̤ hai* das Boot (ist) groſs, *hai arut ta̤* groſs (ist) das Boot; *arut hai ta̤* das groſse Boot; *arut hai* ein groſses Boot; *arut idža̤ hai* ein groſses Boot, und das groſse Boot, eigentlich: Boot welches groſs; bestimmter ist *arut idža̤ hai ta̤* das groſse Boot.

Das Pronomen possessivum wird suffigirt: *-ku, ṅku* mein und unser, *-m* dein, euer, *-e* sein, ihr. Es verbindet sich auch mit den Präpositionen und Conjunctionen: *avi-ku, avi-m, avi-e* durch mich, durch dich, durch ihn. *Avie* heiſst auch: weil er; *metoh-ku* während ich. Das Possessiv-Suffix tritt aber unmittelbar an die Passiva, um die bewirkende Person auszudrücken: *ia̤ in-dohop-ku* er ist geholfen durch mich; *i-mukul-m ia̤* geschlagen durch dich (ist) er. Das Suffix der 3. Person *e* hat auch objectiven Sinn: *aku džari ma-mukul-e* ich habe (*džari* bereits, Zeichen der Vergangenheit) geschlagen ihn.

Der Besitz kann aber bei den Fürwörtern auch durch das Genitiv-Zeichen *ain* Eigenthum, ausgedrückt werden, und zwar so, daſs im Singular an *ain* die Pronominal-Suffixe treten:

aiṅku mein, eigentlich mein Eigenthum, *aim* dein, *ai* oder *ayne* sein. Im Plural und Dual — denn im Pronomen hat das Dajackische drei Numeri — tritt *ain* vor die vollen Pronomina, d. h. diese stehen im Genitiv, und das Besessene ist das regierende Nomen; oder vielmehr umgekehrt: unser Genitiv-Verhältnifs wird im Dajackischen als Besitz also materiell aufgefafst.

Das Possessiv-Suffix der 3. Person *e* kann anstatt des *ain* den Genitiv umschreiben: das Haus meines Oheims *huma-e ama-ku,* eigentlich: sein Haus mein Oheim. Diese Weise ist also noch sehr verschieden von der deutschen Wendung: meinem Oheim sein Haus.

Durch die Präfixe wird, wie wir gesehen haben, höchstens dies bewirkt, dafs die eigentlichen Stoff-Wörter in zwei Classen getheilt werden, in Substanzwörter und Accidenswörter. Durch die Nebeneinanderstellung beider, ohne jede Copula oder Flexion, entsteht eine Rede, so zu sagen: ein Satz. Das Verbum hat weder Personal-, noch Temporal-, noch Modal-Flexion. Hier ist nichts von Synthesis, nichts von Form. Infinitiv, finite Form, Particip, alles fällt wesentlich zusammen; die gemachten Unterschiede sind materiell und ersetzen nur beiläufig so manches, wie wir schon oben (S. 162 f. 166. 168) gesehen haben. Diese unbestimmte, formlose Anschauungsweise, die nur auf den Stoff sieht, liebt die substantielle Auffassung, daher denn im Dajackischen das Substantivum eine so bedeutende Rolle im Satzbau spielt, so sehr das Dasein des Verbums verdrängt, wie man es wohl nicht leicht vermuthet haben würde.

Es wird nämlich das Prädicat zum Substantivum gemacht und zugleich zum Subject, das eigentliche Subject wird Genitiv. Dazu mag man sich dann „ist“ hinzudenken; dieses fehlt ja aber immer. Diese Umwandlung hat zwar stets eine Ursache; aber solche Ursachen kommen häufig vor, und — was das Bedeutendste ist — sie würden niemals so alle verbale Thätigkeit zerstören können, wenn überhaupt ein Gefühl für die durch das Verbum bewirkte prädicative Synthesis vorhanden wäre. Man sagt also: *kutoh ka-halap-e arut-m* sehr seine-Schönheit dein-Boot, sehr die Schönheit deines Bootes, d. h. dein Boot ist sehr schön. Es ist klar, dafs hier durch die substantivische Wendung der Begriff der Schönheit hervorge-

hoben werden soll. Aehnlich sind folgende Sätze: er läuft sehr schnell: *Lalehan kalias-e ha-dari* ungemein seine Schnelligkeit laufend, im Lauf, oder *lalehan kalias dari-e* ungemein die Schnelligkeit seines Laufs; er gibt mir sehr viel: *ia̤ ma-neṅga aku kutoh kara-e* er gibt mir sehr seine Vielheit; *sampai manaṅgis ia̤ avi kasaṅgit-e* bis (zum) Weinen er durch seinen Zorn d. h. er zürnte bis zum Weinen. Sieht man aber diese Sätze genau an, so mufs man sich doch sagen, dafs hier unter Nachdruck, Hervorhebung etwas Anderes verstanden wird, als was wir darunter zu verstehen pflegen; oder, genauer ausgedrückt, durch die auszeichnende Verwandlung des Attributs in eine Substanz wird nicht, wie bei uns durch Betonung und Stellung geschieht, der Begriff dieses Attributs, an sich unverändert, im Verhältnifs zu den andern Begriffen, mit denen er verbunden ist, blofs in ein helleres Licht gestellt, weil er uns der wichtigere, bedeutsamere ist; sondern im Dajackischen wird durch jenen Procefs der Inhalt des Begriffs selbst vermehrt, verstärkt. Bei uns sind Hervorhebung und Verstärkung des Inhalts eines Begriffs zweierlei; im Dajackischen fallen beide zusammen, so dafs erstere nur ein Mittel für letztere ist. Und so werden wir hier, wo wir am ehesten Formalismus erwarten durften, an die Wiederholung und Verdoppelung erinnert, welche in gleicher Weise den Inhalt verstärken.

Beispiele, wo die Thätigkeit zur Substanz wird: er bittet mich sehr: *paham laku-e intu aku* sehr sein Bitten an mich; er wiederholt oft seine Erzählung: *kindžap ulaṅ-e sarita-e* oft ihr Wiederholen seine Erzählung; das *e* nach *ulaṅ* wiederholen ist objectiv und vertritt Erzählung; *pahalau gia-e katil avi-m* zu sehr ihr-Geschoben-Sein (oder ihr Schieben, Schieben derselben) Bank durch-dich d. h. du hast die Bank zu sehr auf die Seite geschoben. *aku toh timben puno-ku* ich dieser tief mein-Stechen, d. h. ich pflege tief zu stechen. *Ombet isek-m rear, terai, džaton guna-e* genug dein-Bitten Geld (du hast oft genug um Geld gebeten) hör' auf, nicht sein-Nutzen (es hilft nichts). *Narai teṅga-e aka-m*? was sein-Geben an-dich? was hat er dir gegeben? *Benaṅ dua̤ toh, idža̤-kve ka-nahuaṅm* Zeuge zwei diese, welches deine Begierde? welches von diesen zwei Zeugen willst du? *aku džaton maṅgat tiroh-ku alem toh* ich nicht gut mein-Schlafen Nacht diese; *Arut toh arut*

intih-e Boot dieses (das) Boot seiner-Wahl d. h. dieses Boot hat er gewählt.

Noch auffallender vielleicht für uns und noch materieller ist es, daſs Beziehungen substantivirt werden: *ia̤ maneṅga tikas-e telo džampal* er gibt seine Gränze drei Gulden d. h. er gibt nicht mehr als (höchstens) drei Gulden; *ikau a̤ka teṅgaṅku* du (bist der) Platz meines Gebens, oder *ikau a̤kaku maneṅga* du (bist) mein Platz des Gebens, d. h. dir habe ich es gegeben.

Derjenige Proceſs, in welchem diese Materialität am wenigsten hervortritt, ist die einfache Verbindung des Substantivs oder Pronomens als Subject mit einer Verbalform. Aber gerade diese Redeweise ist weniger beliebt als die passive Wendung, wobei das reale Subject in sinnfälligerer Weise als wirkend hingestellt wird. Diese Neigung zum Passivum geht gelegentlich bis zum Unsinn: *andi-m handak imukul-ku* dein Bruder will geschlagen werden von mir (eigentl. mein Geschlagenwerden) d. h. ich will deinen Bruder schlagen. Dabei ist aber noch zu bemerken, daſs die Constructionsweise des Passivums klar beweist, daſs dasselbe ein Substantivum ist; denn die wirkende Person oder Sache wird zwar zuweilen durch die Präposition *avi* „durch“ mit der Handlung verbunden; meist aber wird das Substantivum bloſs hingestellt, und das Pronomen wird suffigirt. Letzteres aber ist Possessivum, also ist auch jenes Substantivum im Genitiv zu denken; z. B. *yaku imukul avi-e* ich geschlagen durch-ihn, aber gewöhnlich *yaku imukul e* ich sein Geschlagener, *yaku imukul olo* ich Geschlagener (der) Leute, d. h. ich bin von den Leuten geschlagen. — Besonders die Verba sentiendi werden passivisch gewendet: *iṅga̤ra̤-ku ia̤ tatau, toh hiniṅ-ku ia̤ pa̤ha̤* mein Gedachtes (ich dachte, daſs) er reich, nun mein Gehörtes (höre ich, daſs) er arm; *tawaṅ-ku ia̤ džari indohop-m* mein Gewuſstes (ich weiſs, daſs) er schon (*džari* ist Zeichen der Vergangenheit) dein Geholfener (von dir geholfen).

Sehen wir so ein entschiedenes Vorherrschen der Kategorie der Substanz in der Anschauungsweise des Dajacken, so kommt es freilich auch andererseits vor, daſs Manches in das Reich des Attributs und des Verbums, so weit hier noch vom Verbum die Rede sein kann, gezogen wird, was wiederum nicht hinein gehört. Wir sind schon solchen Fällen begegnet (S. 165 f.). Hier noch Einiges der Art.

Dafs es an Adjectiven wie golden, hölzern u. s. w. fehlt, kommt in vielen Sprachen vor; und so ist es auch im Dajackischen. Die Weise aber, diesen Mangel zu ersetzen, ist eigenthümlich. Wo es angeht, wird eben nur der Stoff, aus dem ein Ding besteht, hinter dasselbe gesetzt, aber ohne genitivisches *n*: *tisin bulau* Ring (von) Gold; *huma papan* ist ein Bretter-Haus, d. h. eins von Brettern; dagegen *human papan* eins für Aufbewahrung der Bretter. Soll nun gesagt werden: goldene Ringe, seidene Kleider machen, so bedient man sich folgender Wendung: *ia̤ manampa bulau indu tisin* er macht Gold zu Ring. Solche Dinge aber tragen, gebrauchen: *ia̤ ha-tisin bulau* er (ist) beringt (oder Ring habend) Gold.

Bemerkenswerther sind folgende Fälle, die zunächst aus dem Mangel an Gefühl für die wahre verbale Kraft entspringen, dann aber rückwirkend diesen Mangel noch befestigen; indem nämlich zuerst selbst das, was als Ersatz gelten kann, auf falsche Wege geleitet wird, an falschem Orte geltend gemacht wird, erstickt sie völlig auch jeden Trieb an der rechten Stelle. Da nämlich die Processe, welche das Verbum bilden oder vor dem Substantiv auszeichnen sollen, bequem an jeder Stammform vorzunehmen sind, da sie auch niemals rein verbale Form verleihen, sondern allemal noch den Inhalt des Begriffs selbst afficiren, so werden sie auch auf Adverbia angewendet, die ja auch attributiven Inhalts sind. So wird aus *paham* sehr, durch das Präfix *ma* ein Verbum *mamaham* sehr machen. Was ein solcher Wandel auf sich hat, geht aus den oben (S. 168) gegebenen Beispielen des Gebrauchs dieses *ma* hervor. Wie vage und doch materiell der Sinn des *ma* ist, zeigt z. B. *pati* Kiste, *ma-mati* eine Kiste machen für etwas, etwas in eine Kiste legen; *tatamba* Arznei, *manatamba* Arznei geben, ärztlich behandeln; *džoho* Suppe, *mandžoho* etwas zur Suppe kochen. Haben wir nun das Adverb ebenso zum Verbum gemacht, so geht darüber das eigentliche Verbum verloren: *ia̤ mamaham pukul anake* er macht-heftig das Schlagen (oder Geschlagen-werden) seines Kindes, d. h. er schlägt es tüchtig. Auch hierbei können Feinheiten vorkommen: *ia̤ mampalepah kuman bua* er vollendet das Essen der Früchte, d. h. ifst fertig, ohne sich stören zu lassen, bis er genug hat;

ia kuman mampalepah bua er ifst vollendet die Früchte, d. h. er ifst alle Früchte auf.

Zum Schlufs noch einige Bemerkungen über das Wort als Ausdruck der Vorstellung im Dajackischen. Die Homonymie, nämlich die Erscheinung, dafs dasselbe Wort mehrere, von einander völlig verschiedene Bedeutungen hat, — eine Erscheinung, die in den einsylbigen Sprachen, besonders aber im Chinesischen, so hervorstechend ist — findet sich im Dajackischen so wenig, wie nur irgendwo. Wenn wir nun sahen, dafs der Chinese zum einsylbigen Verbum transitivum immer noch das Object hinzufügt, so konnte man meinen, er thue das, um dadurch zur Zwei- oder Mehrsylbigkeit zu gelangen, weil die einsylbige Wurzel allein nicht verständlich sein kann. Das ist auch wohl nicht falsch, aber vielleicht noch nicht einmal ganz richtig, und am wenigsten wird dadurch die Sache in ihrem wahren Wesen gefafst. Man mufs festhalten: der Chinese würde die Wurzeln nicht gruppiren, wären in seinem Bewufstsein nicht die Vorstellungen combinirt. Weil der Chinese niemals tödten denkt ohne etwas Getödtetes, nicht lesen ohne etwas Gelesenes, nicht essen und trinken ohne eine Speise und Getränk u. s. w.: darum gruppirt er seine Wurzeln, und diese Gruppen bilden insofern je ein Wort, als die combinirten Vorstellungen je einen Begriff repräsentiren. Combinirte Vorstellung ist aber wiederum insofern nicht der rechte Ausdruck, als dieser den Schein erregt, als wären die Elemente der Combination streng gesondert. Das sind sie eben noch nicht; die ursprünglichen Elemente der Gesammt-Anschauung sind noch nicht durch Analyse und darauf erfolgte Bearbeitung jedes einzelnen Elements zu besondern Gegenständen des Bewufstseins geworden. Solche Analyse und Bearbeitung liegt eben erst in der strengen Sonderung und eigenthümlichen Formung der Redetheile. So lange diese nicht vollzogen ist, leben im Bewufstsein immer noch mehr die Gesammt-Anschauungen, als die durch Analyse daraus gebildeten einzelnen Vorstellungen. Letztere treten noch nicht als die eigentlich herrschenden Mächte im Bewufstsein auf; sie haben gewissermafsen noch eine materielle Schwerkraft in sich, vermöge deren sie ihren Gleichgewichtspunkt erst im Verein mit einander finden. Sie schweben noch nicht frei, sondern fallen einander zu; ja sie haben ihren wah-

ren Schwerpunkt noch nicht in sich, sondern draufsen in der Realität, deren Bild sind.

Daher zeigt sich jene Unfähigkeit, Thätigkeiten absolut hinzustellen ohne bestimmtes Object, nicht nur in den einsylbigen Sprachen, sondern eben so sehr im Dajackischen — und mehr oder weniger in allen formlosen Sprachen. Wir sagen von einem abhängigen Menschen: er dient. Das Volk hat dafür noch sinnliche Ausdrücke: nicht seinen eigenen Rock tragen, nicht den Fuſs unter dem eigenen Tische haben. Aehnlich der Dajacke: *ią džaton kuman bari ai, ią manempo olo* (er) nicht iſst Reis eigenen, er dient Menschen. Wir sagen absolut „sehen", um die Kraft und Thätigkeit des Auges auszudrücken; der Dajacke: *džaton tau mitą talo*? nicht kannst (du, kannst du nicht) sehen Dinge? Ich habe zu ihm geschickt: *aku džari manyoho olo tańgoh ią* ich habe geschickt Leute zu ihm. Pflanzen: *ią mimbul bawak talo hoń palakana-e* er pflanzt Saamen-Dinge in seinem Garten. Eben so sagt man im Dajackischen im Passivum nie absolut: er ist geschlagen, gestohlen, sondern fügt immer hinzu: durch Menschen. Man bezeichnet gewöhnlich die Gefühle nicht kurzweg, sondern fügt hinzu: sein Herz; statt: er freut sich sehr: groſs die Freude seines Herzens. Eben so *ią bembań atąi-e* er zweifelt sein Herz. Dem analog sind auch folgende Wendungen: *ią sala leńgą-e* er unrecht seine Hand, d. h. er stiehlt oft; *ią papa totok-e* er böse sein Mund, d. h. er schilt oft. Wir sagen absolut: der Dampf; dafür Dajackisch: *paus talo* Ausdünstung der Dinge.

Das Wort *talo*, Dinge, muſs auch unser „es" und die Impersonalia umschreiben: *talo džari kaput* die Dinge bereits dunkel, es ist dunkel; *talo sadińgen* es ist kühl.

Mit dieser Sinnlichkeit des Bewuſstseins steht denn auch die Fülle der Synoyme im Zusammenhange. Man sagt z. B. *menter* ausgestreckt liegen (von Menschen und Thieren); *mahińkep* auf dem Bauche, Gesichte liegen (auch von Sachen, die eine Oeffnung haben, wie Topf, Kahn); *mantańga, tatańgai* auf dem Rücken liegen; *marińkir* auf der Seite liegen; *lalatus* groſs daliegen (Büffel, groſser Haufe Reis), entgegengesetzt *lalantoń* klein daliegen, *babereń* lang daliegen, *lalegąh* hoch und aufrecht liegen (ein Faſs, hohe Kiste). Ebenso gibt es

gegen zwanzig Wörter für „schlagen": jenachdem es mit dünnem oder dickem Holze, sanft, von oben nach unten oder horizontal oder von unten nach oben, mit der Hand, mit der Faust, mit der flachen Hand, mit einer Keule, mit der scharfen Kante, mit der Fläche geschieht, etwas gegen etwas, mit einem Hammer, etwas wie Nägel eingeschlagen wird.

IV. Die altaischen Sprachen.

In dem ungeheuren Länderstrich vom ochotskischen und japanischen Meerbusen im äufsersten Osten Asiens, zwischen dem Eismeere und dem daurischen und Altai-Gebirge hin bis zum Ural und der Volga und nach Europa hinein, nach Finnland und Lappland; und in südlicherer Linie von der Mandschurei durch die Mongolei, Turkestan, die Bucharei und Tatarei bis nach Constantinopel wohnen oder wandern Volksstämme, deren Sprachen wir von einem umfassenden Gesichtspunkte aus wohl zu einer Einheit unter dem Namen der altaischen Sprachen zusammenfassen dürfen. Auch die Sprachen der Ehsten, Liven und, am meisten nach Süd-West vorgerückt, der Magyaren gehören hierher. In Bezug auf das lautliche Material, welches die Begriffe und Verhältnisse bezeichnet, weichen sie zum Theil sehr von einander ab; aber das Princip welches sowohl im Innern die Bedeutung bildet, als auch äufserlich die Lautgestalt und das Alphabet beherrscht, ist bei Tungusen und Osmanen, bei Mongolen, Samojeden, Finnen und Magyaren wesentlich dasselbe.

Die östlichsten Glieder dieser Sprach-Familien, das Tungusische und Mongolische, mögen theils schon ursprünglich den Keim, der in ihrem Principe lag, am wenigsten entwickelt haben, theils sind sie auch schon herabgekommen und haben verloren, was sie ehemals besessen hatten; und gelegentlich haben sie sogar andrerseits noch Leben genug, sich wieder Neues zu schaffen.

Diese Sprachen sind reich an höchst symphonisch gebauten Wortformen, und sie würden zu den vollendetsten Sprachen zu zählen sein, wenn die Zunge die Sprache machen könnte. Es ist aber der Geist, der die Sprache schafft; und da jenen Völkern der echte Sprachgeist fehlt, so schafft ihre

Zunge zwar Reichthum und Wohllaut der Lautgebilde, denen aber der formale Sinn abgeht. Sie sind die eigentlichen Sprachen des Klanges, des Scheines.

Wir wählen hier als Vertreter jener weitverzweigten Sprachclasse die jakutische Sprache, weil für sie das sicherste Material vorliegt in der vortrefflichen Grammatik von Böhtlingk, und weil die türkisch-tatarischen Sprachen, zu denen das Jakutische gehört, wohl in jeder Beziehung die Mitte halten zwischen dem Mandschu und dem Mongolischen einerseits und den finnischen Sprachen andererseits.

Der Stamm enthält den Begriff; alle Modificationen und Beziehungen desselben werden nur durch Suffixe bezeichnet, welche in den meisten altaischen Sprachen an den unveränderten Stamm treten. Die altaischen Sprachen kennen keinen andern Bildungs-Proceſs als Suffigirung, welche allerdings in einem Theile jener Sprachen mit mannichfachen phonetischen Processen verbunden ist, und im Jakutischen den Stamm noch weiter als bloſs im Auslaut abändert.

Abgesehen davon, daſs die consonantischen Anlaute der Suffixe und die vocalischen und consonantischen Auslaute der Stämme sich vor- und rückwärts bald anähnlichen, bald angleichen, wie es in der Natur der Laute liegt und auch in den sanskritischen Sprachen vorkommt, herrscht in jenen Sprachen noch ein eigenthümliches Gesetz der Vocalharmonie, welches auch den Vocal des Suffixes und der zweiten Stammsylbe dem der ersten Stammsylbe anähnlicht — in vorschreitender Assimilation. Dieses Gesetz ist im Allgemeinen darzustellen. Wir beschränken uns aber hier auf das Jakutische.

Es gibt nämlich hier acht Vocale, die lang und kurz sein können: *a*, *a̤*, *o*, *o̤* *i̲*, *i*, *u*, *ṳ*. Der Vokal *i̲* ist den tatarischen und sibirischen Sprachen eigenthümlich; nur die slavischen Sprachen, obwohl durchaus zum sanskritischen Stamme gehörig, haben ihn ebenfalls. Er ist ein *i*, welches mehr im Hintergrunde des Mundes gesprochen wird, also weniger palatal, wie unser *i*, als vielmehr guttural. Die Zungenspitze biegt sich nämlich beim *i̲* tief nach unten, indem sich die hintere Zunge hebt. Der Engländer hat, wie er in *will* ein slavisches hartes *l* spricht, in solchen Wörtern auch jenes dumpfere,

härtere *i̯*. Auch wir Deutschen sind in gewissen Fällen geneigt das *i* zu verdumpfen. Wir sprechen leicht das *i* in *bin* anders als in *dir*, weil bei *dir* die Zunge, des *d* wegen, an den obern Zähnen liegt, bei *bin* aber, des *b* wegen, an den untern, wobei sie leicht etwas tiefer fällt, als nöthig ist.

Diese acht Vocale zerfallen in doppelter und sich kreuzender Beziehung in je zwei, also zusammen in vier Classen. Sie sind nämlich erstens theils schwer: *a*, *a̤*, *o*, *o̤*, theils leicht: *i̯*, *i*, *u*, *ṳ*; und zweitens theils hart: *a*, *o*, *i̯*, *u*, theils weich: *a̤*, *ö*, *i*, *ṳ*.

Ist nun der erste Vocal des Stammes hart, so sind auch die Vocale der folgenden Sylben dieses Wortes hart; ist er weich, so sind auch alle folgenden Vocale in diesem Worte weich, obwohl durch Consonanten von einander getrennt. Zweitens aber kann nach einem harten Vocal in den folgenden Sylben desselben Wortes nicht jeder harte Vocal stehen; sondern, da jeder harte Vocal doch auch entweder schwer oder leicht ist, so macht sich hier weiter das Gesetz geltend, daſs auf einen schweren harten Vocal zwar derselbe harte Vocal noch einmal, sonst aber nur ein leichter harter folgen darf, und auf einen leichten harten, wenn nicht geradezu derselbe Vocal folgt, nur ein schwerer harter. Und eben so ist auch der weiche Vocal entweder schwer oder leicht, und wenn nicht derselbe Vocal wiederum folgt, kann auf den schweren weichen nur ein leichter weicher, auf diesen nur jener folgen. Ja noch gröſser ist die Beschränkung. Es besteht nämlich ein Verhältniſs der Analogie zwischen den schweren und den leichten Vocalen, vermöge deren je einem schweren Vocal ein bestimmter leichter entspricht: dem *a* folgt *i̯*, dem *a̤* — *i*, dem *o* — *u*, dem *o̤* — *ṳ*; umgekehrt aber folgt dem *i̯* und dem *u* nur *a*, dem *o̤* und dem *ṳ* nur *a̤*. Es kann also in einer unmittelbar darauf folgenden Sylbe

nach *a* nur *a* oder *i̯* stehen,
- *o* - *o* - *u*,
- *i̯* - *i̯* - *a*,
- *u* - *u* - *a*,
- *a̤* - *a̤* - *i*,

nach *o̤* nur *o̤* oder *ṳ*,
- *i* - *i* - *a̤*,
- *ṳ* - *ṳ* - *a̤*.

Hat also ein Wort in der ersten Sylbe *a*, *a̤*, *i̱* oder *i*, so kann das Wort, und wenn es auch achtsylbig ist, nur einen Wechsel von zwei Vocalen haben; denn auf *a* folgt nur *i* und auf dieses nur *a*. Ist ein *u* oder *ṳ* in der ersten Sylbe, so können drei Vocale erscheinen; denn auf *u*, *ṳ* kann *a*, *a̤* und auf dieses *i̱*, *i* folgen. Ein *o* oder *o̤* in der ersten Sylbe erlaubt den Wechsel von vier Vocalen; denn auf *o*, *o̤* kann *u*, *ṳ*, auf dieses *a*, *a̤*, auf dieses *i̱*, *i* folgen.

Damit sich nun dasselbe Suffix an jedes beliebige Wort anschliefsen könne, darf die Bedeutung desselben, abgesehen von seinem consonantischen Elemente, nur insofern durch den Vocal getragen werden, als es entweder die schweren Vocale *a*, *a̤*, *o*, *o̤* oder die leichten *i̱*, *i*, *u*, *ṳ* hat; aber jedes hat entweder jene vier, oder diese vier Vocale zugleich; jedes also erscheint vocalisch in vierfacher Gestalt; z. B. das Plural-Suffix besteht aus der Consonanten-Verbindung *l-r* mit inlautendem schweren Vocal, z. B. *aχa-lar* Väter, *a̤sa̤-la̤r* Bären, *oχo-lor* Kinder, *do̤ro̤-lo̤r* Nasenriemen. Und so sind denn auch zwei blofs vocalische Suffixe von durchaus verschiedener Bedeutung möglich, *a*, *a̤*, *o*, *o̤* und *i̱*, *i*, *u*, *ṳ*; und *bat*, *ba̤t*, *bot* *bo̤t* ist verschieden von *bi̱t*, *bit*, *but*, *bṳt*.

Das dargelegte Gesetz der Vocalharmonie ist nicht in allen altaischen Sprachen so streng und eng entwickelt, wie im Jakutischen; aber die Eintheilung in harte und weiche Vocale und das Gesetz, dafs ein Wort nur entweder harte oder weiche Vocale haben kann, und nicht mit beiden abwechseln darf, geht durch alle jene Sprachen hindurch.

Dieses Gesetz beruht aber durchaus nicht auf einer Forderung, die allgemein aus der Natur der menschlichen Sprache flösse. Es liegt in ihm nicht eine weise Selbstbeschränkung, sondern geistige Trägheit. Alle vorschreitende Assimilation (s. meine Abh. über Assimilation und Attraction in der Zeitschrift f. Völkerpsychol. und Sprachw. S. 126) ist weniger organisch, als die rückschreitende; denn diese ist Erfolg der Lebendigkeit des vorausgreifenden Geistes, jene bekundet blofs

die Trägheit der vom Geiste nicht beherrschten Organe, also zugleich geistige Schlaffheit.

Wir wissen schon, wie offenbare Schwächen der Sprachen von ihnen dennoch durch die Verwendung werthvoll gemacht werden können. So haben nun auch die altaischen Sprachen aus ihrer Trägheit den Vortheil zu ziehen gewufst, das Affix in der kenntlichsten Weise als abhängig vom Stamme zu stempeln. So leicht aber läfst sich das Krumme nicht gerade biegen, und aus Trägheit nicht Gewinn ziehen. Eine solche Abhängigkeit, dafs das Suffix nicht einmal als lebendiges Sprach-Element seinen bestimmten Vocal hätte, liegt nicht in der Natur des Affixes; und am wenigsten steht es so zum Stamme, dafs es sich von diesem sein Wesen und also seine Gestalt dictiren zu lassen hätte. Auch liegt es nicht in der Natur und Bestimmung des Vocals, der als eigentliche Vitalität die Consonanten durchdringen soll, sich so als Kleister, um das Suffix mit dem Stamme zu verbinden, verwenden zu lassen. Der blofs euphonisch eingeschobene Bindevocal erfüllt gerade nur seine lautliche Bestimmung, den starren Consonanten flüssig, fügsam zu machen; die altaische Vocal-Eintönigkeit beschränkt seine Wirksamkeit und setzt sie in ganz singulärer Weise herab. Uebrigens kennen die altaischen Sprachen auch die Anwendung der Bindevocale und verwenden dazu die leichten Vocale *i̱, i, u, y̤.*

Aber auch die Verbindung der Consonanten mit den Vocalen ist beschränkt. So kann im Jakutischen im Anfang des Wortes *k* niemals einen harten schweren Vocal *a, o,* nach sich haben; es beginnt also kein Wort mit *ka, ko.* Dagegen kann nach beginnendem *χ́* nur *a* oder *o* stehen. Ein schliefsendes *k* kann nur einen leichten Vocal *i̱, i, u, y̤,* vor sich haben; es kann also kein Wort auf *ak* enden; in einem Worte mit harten Vocalen kann nur das harte *l*, in einem mit weichen nur das weiche *l* vorkommen, u. s. w.

Die Suffixe schliefsen sich an die nicht weiter aufzulösenden Stämme an, die uns als Wurzeln gelten müssen, aber nur zum geringen Theile einsylbig sind, während umgekehrt manche einsylbigen aus zwei Sylben contrahirt sind. Die Suffixe bilden Eigenschafts- und Substanzwörter aus Thätigkeiten, De-

minutiva von Substanzen und Eigenschaften (z. B. schwärzlich), aus Thätigkeitswörtern Nomina actionis, agentis, instrumenti, u. s. w. Einige Adjectiv-Bildungen aus substantivischen Stämmen sind merkwürdig. Nämlich das Suffix *-lāχ* bildet Adjectiva, welche bedeuten: versehen mit dem, was der Stamm aussagt, und *-msaχ* ihm ergeben, Freund davon: *oχo-lōχ* mit Kindern versehen, *oχo-msōχ* Kinderfreund, *kiargạ-msik* Putz liebend. Das Suff. *-sịt* bildet Nomina mit der Bedeutung: sich beschäftigend mit dem, was der Stamm sagt: *atī* Waare, *atī-sịt* Kaufmann; *ayị* Schöpfung, *ayị-sịt* Schöpfer; *taṅara* Gott, *taṅara-sịt* gottesfürchtig; *kọmụs* Silber, *kọmụtš-tšụt* Silber-Arbeiter, *timir-džit* Eisen-Schmied.

Aus den Verbal-Stämmen werden durch Suffixe Passiva, Reflexiva, Causativa, Cooperativa und Reciproca gebildet; ferner Intensiva, welche bedeuten, daſs eine Handlung in gesteigertem Maſse stattfinde, oder ununterbrochen fortdauere, oder an vielen Objecten, oder von vielen Subjecten zu gleicher Zeit vollzogen werde: *arar* in zwei Theile theilen, *arartā* in mehrere Theile theilen; *χayịt* spalten, *χayịtalā* in kleine Stücke spalten; *tobul* durchschlagen, *tobulut* an mehreren Stellen durchschlagen. Man unterscheidet zwischen: ich habe beide Hasen getödtet (*ọlọr-dụm*) und: ich habe sie mit einem Male getödtet *ọlọr-tọ-tụm*; ich habe viel Volk gespeist, etwa in meinem Leben: *asā-tịm*; aber Viele zugleich gespeist: *asā-talā-tịm*. Properativa: *asā-baχtā* sich beeilen zu essen. — Dann werden Verba von Substanzen gebildet: Jemanden versehen mit —, treiben —, fangen —, in — verwandeln, mit — fangen; z. B. *džiạ* Haus, *džiạlạ* mit einem Hause versehen, d. h. verheirathen; *bā* Zwang, *bālā* zwingen; *muṅχa-la* mit einem Fischernetz fangen; *oton-no* Beeren einsammeln, u. s. w. — Inchoativa: *kīs* böse, *kịsịr* böse werden; *āt* Name, *ātīr* berühmt werden; *tịal* Wind, *tịalịr* wehen; *saṅa* Geschrei, *saṅar* schreien; und mit einem andern Affix: *aṅa* offen, *aṅai* sich öffnen; *sīt* Geruch, *sịtịi* verfaulen; *bas* Kopf, *basịi* Kopf werden, überwinden; — andere merkwürdige Bildungen: *at* Pferd, *atta* jemanden mit einem Pferde versehen, *attan* in den Besitz eines Pferdes gelangen, dann überhaupt: sich auf den Weg machen, aufbrechen; *atār* jemanden abfertigen; *subu* nach einander, *subui* sich abwickeln, *suburui* sich in gerader Linie

hinziehen; *sugui* sich auf die Kniee stellen, *sugut* die Kniee beugen, *sugun* auf die Kniee fallen, *sugurui* sich auf ein Knie niederlassen; *χargi* Untiefe, *χargita* auf eine Untiefe gerathen; *balya* Zeichen, *balyata* bemerken.

Solche Ableitungen scheinen mir wenig Form-Sinn zu beweisen. Es wird hier zu viel in die Ableitung gezogen, was Inhalt besonderer Vorstellungen ist. Die Beziehungen sind zu wenig allgemein, zu sehr besonders. Dadurch wird das Reich der Form nicht erweitert, sondern materialisirt.

Diese Affixe lassen sich nun auch noch mit einander combiniren, so daſs man z. B. im Osmanli-Türkisch aus der Wurzel *sev* lieben durch Combination der Suffixe für das Neutrum *in*, das Reciprocum *iš*, Causativum *dir*, das Negativum *me* und die Unmöglichkeit *eme* 36 Verbal-Stämme bilden kann, mit denen sich manche Sprachforscher sehr zu amüsiren scheinen; also z. B. *sev-iš* sich einander lieben, *sev-iš-dir* machen, daſs sie einander lieben, *sev-iš-dir-il* dahin gebracht werden, einander zu lieben, *sev-iš-dir-il-eme* nicht dazu gebracht werden können, einander zu lieben. Es ist kaum nöthig zu bemerken, daſs die Möglichkeit dieser Bildungen nicht auch die praktische Verwendung aller nach sich zieht.

Auſser diesen Suffixen, die den Proceſs der Wortbildung bewirken, gibt es noch andere, welche an diese antreten, um Casus, Tempora u. s. w. zu bezeichnen. Die Formen, welche bloſs ein Wortbildungs-Suffix, oder auch nicht einmal dieses in nachweisbarer Gestalt haben, mögen Grundformen heiſsen. Auch wenn ein Nomen noch das Plural-Affix, aber kein Casus-Zeichen hat, wollen wir es noch Grundform benennen, insofern es den Suffixen, welche die Beziehungen der Wörter in der Rede ausdrücken, zu Grunde liegt.

Die Grundform tritt in bestimmten Fällen in nackter und unveränderter Gestalt als Glied der Rede auf. Sie bildet nämlich bei Thätigkeiten die 2. Pers. Sing. des Imperativs; bei Substanzen aber hat sie eine mehrfache Anwendung. Sie steht erstlich regelmäſsig als Vocativ, auch als Subject der Rede, als handelndes Wesen überhaupt, als Besitzer eines Dinges, auch als Object, wenn es ein unbestimmtes Ding bezeichnet, kann endlich jeden Casus bezeichnen, was jetzt näher dargelegt werden soll.

Das Subject und die Eigenschaft, mag diese attributiv oder prädicativ beigefügt werden, erscheinen in der Grundform z. B. *džia̯ u̯rdu̯k* eig. Haus hoch, das Haus ist hoch*). Wenn, wie regelmäfsig geschieht, das attributive Adjectiv vor dem Substantiv steht, so bleibt es ohne Abwandlung, wenn auch letzteres Suffixe annimmt; also es congruirt nicht, noch findet überhaupt das attributive Verhältnifs einen besondern Ausdruck, abgesehen von dem durch die Stellung: *ulaχan džia̯-χa̯* grofs Haus-in, d. h. in einem grofsen Hause. — Auch Substanz-Wörter werden in der nackten Stammform als Attribut gebraucht, indem sie in genitivischem Sinne vor ein anderes Substanzwort, oder in adverbialem Sinne vor eine Eigenschaft oder Thätigkeit treten. Denn das allgemeine Stellungsgesetz ist dieses: das bestimmende Wort tritt vor das bestimmte, also regelmäfsig das Object vor das Verbum. Man sagt also: *i̯naχ* Kuh, *su̯o̯su̯* Hausvieh, *i̯naχ su̯o̯su̯* Kuh-Hausvieh, d. h. Rindvieh, und daran ein Suffix: *i̯naχ su̯o̯su̯-ga̯* dem Rindvieh; *toyon* Herr, *toyon kisi-ni* den Herr-Menschen (angesehenen Mann); *toyon aỹaχ-i̯* **) den Haupt-Becher; *oχo* Kind, *oχo tšorōn-u* den kleinen Becher; *bal̇ta* †) grofser eiserner Hammer, *bal̇ta tīs-ta̯r-im* ††) meine Hammer-Zähne, d. h. Backenzähne; *buom* Hindernifs, schwieriger Uebergang, *buom χār-i̯* den Hindernifs-Schnee, schwer zu passirenden Schnee; *tās χaya-lar-i̯* Berge (acc.) von Stein, Steinberge; *χārbayaχal-ga* Schnee Meer-in, in einem Meere von Schnee; *urasa džia̯-ga̯* Stange Haus-in, in einem Hause von Stangen; *orto bāi* Mitte reich, d. h. mittelmäfsig reich; *usuk sordōχ* Spitze unglücklich, überaus unglücklich; *ko̯ñu̯l džarbayan* (nach) Lust umherwandelnd; *alχas* Irrthum, aus Versehen; *a̯bi* Hinzufügung, *a̯bi surui* hinzu schreiben; *bu* und *ōl* dieser, so.

Als Object erscheint die Grundform bei Stoffnamen ohne Rücksicht auf ein bestimmtes Quantum, bei Gattungsnamen

---

*) Das Osmanische, der geistig entwickelteste türkische Dialekt hat aus einer Wurzel, welche ursprünglich stehen bedeutete, zwar noch keine wahre Copula, aber doch eine prädicative Partikel gebildet.

**) *ỹ* ist nasalirtes *y*, aber nicht *ny*.

†) *l̇* bedeutet das dicke slavische *l*, engl. *ll* in *will*.

††) *tar* ist das Plural-Affix *l-(a, a̯, o, o̯)-r*, dessen *l* nach *k, χ, t, p, s* zu *t* erstarrt.

ohne Rücksicht auf ein besonderes Individuum; z. B. *džia̤ oχus-tum* ein Haus ich habe gezimmert. Hierbei kommen Feinheiten zum Vorschein. Auf die Frage: was hast du gethan? wird z. B. geantwortet: *ū is-tim* Wasser ich habe getrunken; weil nämlich hier das Wesentliche in der ganzen Thätigkeit liegt, *ū* Wasser nur eine nähere und zwar unbestimmte Ergänzung bildet, so steht das Object in der unbestimmten Grundform. Lautete aber die Frage: was hast du getrunken? so würde in der Antwort der Nachdruck auf Wasser fallen, und man sagt mit dem Accusativ-Suffix: *ū-nu is-tim* Wasser habe ich getrunken; *a̤sa̤ kīs sī-r* Bär*) Zobel ifst, die Bären essen Zobel; *i̤naχ i̤-r* Kühe melkt er; *kulun tut-ar* er hält Füllen fest (von der Mutter ab, dafs sie nicht mehr saugen können). Zeitdauer wird ausgedrückt durch den Accusativ, aber auch durch die Grundform: *ṳs tṳo̤rt kṳn ayannā-n* drei vier Tag(e) gereist seiend; — statt des Dativs auf die Frage: wohin? *ṳra̤χ uṅuor tasār* Flusses Jenseits hinüberbringen, d. h. auf das jenseitige Ufer bringen; *o̤ro̤* Höhe, in die Höhe, flufsaufwärts, nach Süden, *o̤ro̤ ko̤r* in die Höhe sehen; *o̤ro̤ tard* hinaufziehen; auch auf die Frage: wo? *ōl dia̤kki* nach jener Seite hin, und: auf jener Seite; auf die Frage: wann? *kṳn taχsi̤ta* (bei) Sonnen-Aufgang; *sōl sayi̤n* (im) selben Sommer. Nach den Verben: nennen, halten für, machen zu, geben als, und ähnlichen steht das Prädicat in der Grundform.

Hieraus ergibt sich, dafs der Gebrauch der Grundform in der Rede von weiter Ausdehnung und häufiger Wiederkehr ist. Man könnte nun meinen, da sonst die Grundform mit Suffixen für acht objective Casus erscheint, dafs die nackte Grundform ebenfalls ein bestimmter, nur negativ charakterisirter Casus ist. Dagegen ist aber zu erinnern, dafs eine in ihrer Bedeutung so völlig unbestimmte Form aufhört eine Form zu sein. Sie beweist, dafs es dem Jakuten nur darauf ankommt, so zu sprechen, dafs das Verständnifs möglich ist. Das Verständnifs erfordert die Suffixe, d. h. auch um sich selbst zu verstehen, um seinem Denken genügenden Ausdruck zu geben, bedarf er jener acht Casus und des Plural-Suffix. Wo aber das

---

*) Bei solchen Gattungsnamen ist es nicht nöthig, das Plural-Suffix hinzuzufügen. Uebrigens bedeutet *a̤sa̤* Grofsvater und ist übertragene Benennung des Bären.

Verständniſs durch den Zusammenhang sich von selbst ergibt, da fügt er die nun mehr oder weniger überflüssigen Suffixe nicht hinzu. So bleibt auch das Plural-Suffix weg, wenn die Mehrheit durch eine Zahl schon ausgedrückt ist. Und hierin sehe ich wieder den Materialismus, der nur den wirklich vorliegenden Thatbestand so darstellen will, daſs der Hörende ihn so nachbildet, wie er ist; während der Volksgeist, der wahre Formen schafft, am formalen Thun selbst seine Freude findet und nichts ungeformt läſst, was in der Rede auftritt. Er bringt z. B. den Begriff in die Kategorie der Pluralität; der Jakute bezeichnet nur die reale Vielheit. Ein Casus, der Subject und Object zugleich ist, ist ein Unding; die jakutische Grundform ist also kein Casus, sondern der ungeformte Stoff des Begriffs.

Es ist aber auch daran zu erinnern, daſs der Nominativ der wesentlichste Casus ist, in dem die Kategorie des Subjects, der energischen Person, also der Satzbau liegt. Keine altaische Sprache aber hat einen Nominativ. Wenn nun nach dem allgemeinen Stellungs-Gesetz das bestimmende Wort vor das bestimmte tritt, wie obige Beispiele schon genügend gezeigt haben, und wenn nun das Subject des Satzes vor das Verbum tritt ohne irgend ein besonderes Kennzeichen, in der Grundform, so erscheint hier — wie Hr. Böhtlingk ausdrücklich erklärt (S. 394) — das Subject „als nähere Bestimmung des Prädicats“, gerade wie im Barmanischen, im Polynesischen, aber nicht im Chinesischen. Von einem wahren Satze kann denn in den altaischen Sprachen so wenig die Rede sein, wie in jenen; und somit fehlt der Kern und Keim aller wahrhaft formalen Gestaltung des sprachlichen Ausdruckes, und das heiſst bei solchen Völkern, deren Denken noch nicht abgelöst ist vom Sprechen: des Denkens selber.

Es wäre doch wunderbar, wie ein wahres Verbum erscheinen sollte, wo es keine Subjects-Form gibt. Auch kennt das Jakutische kein Verbum, wie sich im Folgenden zeigen wird. Wir wissen ferner schon, daſs sich mit dem Mangel des Verbums eine gewisse Substanzialisirung, d. h. ein Vorherrschen der Kategorie der Substanz, verbindet. Der Ausdruck wird schleppend und todt; denn statt der Energie selbst, der Thätigkeit, die nur im Verbum quillt, begegnet uns überall ein

ruhiger Zustand, ein Besitzen von Eigenschaften und Thätigkeiten.

Zwar sind, wie man sagt, Nominal- und Verbal-Stämme im Jakutischen von einander verschieden, und zwar nicht blofs dadurch, dafs den Wurzeln besondere Suffixe angefügt werden, je nachdem sie als Grundform zu Verbal- oder Nominal-Bildungen dienen sollen; sondern die nicht mehr zerlegbaren Stämme selbst, die uns also heute die Wurzeln vertreten, als solche gelten können, sind schon in ihrem Auslaute als nominal oder verbal erkennbar. Am Ende eines Verbalstammes nämlich, der ohne Suffix die 2. Pers. sg. Imperat. bildet, zeigt sich, vielleicht mit nur einer einzigen Ausnahme, die auch wohl noch ihre Erklärung finden wird, durchaus kein kurzer schwerer Vocal, also nicht *a*, *a̤*, *o*, *o̤*, und auch weder ein langer, noch ein kurzer leichter Vocal, also nicht *į*, *į̄*, *i*, *i*, *u*, *ū*, *ṳ*, *ṳ̄*, obwohl diese am Ende von Nominalstämmen häufig sind. Umgekehrt enden z. B. viele Verbalstämme auf *ā*, welches selten im Ausdruck von Nominalstämmen steht. Eben so zeigt sich in Bezug auf Consonanten im Auslaute ein gewisses Gegenstreben zwischen Nominal- und Verbalstämmen, insofern jene, wenn sie zwei- oder mehrsylbig sind, überaus häufig auf *k*, *χ*, *ṅ* enden, während zwei- oder mehrsylbige Verbalstämme niemals auf *k* und *ṅ*, höchst selten auf *χ* auslauten; *m* ist nicht häufig am Ende von Nominalstämmen, bei Verbalstämmen kommt es nur am Ende von einsylbigen vor, und auf *l*, das harte wie das weiche, gehen ebenfalls bedeutend mehr Nominal- als Verbalstämme aus.

Nun ist aber erst die Frage: was hat diese Erscheinung zu bedeuten? woher rührt sie? Ich sehe drei Möglichkeiten, sie zu erklären. Erstlich könnte man sich denken, dafs ursprünglich schon die Wurzeln in zwei Classen zerfallen, in zwei verschiedenen Formen gebildet wären, je nachdem sie nominale oder verbale Begriffe zu bedeuten gehabt hätten. Dieser Gedanke möchte aber wohl völlig unhaltbar sein; gegen ihn sprechen sowohl allgemeine Betrachtungen über das Wesen der Wurzel, welches überall eine Indifferenz von Nomen und Verbum zeigt, als auch die thatsächlichen Verhältnisse. Wir haben Anzeichen genug, dafs das, was uns im Jakutischen, wie

es heute vorliegt, als letztes Grund-Element des Wortes gelten muſs, meist nicht wirklich eine Wurzel, noch weniger aber eine Wurzel in ihrer Urgestalt ist. So lehrt z. B. die Vergleichung des Jakutischen mit den verwandten Sprachen, daſs, wenn am Ende von zwei- und mehrsylbigen Stämmen, wie oben bemerkt, kein *k* vorkommt, dies nur Folge einer Erweichung und eines endlichen Verschwindens dieses Consonanten ist. So lieſse sich nun zweitens annehmen, daſs bei den mannichfachen Veränderungen, welche die Wurzeln im Jakutischen im Laufe der Zeit erfahren haben, der Sprachgeist des Volkes sich derartig gesetzgebend erwiesen habe, daſs er den Lautwandel der zu Verbalstämmen bestimmten Wurzeln anders gestaltet habe, als den der Wurzeln, die er als Nominalstämme ausprägen wollte. Irre ich nicht, so ist dies Böthlingks Ansicht; denn nur unter solcher Annahme verstehe ich seine Anmerkung (S. 215), daſs ein Unterschied zwischen Nominal- und Verbalstämmen, wie er im Jakutischen vorliegt, in den türkisch-tatarischen Sprachen und im Mongolischen „noch nicht“ eingetreten ist. Böthlingk hält es also für möglich, daſs auch bei jenen Völkern das Gefühl für jenen Unterschied noch erwachen könnte oder vielleicht gar schon jetzt vorhanden ist, immer vorhanden war und nur den Ausdruck noch nicht finden konnte, aber noch finden wird. Mag dies nun Böthlingks Ansicht sein oder nicht: auch diese Annahme scheint mir völlig unhaltbar. In solcher Form entwickeln sich die Sprachen nicht. So bleibt, so viel ich sehe, nur noch eine dritte Annahme übrig. Wie heute noch das Jakutische eine groſse Anzahl von Suffixen hat, durch welche es Verba von Verbal- und von Nominalstämmen, und Nomina von Verbal- und Nominal-Stämmen ableitet, wie darunter eine beträchtliche Anzahl schon erstarrt und nicht mehr im lebendigen Gebrauche ist: so hatte schon in einem ursprünglicheren Zustande diese Sprache überall die wirklichen Wurzeln mit Suffixen je nach der nominalen oder verbalen Anwendung versehen; diese so entstandenen Nominal- und Verbalstämme sind erstarrt, abgeschliffen, und zeigen ihre Unterscheidung nur noch an den Ueberresten und Spuren der ehemaligen Suffixe. Solch ein Entwicklungsgang findet in der Geschichte der Sprachen vielfach ihre Analogie, und nichts ist begreiflicher.

Indem ich nun also die Behauptung hinstelle, dafs das Jakutische durchweg Nominal- und Verbalstämme durch Suffixe unterschieden habe: so scheine ich hiermit meiner obigen Bemerkung über das materielle und substantielle Wesen dieser Sprache, über ihren Mangel eines Verbums zu widersprechen. Indessen, was, als W. v. Humboldt es zum ersten Male aussprach, überfein und paradox klang, sollte heute unter den Sprachforschern schon ein bekannter Gedanke geworden sein, nämlich der Unterschied zwischen wirklichen Verben und verbalen Ausdrücken, überhaupt zwischen Bezeichnung der Wörter nach Modificationen ihrer materialen Bedeutsamkeit und wirklich grammatisch formaler Gestaltung. Ein Wort, welches eine Thätigkeit bezeichnet, auch wenn es diese als solche charakterisirt und vom Thuenden unterscheidet, ist immer noch kein Verbum. Zu letzterem gehört die synthetische, copulative Kraft, und diese fehlt dem Jakutischen.

Es ist auffallend, dafs die Eigenschaft im Jakutischen nicht auf die verbale Seite gezogen wird; sondern die Eigenschaft wird zum Nominalstamm gebildet, und zwischen Substantivum und Adjectivum gar nicht unterschieden; auch kann, so weit nicht etwa der Gebrauch es beschränken dürfte, jede Eigenschaft adjectivisch und substantivisch übersetzt werden: *aṅari̲* schläfrig, matt, Schläfrigkeit, Mattigkeit; *atštši̲k* (von *ās* hungern) nüchtern, hungrig, Nüchternheit, Hunger; *atštši̲gi̲i* klein, Kleinheit; *aχi̲gaχ* wenig, geringe Anzahl, Mangel; *bāi* reich, Reichthum; *ṳtṳo̤* gut, das Gute, Güte. Eben so ist jedes Nomen agentis zugleich Nomen actionis, was wiederum beweist, dafs jedes Nomen agentis sowohl Substantivum als Adjectivum ist, überhaupt dafs dieser Unterschied nicht im Sprachgeiste des Jakuten liegt. Unzweifelhaft wird hierdurch die Absonderung der Verbalstämme noch entschiedener, wenn selbst die Eigenschaft, die metaphysisch und logisch näher zur Thätigkeit steht als zur Substanz, dennoch zu letzterer gezogen wird. Auch die Analogie unserer sanskritischen Sprachen, welche ja ebenfalls das Adjectivum nominal ausprägen, scheint hier sehr zum Lobe des Jakutischen zu sprechen.

Und dennoch verhält sich die Sache ganz anders, und das Zuziehen der Eigenschaft zur Substanz wirkt im Jakutischen nur schädlich. Denn man übersehe nur über jener Analogie

nicht den neben ihr obwaltenden gründlichen Unterschied. Wenn in den sanskritischen Sprachen das Adjectivum nominal behandelt wird, so ist das Folge der Congruenz, welche den lautlichen Ausdruck für die attributive Synthesis bildet; und tritt das Adjectivum in das Prädicat, so tritt die ihm fehlende prädicative Copula besonders hinzu. Im Jakutischen ist weder Congruenz, noch Copula vorhanden. Wenn nun also die Eigenschaft als nackter Nominalstamm hinter die Substanz gesetzt wird, die ebenfalls in der nackten Grundform auftritt, und nun diese Subject, jene Prädicat sein soll, so treten bloſs zwei Nominalformen neben einander ohne Copula, ohne Form; der Inhalt des Gedankens steht da, aber kein Verhältniſs zwischen den Elementen. Selbst wenn es hierbei sein Bewenden hätte, wäre die Sache vielleicht doch schon schlimmer als im Chinesischen, wo ja auch bloſs das Eigenschaftswort hinter das Substanzwort tritt. Denn der Chinese ist, indem er Wurzel auf Wurzel folgen läſst, durch den Laut an nichts gebunden; die Stellung aber nöthigt ihm die prädicative Verbindung auf, sie gibt ihm einen entschiedenen Werth der beiden Wurzeln und eine bestimmte von andern Verbindungsweisen verschiedene Verbindung an die Hand. So ist sein Geist frei. Der Jakute liegt in so fern in der Knechtschaft seines Lautes, als dieser ihn zwingt zwei gleichgeartete Begriffe, zwei Nomina, zu denken. Nun schützt auch ihn die Stellung davor, das attributive und prädicative Verhältniſs zu verwirren; *ṳtṳo̤ kisi* ist: guter Mensch und *kisi ṳtṳo̤* der Mensch (ist) gut. Wenn wir nun auch nicht geradezu das Recht haben, jene erstere Verbindung zu übersetzen durch: der Güte Mensch, und die andere durch: des Menschen Güte (ist), weil hierin wiederum eine Bestimmtheit läge, die im Jakutischen nicht so stark vorhanden sein kann: so scheint mir doch wenigstens dies sicher, daſs beide Verbindungen nicht so entschieden und klar einander entgegengesetzt sein können, als bei uns, und zwar, daſs auch in der prädicativ sein sollenden Zusammenstellung der attributive, d. h. schon der substantielle, Charakter vorwiegt. Denn es ist gerade specielle Function der Grundform, als Attribut aufzutreten (s. oben S. 184).

Wir haben schon in den polynesischen Sprachen bemerken können, daſs, wenn die Kategorie der Substantialität die

Sprache beherrscht, der Grund der Synthesis weniger die Energie, das Ueben der Thätigkeit, als der Besitz der Eigenschaft und Handlung ist. Dies wird sich auch im Jakutischen bewähren, wie wir bald sehen werden. Darum bemerke ich eben hier, daſs wir in jenen einfachen Zusammenstellungen der Eigenschaft mit dem Subject, weil die entschiedene Bezeichnung des Besitzes fehlt, auch noch nicht berechtigt sind, entschieden ein solches rein attributives Besitz-Verhältniſs anzunehmen, wie in der Uebersetzung „Menschen Güte (ist)“ liegen würde. Nur die Neigung dazu ist vorhanden, und daſs sie dies in der That ist, beweist theils schon das Vorstehende, theils auch der Umstand, daſs, wenn auf dem Adjectiv ein Nachdruck liegt, jene Substanzialisirung und jenes Besitz-Verhältniſs entschieden hervortritt (Böthlingk §. 635); z. B. „wenn ich gesonnen wäre zu öffnen“ wird so gegeben: *min as-y̤aχ́ sanalāg-ı̱m a̤ta̤* ich (in der Grundform, also vielmehr: mein) Oeffnen-Wollens (oder Werdens) Absichthabung-meine wäre d. h. meine Beabsichtigung wäre; — wenn ich jung wäre: *min a̤da̤r-im buoľ-ľar* ich Jung(-Sein oder Jugend)-mein wäre-wenn (die doppelte Bezeichnung der besitzenden Person, einmal in der Grundform und dann als Suffix, ist regelmäſsiger Gebrauch); versteinertes Holz ist viel vorhanden: *mas tās buoľ-but-a a̤lba̤χ́* Holz(es) Stein Gewordenseyn-sein *) viel, des Holzes sein Stein Gewordenseyn (ist) viel; mir verkaufte ein Mann einen versteinerten abgehauenen Baumstumpf: *miŷia̤χa̤ bīr kisi atı̱lā-bı̱ta χatı̣ṅ ka̤r-dillibit to̤ṅy̤rga̤s-a̤ tās buolbut-un* mir ein Mann verkaufte Birke abgehauen(en) Baumstumpf-ihr Stein Gewordenseyn-sein (acc.), verkaufte das Stein-Geworden-Seyn des Baumstumpfes der Birke; ich erschrak, als wenn mein Herz entzwei gesprungen wäre: *min sy̤ra̤χ́-im χaya ı̱stam-mı̱t-ı̱n kurduk kuttam-mı̱t-im* ich Herz-mein Entzweigesprungenseyn-sein(es) in-Gleichheit **) erschrak-mich, ich erschrak mich gleich dem Entzweigesprungenseyn meines Herzens.

---

*) Um „sein“ *esse*, von „sein“ *ejus* zu unterscheiden, wird hier nach alter Orthographie das Verbum mit dem *y*, also „seyn“ geschrieben.

**) Böhtlingk §. 556 bemerkt nur, daſs *kurduk* nicht, wie man auch nach jakutischer Analogie erwarten könnte, mit dem Dativ, sondern mit der Grundform verbunden werde. Meine Uebersetzung erklärt diese Construction; denn wir kennen schon den Gebrauch der Grundform als Adverbialis (S. 184).

Wie hier Eigenschaften, so wird auch das Seyn selbst und das Nicht-Seyn substantialisirt; z. B. zwei unbeladene Pferde, die da waren, nicht fütternd: *ikki bosχo at bār-in asat-imna* zwei unbeladen(e) Pferd(e) Daseyn-ihr fütternd-nicht, das Daseyn zweier Pferde nicht fütternd; *χaraχ-a suoχ* sein-Auge (ist) nicht-da, er hat kein Auge, kann als Prädicat hinter ein Substantivum treten, aber auch als Attribut vor dasselbe: *χaraχ-a suoχ kisi* ein blinder Mensch, eigentlich aber: sein(es) Auge(s) Nichtseyn Mensch, ein Mensch mit Nichtseyn seines Auges; sie waren ohne ihre Väter dort: *kinnär aχa-lar-a suoχ onno bāl'l'ara* sie Väter-ihrer im-Nichtseyn dort waren; ich kannte, ohne zu irren: *alχas-a suoχ bilär-im* seines-Irrthums im Nichtseyn ich-kannte, im Nichtseyn seines Irrthums, wobei zu bemerken, dafs es „meines" heifsen müfste; indessen das Affix *a* ist in solchen Fällen ganz erstarrt und drückt den persönlichen Besitz jeder Person aus, auch den der ersten; die Menschen werden es nicht finden: *kisi bul'uoχ-a suoχ-a* eigentlich (des) Mensch(en) sein(es) Finden-Werden(s) sein-Nichtseyn; verstecke so, dafs es die Menschen nicht finden können: *kisi bul'uoχ-a suoχ-tuk kistiä* des Menschen Finden-Werdens Nichtseyn-mit verstecke.

Kommen wir endlich zu den Verbal-Formen, zum Ausdrucke des eigentlichen und einfachen Prädicats. Wie es damit stehen kann, wissen wir jetzt schon im Voraus, a priori. Denn, wenn das Subject als nähere Bestimmung zum Verbum in der Grundform steht, so ist ja dieses Verbum schon als Subject charakterisirt, dem eine thätige Substanz als Attribut beigegeben ist; wie soll nun also das Verbum prädicative Kraft haben? Doch wir müssen sehen, wie sich die Sache näher gestaltet.

Das Jakutische, wie alle altaischen Sprachen, hat, wie in den obigen Beispielen schon häufig vorgekommen ist, neben den persönlichen Fürwörtern Personal-Affixe, welche den Besitz anzeigen, also Possessiv-Affixe. Diese „bezeichnen das Verhältnifs des besessenen Gegenstandes zum Besitzer, des Theiles zum Ganzen, des Enthaltenen zum Enthaltenden, der Thätigkeit und auch des Objects zum Agens u. s. w.". Der Besitzer, das Ganze, das Enthaltende, das Agens erscheint daneben, und zwar vor dem Besitz, Theil u. s. w., in der Grund-

form: *min aχa-m* ich Vater-mein; *min aχa-m aχa-ta* ich Vater-mein Vater-sein, meines Vaters Vater; *bu isit ū-ta* dies Gefäſs Wasser-sein, das Wasser in diesem Gefäſs; *kis usug-ar* (*ar* ist contrahirt aus *a*, dem Possessivum und *gar* der Dativ-Endung) Winter Ende-sein-an, am Ende des Winters; *kün orto-to* Tag Mitte-sein, Mittag; *džia ürdüg-a* Haus hoch-sein, das hohe unter den Häusern, das höchste Haus; *itir ütüö-tün itā* Weinen gutes-sein weinen, des Weinens bestes oder das heftigste Weinen weinen, aufs Bitterste weinen.

Man bemerke nun ferner, daſs ausdrücklich das Besitzen als Daseyn aufgefaſst wird: *min džia-m bār* mein Haus ist-da, ich besitze ein Haus; wir hatten zum Hineinlegen und Einpacken unserer Sachen keine einzige Tasche und kein einziges Gefäſs: *sap-pitin χāl-iaχ batar-iaχ bīr da χā-bit bir da isip-pit suoχ-a* Sachen-unsere(r) Bleiben(s und) Hineinlegen(s) eine auch Tasche-unsere ein auch Gefäſs-unser sein-Nichtseyn, auch eine unsere Tasche war nicht. Solche Redeweise wird man doch nicht der Wendung: *mihi est domus* gleichstellen wollen? Ist also Besitzen ein Sein-Seyn, Mein-Seyn u. s. w., so ist eben auch alles Seyn und Thun nur ein Besitzen. — Ich bemerke nur noch, ehe ich zum Verbum komme, daſs das persönliche Pronomen, wie jedes andere Wort, welches den Besitzer bezeichnet, zu dem mit dem Possessiv versehenen Besessenen hinzugefügt wird. Beweist nicht auch dies, wie materiell selbst dieses Possessiv-Verhältniſs vom jakutischen Sprachgeiste gedacht wird?

Man sagt, das Jakutische habe Nomina Verbi, ein Nomen Präsentis, Perfecti und Futuri. Das ist sehr richtig; nur muſs man wissen, was ein Nomen Verbi ist, nämlich ein Nomen agentis und acti oder actionis — was sich aus dem Zusammenhange ergeben muſs — mit Zeitbestimmung. Bei uns ist „die Mitlebenden“ ein Nomen Präsentis, „die Verstorbenen“ ein Nomen Perfecti; Nomina Verbi sind parentes, Gefangener, Absender u. s. w. Unsere Participien aber und Infinitive sind keine Nomina Verbi, sondern echte Verbal-Formen (s. meine „Grammatik, Logik und Psychologie §. 131). Auf das Sanskrit darf man sich hierbei nicht berufen (W. v. Humboldt, Ueber die Verschiedenheit des Sprachbaues S. 93 oder CIX). Das Jakutische hat also Thätigkeits-Nomina, wie es auch Eigenschafts-

und Substanz-Nomina hat; jene bezeichnen das Bewegte, das Bewegende und die Bewegung, diese das Ruhende. Wenn man sagt: „der in einem Verbalstamm ruhende Begriff einer Thätigkeit oder eines Zustandes kann als Verbal-, aber auch als Nominalform eine Aussage im Satze bilden“ so ist das eine ganz eigentliche Contradictio in adjecto. Nominalformen bilden nie Aussagen. Wenn sich Nominalformen an Stellen zeigen, wo wir nach dem Geiste unserer Sprachen Aussagen zu erwarten haben, und wenn dann der Historiker flugs die Aussage in die Nominalform hineindeutet, so verfährt er gerade so unbegründet apriorisch, wie er es dem Philosophen vorwirft, und obenein unlogisch. *Bis-iaχ-im* bedeutet „mein bevorstehendes Schneiden, der meinem künftigen Schneiden unterliegende Gegenstand“. Nun gebraucht zwar der Jakute dieses Wort auch in Fällen, wo wir sagen: ich werde schneiden; aber darum bedeutet *bisiaχim* doch noch nicht: ich werde schneiden, sondern immer nur: mein künftiges Schneiden.

Besonders häufig und regelmäfsig treten die Verbal-Nomina attributiv auf; es erstarrt eben das Prädicat zur attributiven Substanz: *kini olor-or dž̆ia-ti-gar* sein(es) Wohnen(s) Haus-sein(em)-in, d. h. in dem Hause, welches er bewohnt; *min taptīr kisi-b-ar* ich Lieben Mensch-mein-em, dem Menschen meiner Liebe, den ich liebe; *an kor-but kisi-g-ar* du Gesehen-haben Menschen-dein-em, dem Menschen deines Gesehen-Habens, den du gesehen hast; *utuy-ar sir* Schlafen(s) Ort, wo man schläft; *talīr χara sanā* Rauben(s) schwarzer Gedanke; *attanar kum-m-ar* Abreisen(s) Tag-meinem-an, am Tage meiner Abreise; *oloror kisi* sitzender Mensch; die Verbal-Nomina treten aber allerdings auch da auf, wo ein Satz gebildet werden sollte: *min kor-but-um* mein Gesehen-haben, oder ich Gesehen-habender-ich, ich sah. Wenn das Nomen Präsentis so gebraucht wird, so hat es meist den Sinn von „pflegte“: *min bis-ar-im* mein Schneiden, oder ich Schneidender-ich, ich pflegte zu schneiden; aber es hat nicht immer diesen Sinn, sondern zuweilen den des Plusquamperfectums: *min ista-r-im* eigentlich: ich hör-en-mein, oder ich Hörender-ich, ich hatte gehört.

Dafs in diesen Fällen, wo das Nomen verbale als Nomen actionis oder agentis das Prädicat bilden soll, wirklich nur ein

Nomen vorhanden ist, zu welchem das Verbum des Daseins ergänzt werden mufs, dafs man also statt: ich schneide, sagt: ich Schneider sc. bin, geht daraus klar hervor, dafs oft genug dieses „Dasein, vorhanden“ *băr* ausdrücklich hinzugefügt wird. Statt *min bi̱s-ar-i̱m* mein-Schneid-en sagt man auch: *min bi̱sar băr-i̱m* ich schneidend (oder Schneider) vorhanden-ich.

Nun sagt man freilich, diese Verbindungen der Nomina Verbi mit den Possessiven seien auch gar nicht zum Verbum finitum zu ziehen. Dieses werde anders gebildet, habe immer und überall prädicative Bedeutung, und wenn es auf Nominalformen zurückgeführt werden könne, so habe es doch durch den Gebrauch eine solche Veränderung erlitten, dafs es heut zu Tage streng von der entsprechenden Nominalform zu scheiden sei.

Hiergegen bemerke ich: es scheint mir undenkbar, wie ein Volk, das wirkliche Verbalformen kennt, neben ihnen in gleicher Bedeutung sehr unbehülfliche Nominalformen anwenden sollte! und ich kann das Mifstrauen, das ich nach allem Voranstehenden gegen ein wahres jakutisches Verbum habe, so leicht nicht überwinden. Sehen wir also, wie das, was im Jakutischen als Verbum finitum gelten soll, gestaltet ist; sehen wir, ob die verbale Kraft so entschieden aus ihm spricht, dafs es uns zwingt, das Vorstehende umzustofsen.

Es gibt nämlich aufser den schon oft vorgekommenen Possessiv-Affixen: *-m* mein, *-ṅ, -i̱ṅ* dein, *-a, -a̤, -o, -o̤* oder *-ta, -ta̤, -to, -to̤* und noch voller *-ti̱n, -tin, -tun, -tṳn* sein, *-bi̱t* unser, *-ṅi̱t* euer, *-lara, -la̤ra̤, -loro, -lo̤ro̤* (d. h. das Plural-Affix mit dem Possessiv der 3. Pers. Sg.) ihr, — aufser diesen gibt es noch andere Affixe, welche eben die Tempora finita bilden: 1. Sg. *-bi̱n*, 2. Sg. *-ṅi̱n*, 1. Pl. *-bi̱t*, 2. Pl. *-ṅi̱t*. Der Anlaut dieser Suffixe und der inlautende Vocal wechselt nach den euphonischen Gesetzen. Beide Classen von Suffixen sind nurver schiedenartige Verstümmelungen des selbständigen Pronomens. Aus *min axa min* wurde bald *min axa bi̱n* bald *min axa-m*. Auch ist der Unterschied beider Classen nicht durchgeführt, er erstreckt sich im Jakutischen nur auf den Singular. Trotzdem, das wird sich kaum leugnen lassen, könnte recht wohl der Sprachgeist ihn ergriffen haben, um dadurch Personal-Suffixe für das Subject der Handlung im Gegensatze

zum blofsen Possessiv-Verhältnisse der Nomina zu gewinnen: dann hätte er Verba gebildet.

Ja, er könnte es gethan haben. Hat er es denn nun aber auch gethan? Dergleichen mufs sich doch offenbaren, wie auch im Gegentheil, wenn er es nicht gethan hat.

Wie bildet der Jakute die einfachsten Sätze? Er sagt: *min aχa-bin* ich Vater-ich, ich bin Vater; *min oχo-bun* ich Kind-ich, ich bin ein Kind; *min adar-bin* ich jung-ich, ich bin jung; *min moltoχ-pun* ich schwach-ich, ich bin schwach. *Bisigi adar-bit* wir jung-wir = wir sind jung. Für die 3. Pers. gibt es in dieser Classe der Suffixe, die man Prädicats-Affixe nennt, weil sie ja, wie gesagt, die wahren Verbalformen, die Tempora finita, bilden sollen, gar keinen Vertreter. Wir haben oben schon gesehen, wie „das Haus ist hoch" nur dadurch ausgedrückt wird, dafs das Eigenschaftswort hinter das Substanzwort tritt ohne jedes Affix; also sagt man: *kini adar* er jung, nämlich: ist; und im Plur. *kini-lar adar-dar* sie (sind) jung (*dar* = *lar*). In der 2. und 3. Pers. Plur. tritt das Plural-Affix nicht an, weil es überflüssig ist.

Heifst das nun wohl Verbal-Flexion? Es wird also jedem Substanz- und jedem Eigenschaftswort, das im Prädicate steht, und dessen Subject die 1. oder 2. Pers. des Pronomens ist, dieses Pronomen in verkürzter Gestalt angehängt. In der 3. Pers. aber fehlt jedes Zeichen, das eine prädicative Kraft haben könnte! Das also ist nicht Verbal-Flexion.

Nun wird man uns aber die Tempora finita zeigen. Da ist erstlich der Imperativ. Die 2. Pers. Sg. ist der nackte Stamm: *bis* schneide. Die 3. Pers. Sg. fügt *tin* an, d. h. gerade nicht das Prädicats-Affix, sondern das possessive, obwohl allerdings, wenn *bis* Substantivum wäre, nicht die Form *tin*, sondern eine andere Form desselben Suffixes gewählt werden müfste. Die 2. Pers. Pl. fügt *ïn* an, welches aus *ńit* verstümmelt ist; aber im Pl. sind ja die Affixe nicht verschieden. Die 3. Pers. Pl. ist die 3. Pers. Sg. mit dem nominalen Plural-Zeichen *lar*. — Es folgt der Imperativus Futuri, der nicht blofs ebenfalls possessive Endung und nominalen Plural hat, sondern auch theils mit Sicherheit, theils sehr wahrscheinlich sich auf Verbal-Nomina zurückführen läfst. — Der Indicativus Präsentis ist in der 3. Pers. Sg. nichts weiter als das Nomen Präsentis: *kini bis-ar* er Schneider (ist), er schneidet; die 3. Pers. Pl. erhält das Suffix *lar*, aber die 1. und

2. Pers. Sg. haben die Prädicats-Affixe. — Der Indicativus Perfecti ist höchst wahrscheinlich aus dem Nomen Perfecti mit den affigirten Possessiven entstanden. Die Veränderung des *bis-taχ-i̠m* zu *bi̠s-t-i̠m* ist nicht nur gering, sondern beruht auf einem häufig wiederkehrenden Lautproceſs. Will man nun auch diese Zurückführung auf die Nominalform nicht so hoch anschlagen und dem Gebrauche eine verbal umgestaltende Kraft beilegen, so bleiben immer noch die Possessiv-Affixe statt der prädicativen. Wenn sich eine Gedankenform lautlich nicht bloſs nicht äuſsert, sondern sogar in widersprechender Lautform erscheint, woran soll ich denn ihr Dasein erkennen? — Der Potentialis ist ganz analog dem Indicativ Präsentis gebildet. — Der Conditionalis läſst sich vielleicht auch auf Nominalformen zurückführen; aber er hat doch die Prädicats-Affixe.

Was sehen wir also? daſs im Präsens Indicativi, Potentialis und Conditionalis und sogar in noch einem Modus, der „im Stande sein zu, können werden" bedeutet, sich die 1. und 2. Pers. Sg., obwohl von nominalen Formen ausgehend, dennoch durch das Suffix von ihnen unterscheidet. Das ist alles. Und das ist denn doch nicht bloſs wenig, sondern es kommt nun noch hinzu, wie wir schon gesehen haben, daſs jene Prädicats-Suffixe den eigentlichen Substanzwörtern und Eigenschaftswörtern gerade ebenso angefügt werden. Wie man sagt *min aχa-bi̠n* ich bin Vater, gerade so sagt man: *min bi̠sa-bi̠n* Schneider ich, ich schneide, und die 3. Pers. *kini bi̠sar* er Schneidender (ist), lautet gerade so wie das einfache Adjectivum *kini a̤da̤r* er jung (ist). Das ist im Türkischen noch klarer, wo auch in der 1. und 2. Pers. geradezu das Participium mit dem Affix verbunden wird.

Es ist aber merkwürdig zu sehen, wie doch immer gelegentlich ein Funke richtigeren Strebens sprüht, der nur gar keinen Brennstoff findet, um zünden zu können. Durch die Prädicats-Suffixe ist, wie wir sehen, die Grenze zwischen den Wörtern der Bewegung und denen des Ruhenden ebensowenig, wie durch die Possessiv-Affixe gewahrt worden; jene wie diese schlieſsen sich an jede Classe von Wörtern. Die 3. Pers. der Verba zumal schien vollständig eines Charakteristicums ledig und ganz nominaler Natur. Nun bricht gerade hier, bei einer an sich ganz unwesentlichen Gelegenheit, ein richtiger Drang

nach Unterscheidung hervor. Nämlich das *l* des Plural-Affixes *lar* bewirkt, wenn es sich an consonantisch auslautende Stämme anschliefst, mannichfache Assimilationen. Endet z. B. der Stamm auf einen Nasal *ṅ*, *n*, *m*, so wird *l* zu *n*. Diese Assimilation ist so beliebt, dafs sie selbst durch einen zwischen *n* und *l* stehenden leichten Vocal nicht verhindert wird; sondern dieser Vocal fällt aus und die so einander genäherten Consonanten assimiliren sich: *kinila̤r* wird *kin-la̤r*, *kinna̤r*, ein Procefs, der auch sonst häufig vorkommt. Nach den harten Consonanten *k*, *χ́*, *t*, *p*, *s* erstarrt *l* zu *t*, nach dem flüssigen *r* aber zum weichen *d*; am Nomen Präsentis jedoch, welches ja auf *ar*, *a̤r*, *or*, *o̤r*, *ī̱r*, *īr*, *ūr*, *ṳ̄r* endet, assimilirt sich umgekehrt das *r* dem *l*. Während also im Sg. *kini a̤da̤r* er jung und *kini bi̱sar* er Schneidender, sich durch nichts unterscheiden, so lautet der Pl. *kinila̤r* (oder *kinna̤r*) *a̤da̤rda̤r* sie sind jung, aber *bi̱sallar* sie schneiden. Von *ko̤t* fliegen wird das Nomen Präsentis *ko̤to̤r* Fliegender gebildet, welches aber auch geradezu den Sinn: Vogel bekommen hat; im Plural gibt sich der Unterschied der beiden Anwendungen desselben Wortes kund und man sagt *ko̤to̤rdo̤r ko̤to̤llo̤r* die Vögel Fliegende (sind). Dabei könnte nun noch in Betracht gezogen werden, dafs die rückwirkende Assimilation (das *l* greift rückwärts und gleicht sich das *r* an; dieser Rückgriff ist aber in Wahrheit ein Vorausgreifen; noch bevor es auf der Zunge ist, wirkt das *l* als geistige Macht schon auf das *r*, vergl. meine Abhandlung über Assimilation und Attraction in der Zeitschr. für Völkerpsychol. und Sprachwissensch. I. S. 120. 126). — Diese vorgreifende Assimilation ist die kräftigere, lebendigere, und sie zeigt sich im Verbum, während die schlaffere Anähnlichung des *l* an den vorangehenden Consonanten beim Nomen vorkommt.

Solche unbewufst und doch zweckvoll vom Sprachgeist geschaffene Züge sind höchst beachtenswerth für das bildende Princip einer Sprache. In unserem Falle nun was lernen wir? Es hätte hier, meinen wir, Veranlassung zur Unterscheidung von Nomen und Verbum gegeben sein können. Ist sie denn aber ergriffen worden? Nein. Wenn man *a̤da̤rda̤r* junge, für das attributive Verhältnifs aufgespart, aber im Prädicate *a̤da̤lla̤r* gesagt hätte: so wäre Nomen und Verbum, Attribut und Prädicat geschieden gewesen. Das hat man aber nicht gethan;

sondern man sagt unter allen Umständen *a̤da̤rda̤r.* Dagegen unterscheidet man *ko̤to̤rdo̤r* und *ko̤to̤llo̤r*; d. h. während man den formalen Unterschied von Attribut und Prädicat, der nur auf dem grammatischen Satzbau, nur auf der formalen Beziehung, auf der Verbindungsweise der Vorstellungen beruht, unbeachtet liefs, erfafste man den materialen Unterschied zwischen der Bewegung und dem Ruhenden, der im Inhalte der Vorstellungen selbst liegt. So bestätigt uns gerade ein sehr feiner Zug den dem Jakutischen gemachten Vorwurf der Formlosigkeit und materiellen Anschauung.

Wie sehr diese ganze Suffixwirthschaft nichts als Zungenwerk ist, Zusammenleimen von Lauten, mögen endlich folgende Thatsachen zeigen: *min džia̤-ga̤-bin* ich Haus-in-ich, ich bin zu Hause; es wird also ein Nomen mit Casus-Suffix zum Verbum durch das Prädicat-Suffix; ebenso: *kinila̤r džia̤-ga̤-la̤r* sie Haus-in-sie, sie sind zu Hause; *min tas-i̱rdža-bi̱n* ich bin draufsen; *min kini aχa-ta-bi̱n* ich er Vater-sein-ich, ich bin sein Vater; *χas oχo-lōχ-χun-ui* (mit) wie-viel(en) Kind(ern)-versehen-du-[Fragesuffix], mit wie vielen Kindern (bist) du versehen? Auch die Gerundia, die doch ihrer Natur nach infinite Formen sein sollten, nehmen das Prädicat-Affix an: *min bi̱s-am-mi̱n* ich abschneidend-ich, nachdem ich abgeschnitten hatte; ich, abgeschnitten habend . . .

Wo man in solcher Weise mit Verbal-Affixen umgeht, da gibt es keine Verba; da wird nicht die Vorstellung der Thätigkeit als eine aus dem Subjecte hervorbrechende Energie gefafst; sondern es wird mit abgekürzten Fürwörtern geschaltet, wie es der Zunge bequem ist.

Es gibt im Jakutischen neun Casus aufser der Grundform; die Casus sind aber in ihrer Bedeutung noch nicht streng geschieden. Es sind folgende. Der Accusativus definitus bezeichnet ein schon bekanntes Object eines transitiven Verbums, oder eines, das ein Attribut bei sich hat, während ein unbestimmtes Object in der Grundform steht. Nach einem Imperativ steht das unbestimmte Object in einer besondern Form, die man Accusativus indefinitus nennt. Es zeigt sich in dieser dreifachen Weise, das Object zu bezeichnen, wieder ein offenbares Streben nach Erfassung von Unterschieden. Aber es fehlt der rechte Griff. Ob das Object bekannt ist oder nicht bekannt ist, ist

wieder eine Rücksicht auf die materiale Bedeutsamkeit mit Vernachlässigung des rein und allgemein Formalen, des Objects überhaupt und an sich. In Bezug auf den Gebrauch des Accusativs ist besonders hervorzuheben, dafs der Accusativ des Nomen Futuri unsere Absichts-Sätze wiedergibt: *utšugasat kọr-ṳọχ-pṳn* eigentlich: bring-näher mein-Sehen-werden, d. h. bring (es) näher, damit ich sehe. — Der Dativ hat räumliche Bedeutung und steht auf die Fragen: wohin? und wo? und könnte, wie Böhtlingk meint, Locativ heifsen. Er hat ferner zeitliche Bedeutung und steht auf die Fragen: wie lange? (wo auch der Accusativ und die Grundform stehen kann) und wo? Auch die Verba „glauben an, hoffen auf, zürnen über, lernen etwas, verlangen nach etwas, sich rächen an“ haben den Dativ bei sich. Der Dativ des Nomen Präsentis und Futuri übersetzen unsere Wendung „um zu“ mit dem Inf.; z. B. um dies zu ertragen = dem dies Ertragen. Auch neben „es ist nicht möglich, besser, Vorschrift“ entspricht unserm Infinitiv der Dativ des Nomen Futuri: *tọnnṳọχ-pṳtṳgạr χuolu-but suoga* unserm-Umkehr-Werden unser-Befehl sein-Nichtseyn = wir hatten keine Vorschrift umzukehren. — Der Ablativ drückt die Richtung: woher aus, räumlich und zeitlich (seit), auch causal. — Der Locativ bildet Ortsadverbien aus Pronominalstämmen, und der des Nomen Präteriti auf *-taχ* umschreibt unsere Temporal-Sätze mit den Conjunctionen: als, indem, wenn; z. B. in meinem Essen = indem ich esse u. s. w. — Der Instrumental bedeutet räumlich „entlang, längs“, dann „gemäfs“, endlich Mittel, Ursache, und erscheint in Wendungen wie „reich an“, nach „werden, nennen, scheinen, machen zu“ u. s. w. — Der Adverbialis bedeutet „nach Art“ einer Sache, „wie“. — Der Comitativus bedeutet „mit, in Gesellschaft“. — Der Comparativus bedeutet „im Vergleich zu“ und umschreibt den Comparativ; statt „gröfser als dieser“ sagt man: grofs im Vergleich zu diesem.

Präpositionen gibt es nicht; sie werden ersetzt theils durch Substantiva im Dativ oder in der Grundform: auf der Hinterseite = hinter, auf der Vorderseite = vor, im Innern = in, u. s. w., welche hinter das abhängige Wort treten, ohne dafs dieses Casuszeichen annähme; das abhängige Wort erscheint also bestimmend, z. B. *aχam iyạm ikki tula* mein(es)-Vater(s)

meine(r)-Mutter zwei(er) Umkreis (im), d. h. um meinen Vater und meine Mutter *); — theils durch Gerundia: *āsa* darüber hinaus, von *ās* vorübergehen; *kitta* zugleich, mit, von *kitin* sich vereinigen; *bisa* quer durch, quer über, von *bis* schneiden.

An Conjunctionen fehlt es fast gänzlich, und man sieht aus dem Obigen, wie die Nomina Verbi alle Satz-Gliederung, alle Periodik unmöglich machen.

Zum Schlusse sei folgender Satz analysirt: „Aus Verlangen, die Sprachen verschieden benannter Völker kennen zu lernen, kamst du im vergangenen Monat März in meine Wohnung und erzähltest mir, dafs du mit dem Gedanken umgingest, die von den Jakuten gesprochene Sprache mit einer Schrift zu versehen". Der Jakute drückt dies so aus:

Die beiden Hauptsätze: „du kamst und erzähltest" werden in Ermangelung eines „und" zu einem Satze, in dem der eine dem andern als bestimmend untergeordnet wird, und zwar wird der erste Satz in Gerundialform vorangeschickt: gekommen seiend, *kal-an*, erzähltest du. Den abgekürzten Satz: „kennen zu lernen" gibt der Jakute, da er keinen Infinitiv hat, durch das Nomen Futuri, attributivisch angeschlossen an „Verlangen", also: (des) Lernen-Werden(s) Verlangen. „Wohnung" ist ein Begriff, den der Jakute nicht in einem Worte, sondern durch Zusammensetzung zweier Vorstellungen vorstellt: des sich-Befindens Haus. Der objective Substantiv-Satz: „dafs du mit dem Gedanken umgingest, zu schreiben" wird abermals zum blofsen Substantivum: „dem Gedanken", und der von letzterem Worte abhängige Infinitiv wird umschrieben durch: des Thuns des Schreiben-Werdens. — Halten wir nun aufserdem fest, dafs das bestimmende Wort vor das bestimmte tritt, so ist nun die jakutische Construction völlig gegeben. Nur eine Ausnahme tritt hier auf: nämlich „den Gedanken, die jakutische Sprache zu schreiben" sollte als Object vor das regierende Verbum: „du erzähltest" treten; es tritt aber wegen seiner Länge hinter das Verbum. Also lautet es:

---

*) *Ikki* zwei ersetzt gewissermafsen „und"; ganz ebenso verfährt auch der Chinese, dem ein solcher Zusatz noch nöthiger wird, weil man zwei neben einander stehende Wörter leicht in ein Genitiv-Verhältnifs bringen könnte.

a̤n a̤gin āt- -tāχ omuk
du, (mit) verschieden(en) Namen-versehen(er) Volk (Völker) [1])

ti̱l- -i̱n bil- -ia̤χ baχa-
Zunge (Sprache) seine (ihre [Acc.]) Lernen-Werden(s) Verlangen-

-χ̓i̱- -ttan ās-pi̱t kulun tut- -ar
dein(em) aus, vergangen(en) Füllen [Grundform] Einfangen(s)

i̱i-ga min olor-or džia̤-b-a̤r ka̤l-a̤n
Monat-im [2]), ich (meines) Wohnens Haus-mein-in komm-end,

ka̤psia̤-bit- -in̓ a̤n bari̱ Saχa
Erzähl-t haben dein [3]) du (dein) (die) ganz(e) (der) Jakute(n)

ka̤psa̤t-a̤r ti̱l-i̱n suruk-ka ūr-āri̱
(des) Reden(s) Sprache-seine (ihre [Acc.]) Schrift-in legen-zu

gi̱n-ar sanā-χi̱n.
(des) Thun(s) Gedanken-deine(n).

Anm. 1) *a̤gin āttāχ omuk* kann heifsen: mit verschiedenen Namen versehene Völker und auch: verschiedene mit Namen versehene Völker; ebenso: *bia̤s oχo-lōχ džaχtar* fünf mit Kindern versehene Frauen, und: eine mit fünf Kindern versehene Frau. 2) Im Monat des Einfangens der Füllen, d. h. im März. 3) Possessiv, statt: erzähltest du.

V. Die amerikanischen Sprachen. Einverleibung.

a) Das Mexikanische insbesondere.

Betrachten wir den bisher zurückgelegten Gang. Wir sahen zuerst im Chinesischen die gröfste Armuth, aber Reinheit der grammatischen Form. Die wesentlichsten Verhältnisse des Satzes waren geschieden. Die näheren Bestimmungen dieser Verhältnisse blieben theils unbezeichnet, theils geschah es in materiellem Ausdrucke. Das Lob, das wir dem Chinesischen spendeten, wird also dadurch geschmälert, dafs wir sagen müssen, es habe seine principielle Reinheit nur durch Entsagung be-

wahrt; wo es nicht entsagt, da wird es — abgesehen von den Grundverhältnissen — materiell (s. oben). Das Barmanische und Siamesische waren weniger entsagend, geriethen mehr in Materialismus und verloren darüber selbst in den Grundverhältnissen die formale Reinheit. Noch mehr galt dies von den polynesischen Sprachen, und zuletzt haben wir auch bei den altaischen Sprachen gesehen, dafs sie trotz grofsen Reichthums an schön gebildeten Formen der Form entbehren, weder für das objective, noch für das attributive, noch für das prädicative Verhältnifs eine besondere Form haben. Alle diese Sprachen: die einsylbigen, die verdoppelnden und präfigirenden, und auch die suffigirenden, unterscheiden ferner nicht zwischen Stamm und Wort. Der Stamm bildet nicht blofs die Stütze für die Suffixe, sondern bildet auch für sich eine bestimmte Form, ohne als solche charakterisirt zu sein; und andererseits kann an einen Stamm, der schon ein Suffix hat, wiederum ein Suffix treten, ganz wie es an den nackten Stamm treten würde. Für dieses Suffix wäre also ein volles Wort doch nur Stamm. So müfsten wir z. B. im Jakutischen einen Stamm mit dem Plural-Affix für ein Wort halten, da es als Subject und Object in der Rede auftritt; aber an die Plural-Form treten Casus-Affixe, wie wenn sie ein Stamm wäre. Also fehlt hier vielmehr der Unterschied zwischen Stamm und Wort. Es kommen allerdings im Jakutischen (Böhtlingk S. XXIII) einige, doch nur vereinzelte, im Finnischen freilich häufige Fälle vor, dafs die Grundform sich von dem Stamme oder Thema, an das die Suffixe sich anschliefsen, unterscheidet. Aber diese Verschiedenheit ist Folge von euphonischem Lautwandel. Man hatte nicht das Bedürfnifs, jedes Element nur geformt, nur mit einem bestimmten Charakteristicum, in der Rede zuzulassen; und darum gilt auch ein Suffix nicht als Form, und ein Stamm mit einem Suffix ist nicht ein zur Wortform gewordener Stamm, hat nicht aufgehört, Stamm, d. h. formlos zu sein.

Dies wird anders im Mexikanischen; denn hier haben wenigstens die Substanzwörter und viele Eigenschaftswörter eine bestimmte Endung, durch welche sie eben als selbständige Wörter, und zwar als Nomina, charakterisirt werden; z. B. *teō-tl* Gott, ist durch das Affix *tl* als Substantivum geformt, ist ein

Wort, dessen Stamm *teō* ist. Verliert nun aber ein solches Wort seine Selbständigkeit, indem es Glied einer Zusammensetzung wird, so verliert es auch seine Endung, und nicht als Wort, sondern als Stamm tritt es ein, gerade wie in den Compositen der sanskritischen Sprachen. Und auch dies ist zu bemerken: wie wir erst im Mexikanischen auf eigentliche Wörter stofsen, so finden wir auch hier erst den Procefs der Zusammensetzung der Wörter.

In Letzterem liegt nun eigentlich das Princip der Formation dieser Sprache. Um seine thatsächliche Erscheinungsform und seine Bedeutung darzustellen, mufs wieder an das Chinesische angeknüpft werden.

Im Chinesischen wurden, wie wir gesehen haben, die einzelnen Wurzeln zu Gruppen, und diese zur Rede zusammengefafst; und zwar herrschten innerhalb jeder Gruppe, wie für die Verbindung derselben mit andern, dieselben Gesetze in Bezug auf Stellung und Hülfswörter. Diese wie jene, unterstützt vom Gebrauche, gaben allerdings dem Geiste hinlängliche Anhaltspunkte für die bestimmte, auch grammatisch formale, Auffassung der Verhältnisse der Verbindung. Diese Verbindung selbst aber blieb lediglich Sache der geistigen Thätigkeit; an der Wurzel selbst war keine Andeutung, sie zu verbinden. Die Wurzeln blieben sprachliche Atome, und erst der Geist, der sie durchdringen mufs, verleiht ihnen die Wahlverwandtschaft, durch welche sie sich an einander schliefsen. Trotzdem aber, dafs sie geistig verbunden werden, bleiben sie lautlich getrennt. Das Mexikanische zeigt nun den Vorzug, dafs dieser Widerspruch zwischen Laut und Geist aufgehoben wird. Hier verliert Wurzel und Stamm sein selbständiges, sich abschliefsendes Wesen, wird unselbständig und tritt als ein verbundenes, sich auf ein anderes Element beziehendes Element auf. Das Mittel aber, durch welches die Verbindung der Wörter zum Satze erreicht wird, ist die Zusammensetzung. Damit diese als solche charakterisirt werde, wurde dem Stamme aufserhalb der Zusammensetzung ein ihn verselbständigendes Suffix gegeben. So ist sie negativ und durch den Gegensatz angemessen charakterisirt. Nun haben wir sie zunächst in ihrer thatsächlichen Erscheinung vorzuführen.

Die Flexion des Verbums bildet sich dadurch, dafs ein

persönliches Fürwort dem Verbalstamme präfigirt wird: *ni-nemĭ* ich lebe, *ti-nemĭ* du lebst, *nemĭ* (ohne Suffix, der blofse Stamm) er lebt, *ti-nemî* wir leben, *an-nemî* ihr lebt, *nemî* sie leben *). Das Object wird mit dem Verbum componirt und zwar vor dasselbe, d. h. zwischen Präfix und Stamm gesetzt: *šōtši-tl* Blume, *ni-temoa* ich suche, *ni-šotši-temoa* ich suche Blumen; *naka-tl* Fleisch, *kwa* essen, *ni-naka-kwa* ich esse Fleisch. Hier liegt ganz offenbar nicht eine blofse Zusammenstellung vor, wie im Chinesischen und in den andern bisher betrachteten Sprachen, sondern ein Bildungsprocefs, wobei sowohl das Object als das Subject in ihrer Lautform verändert werden. Das selbständige Substantivum hat seine bestimmte Endung, im vorliegenden Falle *tl*; diese wirft es ab, verliert damit seine Selbständigkeit als besonderes Wort und wird Glied eines zusammengesetzten Wortes. Ebenso verhält es sich mit dem Subject; denn die eigentlichen persönlichen Pronomina lauten anders als jene Präfixe; nämlich: *nèwātl* ich, *tèwātl* du, *yèwātl* er; *tèwān* oder *tèwāntin* wir, *amèwān* und *amèwāntin* ihr, *yèwān* oder *yèwāntin* sie. Diese Formen werden gebraucht, wenn das Pronomen ganz absolut steht. Auf die Frage z. B.: wer hat dies gethan? ist die Antwort: ich, *nèwātl*. Die Endung *tl* kann auch fehlen. Folgt ein Substantivum, oder wird dem Verbum mit seinem Präfix, des Nachdrucks halber, das Pronomen vorausgeschickt, so werden die Singularformen desselben noch mehr abgekürzt und lauten *nê, tê, yê,* z. B. *nè ni-tlàtlakoāni,* ich Sünder, *ne o-ni-k-tšīuh* ich habe-ich-es-gethan. — Nennen wir diese absolut stehenden Formen kurzweg Pronomina, die aufgeführ-

---

*) Ueber die Aussprache der Vocale im Mexikanischen wird Folgendes bemerkt. Die einfachen Vocale sind *a, e, i, o, u*; das *o* ist oft das geschlossene, dem *u* sich nähernd. Diphthonge scheinen nicht vorhanden. Die einfachen Vocale haben aber eine vierfache Aussprache. Sie sind nämlich kurz und lang. Ferner aber werden sie zuweilen mit einem gewissen Schluchzen gesprochen (con salto, *ò* singulto, *ò* reparo, y suspension sagt Carochi). Zur Bezeichnung dieser Variation behalte ich (inconsequenter Weise) den Gravis bei, und ebenso füge ich mich und bezeichne mit ^ eine vierte Weise, nach der der Vocal mit solcher Energie gesprochen wird, dafs man noch einen Ansatz zum h bildet. Diese Weise findet nur am Schlusse eines Satzes statt, und ist eben diejenige, welche häufig den Plural vom Singular unterscheidet. Die energische Aussprache mit dem Ansatze zu einem folgenden Consonanten scheint mir allemal Folge einer abgefallenen Endung zu sein. Sie kommt auch bei Ableitungs-Suffixen vor, denen vielleicht das Wort-Suffix verloren gegangen ist. Mitten im Satze geht diese Weise der Aussprache in die schluchzende über.

ten Präfixe dagegen: prädicative Präfixe, so bleiben noch die possessiven Präfixe als besondere Formen aufzuführen: *no* mein *mo* dein, *i* sein, *to* unser, *amo* euer, *in* ihr.

Nun wird aber zwischen Attribut und Object gar nicht unterschieden; auch jenes wird in gleicher Weise durch Zusammensetzung ausgedrückt: *teō-tl* Gott, *teō-tlàtōlli* Gottes Wort oder göttliches Wort; *tepos-tli* Eisen, *tepos-mekatl* Eisen-Kette, eiserne Kette; *kal-li* Haus, *kal-tetsontli* des Hauses Grundlage; *tlasò-tli* liebenswürdig, *tlaso-kwikatl* lieblicher Gesang; *mawis-tlàtōlli* bewundernswürdige Worte; *katsāwāka-tlàtolli* schmutzige Worte *); *palan-ka-nakatl* faules Fleisch **); natürlich wird das Adjectivum mit dem Verbum zusammengesetzt zum Adverbium: *yek-tli* gut, *ti-yek-nemi* du lebst gut; *tṣikawak* viel, stark, *ni-mits-tṣikāwakā-tlasòtla* †) ich-dich-sehr-liebe; *nen-tlākatl* nichtsnutziger Mensch, *ni-mits-nēm-pēwaltia* ich dich nutzlos quäle. Auch Verbalstämme treten als Attribute vor Substantiven in Zusammensetzungen auf: *tlàtoā-ni* regieren, *tlàtòkā-tekitl* das Amt des Regierens, zu regieren; und Verbalstämme (mit der Bindesylbe *ka*) vor Verben: *imati* klug sein, *ni-k-imat-ka-tṣiwa in tlein ni-k-tṣiwa* ich-es-weiseseiend-thue das was ††) ich-es-thue; *ni-nèmat-ka-nemi* ich-klug seiend-lebe; *ni-k-kwalān-kā-itta* ich-es-zürnend-sehe. Oft drückt das Attribut nur eine Vergleichung aus: *yōllò-tli* Herz, *yōllò ṣotṣitl* Herz-Blume, Blume von der Gestalt eines Herzens. Dasselbe kommt bei intransitiven Verben vor: *ṣōtṣi-kwepōni in no-kwik* (wie)-(eine) Blumeknospet der mein-Gesang (der Artikel für uns überflüssig neben dem Possessivum).

Dieses Verfahren hat Wilh. v. Humboldt Einverleibung genannt. In jedem Falle müssen wir beachten, daſs für das Mexikanische Zusammensetzung nicht die Bedeutung haben kann, die das Wort bei uns hat. Bei uns bildet sie Wörter, dort ist sie Mittel, die Einheit der Redeverhältnisse herzustellen. *Ni-naka-kwa* ich-Fleisch-esse ist nicht gleichbedeutend mit κρεο-

---

*) *katsawak* verliert in der Zusammensetzung sein auslautendes *k* vor der Bindesylbe *ka*.

**) *palan-ki* faul verliert die Endsylbe, *ka* ist Bindesylbe.

†) *tsikawak* stark, s. vor. Anm.

††) *tlein* ist „was?“ als Interrogativum, dann „etwas“ indefinit, und endlich wird es als Relativum gebraucht.

φαγέω. Letzteres drückt wirklich nur einen Begriff aus, der durch zwei Vorstellungen vergegenwärtigt wird; ersteres ist ein Urtheil, eine Verbindung von Begriffen. Das Subject wird wohl niemals *) mit dem Verbum zusammengesetzt; also wird wenigstens dieses Hauptverhältniſs der Rede von den beiden untergeordneten geschieden, und wenn hiermit das Mexikanische unter dem Chinesischen steht, so steht es doch höher als die hinterindischen, polynesischen und altaischen Sprachen.

Indessen tritt die Schwäche dieses Princips der Einverleibung doch bald hervor. Wie der Chinese seinem Stellungsgesetz durch Partikeln zu Hülfe kommen muſs, so muſs auch der Mexikaner die Schranken der bloſsen Composition durchbrechen. Es tritt nämlich das Object mit seinem Suffix hinter das Verbum, und das objective Verhältniſs wird dadurch angedeutet, daſs dem Verbum statt des Substantivs ein allgemeines Pronomen *k* ihn, es, einverleibt wird; z. B. *ni-k-miktia sē tōtolin* ich-es-tödte ein Huhn, ich tödte ein Huhn. Natürlich findet dieses stellvertretende Verfahren besonders dann statt, wenn die Verhältnisse verwickelter werden und zunächst, wenn ein Verbum auſser dem unmittelbaren Object noch ein mittelbares oder sonst eine nominale Bestimmung hat, wobei folgende besondere Fälle vorkommen können. Bleibt Object und Person unbestimmt, so wird jenes durch einverleibtes *tla* etwas, und diese durch Einverleibung von *tē* jemand, ausgedrückt: *ni-tē-tla-maka* ich-jemanden-etwas-gebe. Wir wir im Chinesischen sahen, daſs man den Begriff der transitiven Verba immer mit einem Object denkt, so verbindet auch der Mexikaner mit jenen Verben, wenn er nicht ein bestimmtes Object nennt, wenigstens *tē* und *tla*: *tē-miktia* jemanden, d. h. einen Menschen, tödten *tla-miktia* etwas, d. h. ein Thier, tödten; *ni-tla-kwa* ich esse, eig. ich esse etwas; *ni-tla-pōwa* ich lese. Das vorher genannte einverleibte *k* steht nur, wenn ein bestimmtes Object dem Verbum folgt, und vertritt das unmittelbare und mittelbare Object, Sache und Person. — Nun kann aber auch ein bestimmtes und ein unbestimmtes Object neben einander stehen. Man sagt nun gemäſs dem voranstehend Bemerkten:

---

*) Weiter unten wird sich eine Ausnahme ergeben, die aber wohl nur scheinbar ist, nämlich beim Passivum.

ni-tē-tlaṡkal-maka ich-jemandem-Brod-gebe. Ist die Person bestimmt, so heiſst es nicht *ni-tē-*, sondern *ni-k-tlaṡkal-maka in no piltsin* ich-ihm-Brod-gebe mein Sohn, d. h. meinem Sohne. Der Dativ der bestimmten Person wird wohl nie unmittelbar einverleibt, sondern nur andeutungsweise durch *k*, wie im vorstehenden Beispiele. Die Sache kann unbestimmt sein: *ni-k-tla-maka in no piltsin* ich-ihm-etwas-gebe mein Sohn (d. h. meinem Sohne). Die Person kann unbestimmt, die Sache bestimmt und nicht einverleibt sein: *ni-k-tē-maka tlaṡkalli* ich-es-jemandem-gebe Brod. Das einverleibte *k*, welches hier die bestimmte Sache vertrat, kann auch, wenn Sache und Person beide auſserhalb des Verbums stehen, beide innerhalb desselben zugleich vertreten: *ni-k-maka tlaṡkalli in no piltsin* ich-es ihm-gebe Brod mein Sohn. In der dritten Person, welche kein Suffix hat, und in der 2. Pers. Plur. *an*, welche consonantisch endet, wird *k* zu *ki*: *ki-miktia* (er) tödtet ihn, *an-ki-miktia* ihr tödtet ihn. Ist aber das Object ein Plural, so steht *kin*: *ni-kin-miktia* ich-sie-tödte.

So hätte denn das Mexikanische mit groſser Feinheit das Princip der Einverleibung gerettet, ohne doch das Verbum zu überladen, indem dieses statt des wirklichen Wortes, welches einzuverleiben ist, nur den abstracten Stellvertreter desselben in sich aufnimmt. Andererseits aber sinkt hier doch das Mexikanische wieder in den Fehler des Chinesischen zurück. Wenn in dieser Sprache die Theile des Urtheils, die Wurzeln, für sich bestehen, ohne lautlichen Verband, so sucht das Mexikanische diesen Verband durch Einverleibung herzustellen. In einem Satze aber, wie dem zuletzt citirten, fallen ja nun doch die Wörter *tlaṡkalli in no-piltsin* heraus aus der Satz-Einheit und stehen weder in Verbindung unter sich, noch mit andern Wörtern. Die Isolirung dieser Wörter im Mexikanischen ist nun aber um so stärker und fehlerhafter, als diese Sprache gerade dadurch vor der Chinesischen einen Vorzug hatte, daſs sie wirklich geformte Wörter besitzt. Das Wort tritt als Stamm in die Einverleibung ein; als selbständiges Subject hat es eine Endung, und das Subject steht oft hinter dem Verbum. Nun stehen hier *tlaṡkal-li* und *in no-piltsin*, letzteres obenein mit dem Artikel, uneinverleibt und doch nicht als Subject, also ganz zusammenhangslos. Ja, wenn man sagt: ich-dir-gebe Brod

ni-mits-maka tlaškalli, so wird das unmittelbare sachliche Object gar nicht im Verbum angedeutet, und steht *tlaškalli* sogar ohne angedeutete Beziehung; und so überall, wo der Dativ die 1. oder 2. Pers. Sing. und Plur. ist. Wenn jedoch das Object in der Mehrheit steht, so wird es neben den beiden ersten Personen im Dativ durch *in* bezeichnet: *ši-nēts-in-maka in mo-tōtol-wān*, *ni-mits-im-pieli-s* du*)-mir-sie-gib die meine-Hühner**), ich-dir-sie-bewahren-werde (vergl. Humboldt, Verschiedenheit des Sprachbaues S. 169 oder CLXXV).

Betrachten wir noch einige Fälle der Einverleibung des Objects. Wie im attributiven Verhältnisse und selbst im prädicativen, so kann auch im objectiven der Gegenstand, mit welchem das Object verglichen wird, einverleibt werden, ohne eine Partikel von der Bedeutung des vergleichenden „wie“: *ni-k-šōtši-tēmoa kwīkatl* ich-sie-(wie) Blumen-suchen Lied(er), ich suche Lieder wie Blumen. — Nicht blofs das nähere und fernere Object, auch das Werkzeug wird einverleibt: *tle-tl* Feuer, *ni-k-tle watsa in nakatl* ich-es-(am) Feuer-brate das Fleisch. Und so überhaupt nähere Bestimmungen: *ō-ki-keš-kotōnke in itštekki* (sie) hatten†)-ihn-(am) Halse-getroffen den Räuber; *ni-k-tōpīlè-kā-tlalia* ich-ihn-(zum) Häscher-setze ein. — Auch beim Passivum und Neutrum tritt Einverleibung auf mit allen vorgenannten Bedeutungen; gebildet wird das Passivum regelmäfsig durch das Suffix *lo*: *šotši-tēmolo in kwīkatl* (wie) Blumen werden gesucht die Lieder; *ō-tlé-wātsalok in nakatl* wurde-(am) Feuer-gebraten ††) das Fleisch; *ō-keš-kotōnalōk in itštekki* wurde-(am) Halse-getroffen der Räuber. Ja hier wird selbst das Subject mit dem Prädicat componirt: *šōtši-temolo* Blumen-werden gesucht. In jedem Falle liegt in dieser letzteren Verbindung eine Abirrung vor, die aber wohl mehr die Auffassung des Passivums betrifft.

Denn es scheint überhaupt, als hätten die Mexikaner kaum ein Passivum. Gerade die einfachste Form des Passivs mit einem Nomen agentis, das durch eine Präposition eingeführt

*) Im Imperat. oder Optat. ist das Subjectiv-Präfix der 2. Pers. Sing. nicht ti, sondern ši.

**) wan ist Plural-Suffix aller Wörter, wenn sie ein Possessiv-Präfix haben.

†) ō ist Augment des Präteritums.

††) ō ist Augment des Präteritums, *lok* Suffix des Prät. Pass.

würde, fehlt ihnen. Statt: ch werde von Pedro geliebt, sagt man: mich liebt Pedro, *nètš-tlasòtla in Pedro*. Aber wohl sagt man: *ni-tlasòtlalo* ich werde geliebt; *ti-wīteko* (von *witeki*, häufig wird das Passivum mit Ausfall des *l* von *lo* und Abfall des auslautenden Vocals des Stammes gebildet) du wirst gepeitscht. Die prädicativen Präfixe bedeuten aber neben dem Passivum auch den Dativ der Person: *ni-mako* (von *maka*) *in āmatl* mir wird gegeben das Papier; oder mit Einverleibung des Leidenden: *ni-ṣōtši-mako* mir-Blumen-werden gegeben. Bleibt das Subject, welches leidet, oder die Person, welcher gegeben wird, unbestimmt, so tritt wieder *tla* und *te* ein: *ni-tla-mako* mir wird etwas gegeben; *tē-ṣōtši-mako* jemandem werden Blumen gegeben.

In den angeführten Beispielen hat sich gelegentlich schon gezeigt, dafs aufser den pronominalen Possessiv-Präfixen und aufser den Prädicats-Präfixen es auch pronominale Objectiv-Infixe gibt: nicht blofs das unbestimmte persönliche *tē* und sächliche *tla*, sondern auch das *k*, *ki*, pl. *kin* mufs hierher gerechnet werden. Diese sind Objectiv-Infixe der 3. Pers. Es gibt auch solche für die andern Personen: mich *nētš*, uns *tètš*, dich *mits*, euch *amētš*. Hat ein Verbum eines der letzteren, so kann es daneben nicht *k* haben, obwohl es sonst erforderlich wäre, wie schon (S. 209) bemerkt.

Die angegebenen Objectiv-Infixe kommen aber nicht in Anwendung in dem Fall, wenn dieselbe Person Subject und Object ist, also bei der Reflexion (obwohl diese Benennung nicht ganz genau ist); sondern letztere wird gebildet durch *nino* ich mich, *timo* du dich, *mo* er sich; *tito* wir uns, *anmo* ihr euch, *mo* sie sich, d. h. durch Combination der Prädicats- und Possessiv-Präfixe; z. B. *ninomiktia* ich mich tödte, *ninotlaloa* ich laufe. Diese Infixe haben auch Dativ-Bedeutung, wenn nämlich ein näheres Object da ist: *ni-k-no* ich ihn (oder es) mir, *ti-k-mo, ki-mo*, Pl. *tikto* wir ihn (oder es) uns, *ankimo kimo* und im Plur. des Objects *ni-kin-no* ich sie mir, *tikinmo kinmo*, Plur. *tikinto* wir sie uns, *ankinmo*, *kinmo*; z. B. *kwitlawia*, sorgen für, sich kümmern, gilt als Reflexiv; *nikno kwitlawia in nopiltzin* ich um ihn mich kümmere mein Sohn, d. h. um meinen Sohn; *ni-kin-no-kwitlawīa in no-pilwān* ich um sie mich kümmere meine Söhne; *ni-mits-no-kwitlawia* ich um dich

mich kümmere; *ti-nētš-mo-kwitlawia* du um mich dich kümmerst; *nino-tē-kwitlawia* ich kümmere mich, nämlich um Personen; *nino-tla-kwitlawia* ich kümmere mich, nämlich um Sachen. Hieraus ergibt sich, wie allerlei subjective und objective Personal-Verhältnisse durch Präfigirung und Einverleibung dargestellt werden.

Ich erwähne nur ganz allgemein, daſs in mannichfacher Weise Substantiva und Verba durch Suffixe abgeleitet, und letztere auch mit Hülfsverben verbunden werden. Nur ein Suffix, *lia*, hebe ich hervor, weil es der Einverleibung zu Hülfe kommt. Es bedeutet, daſs die Handlung in Bezug auf Jemand, für oder wider ihn, geübt werde (Dativus commodi oder detrimenti), was nun nicht weiter durch eine Partikel ausgedrückt zu werden braucht: *ni-k-tšiwi-lia in no-piltsin sē kalli* ich-es-mache-für der mein-Sohn ein Haus, d. h. ich mache meinem Sohne ein Haus. Von dieser Form wird auch ein Passivum auf *lilo* gebildet, obwohl es überflüssig scheint; denn wenn *ni-mako in āmatl* mit einfachem Passivum schon heiſst: mir-wird gegeben das Buch, so heiſst *ni-kwīlilo-in amātl* auch bloſs: mir-wird genommen das Buch. Diese Form auf *lia* dient aber dazu, um eine oben bemerkte Unfolgerichtigkeit aufzuheben. Wir sahen (S. 209), daſs, wenn ein Dativ der 1. und 2. Pers. einverleibt ist, daneben das Object keine Bezeichnung als solches findet, sondern bloſs zusammenhangslos hinter das Verbum tritt. Wenn man nun aber sagt: *ō-ti-nētš-kwī-lì in no-tlaşkal* du-hast-mir-genommen-es das mein-Brod, so hat allerdings das Object, „mein Brod“ *no-tlaşkal*, seine Andeutung im Verbum, nämlich in dem *lia* (im Prät. abgekürzt *li*); denn dieses Suffix deutet an, daſs die Thätigkeit gegen etwas gerichtet ist. Daher fällt auch die Endung *lia* weg, sobald das Object selbst einverleibt wird.

Auch der Verdopplung muſs noch gedacht werden. Sie findet beim Substantivum, Adjectivum und Verbum statt. Bei letzterem ist sie von mannichfacher Bedeutung. Erstlich bewirkt sie intensive Steigerung: *ni-pàpāki* ich bin sehr heiter *n-àāwia* *) ich bin sehr erfreut. Häufiger bedeutet sie quantitative Mehrheit der Handelnden oder Leidenden oder der Hand-

*) Vor dem vocalischen Anlaut von āwia, erfreut, fällt das i des Präfixes ab.

lungen oder des Ortes und der Zeit, wobei das Verbum selbst im Singular bleibt, wenn es sich um leblose Dinge handelt: *in nopil-wān ō-kwikwilīlōkè in-intlāl* meinen Kindern wurden genommen ihre Güter; *in-tšàtšan ōyàyàkê* sie gingen jeder in sein Haus, während *intšān ōyàkê* heiſsen würde: sie gingen in ihr Haus, als hätten sie alle zusammen nur eins; *nino-tlàtlà-tìtinemi* ich verstecke mich bald hier, bald dort. Zuweilen wird nicht das Verbum, sondern nur das indefinite *tla* verdoppelt: *ni-tlàtlà-paloa* ich koste, z. B. verschiedene Weine. — Symbolisch wirkt hierbei auch die verschiedene Aussprache (S. 205 *) der Vokale: *ni-tla-saka* ich bringe etwas herbei; *ni-tla-sāsaka* ich bringe mit Anstrengung herbei, aber *ni-tla-sà-saka* ich bringe mit Anstrengung von verschiedenen Seiten herbei; *kotōna* schneiden, *kōkotōna* in viele Stücke schneiden, *kò-kotōna* viele Dinge schneiden, u. s. w.

Beim Plural hilft die Reduplication den Plural bilden. Die Geschichte der Bezeichnung dieses Numerus scheint mir im Mexikanischen folgende gewesen zu sein. Gehen wir davon aus, daſs in einer Urzeit im Mexikanischen die Reduplication, sich mehr oder weniger über das Wort erstreckend, vielleicht das einzige Zeichen des Plurals war, so dürfen wir annehmen, daſs bei den nächsten Schritten zur Formbildung der Plural doppelt bezeichnet wurde, durch Reduplication und eine besondere Endung. So geschieht es heute noch in manchen Fällen, z. B. *pil-li* Ritter, Plur. *pi-pil-tin*; *tlākò-tli* Sklave, Plur. *tlā-tlākò-tin.* Nun könnte einerseits die Reduplication überflüssig erschienen sein, und meist wird heute der Plural durch ein bestimmtes Präfix, *mê* oder *tin*, gebildet, welches an die Stelle des Präfixes im Singular tritt: *itška-tl* Schaf, *itška-mê* Schafe; *tōtol-in* Huhn, Plur. *tōtol-mê* oder *tōtol-tin*; *tà-tli* Vater, Plur. *tà-tin.* Andrerseits aber könnte die Reduplication geblieben und das Plural-Suffix abgefallen sein, wonach zum Ersatz der Endvocal die energische Aussprache erhielt; so liegt das Verhältniſs in: *teō-tl* Gott, Pl. *tēteô*; *konē-tl* Kind, Pl. *kōkonê.* Wenn nun endllich auch die Reduplication abfiel, so schien die bloſse Aenderung des Endvocals Zeichen des Plurals zu sein; z. B. *Meșika-tl* Mexikaner, Pl. *meșikâ*; *tlāka-tl* Person, pl. *tlākâ*; und ebenso unterscheidet sich das Verbum im Plural vom Singular bloſs durch die Aussprache des Endvocals.

Die An- oder Abwesenheit der Reduplication bewirkt zuweilen einen Unterschied der Bedeutung; z. B. *tlàtòkê* heifst: Fürsten, *tlătlàtòkê* nicht nur Fürsten in der Mehrheit, sondern auch von verschiedenen Stämmen.

Hier scheint mir nun auch wiederum eine Erscheinung vorzuliegen, welche beweist, dafs das Mexikanische wirklich Suffixe hat, welche nur die Wurzel oder den Stamm zum Wort, zum Gliede der Rede, fortbilden sollen, während die Suffixe der früher betrachteten Sprachen ausschliefslich die materielle Bedeutsamkeit des Wortes betrafen. Nämlich, wie schon bemerkt, im Plural werden die Endungen *tl, li, tli, in,* welche Nomina aus Wurzeln bilden, also das Wort von dem Stamme unterscheiden, abgeworfen und durch ein Plural-Suffix ersetzt, wie wir gesehen haben. Die Endungen dagegen, durch welche Nomina von Nominal- und Verbalstämmen abgeleitet werden, welche also den Nominalstamm erst bilden, bleiben im Plural und nehmen das Plural-Suffix hinter sich; z. B. *iş-tli* Gesicht, *nakas-tli* Ohr, *iş-ê, nakas-ê* Gesicht-, Gehör-habend, klug; Pl. *īşè-kê, nakasè-kê*; *tōpīl-li* Stab, *tōpīl-ê* jemand, der einen Stab hält, ein Häscher, Pl. *topilè-kê*; *āşkāitl* oder *tlatkitl* ein Gut, *āşkā-wâ, tlatkiwâ* Gutsbesitzer, Pl. *āşkāwàkê, tlatkiwàkê.* Ob nun aber dieses Streben, das Wort vom Stamme durch ein Suffix zu unterscheiden, consequent durchgeführt ist, so weit, dafs auch den abgeleiteten Stämmen noch das Wortbildungs-Affix beigegeben wird, darüber mag ich nicht entscheiden; wo es fehlt, könnte es abgefallen sein. Es fällt eben so häufig ab, wenn vor das Substantivum ein präfigirtes Possessivum tritt: *tlaşkal-li* Brod, *no-tlaşkal* mein Brod.

Abgesehen von dem Plural wird das Nomen nicht declinirt, und selbst diesen haben nur lebende oder lebend gedachte Wesen, wie die Sterne. Die Namen der leblosen Dinge haben ihn nicht, aufser wenn sie metaphorisch Personen bedeuten, wie wenn man grofse Männer die Fackeln oder Lichter des Jahrhunderts nennt.

Versuchen wir jetzt das Wesen und den Werth der mexikanischen Einverleibung zu bestimmen. Wenn es richtig ist, dafs in dieser Sprache zuerst wahrhafte Wortbildung gefunden wird, so möchte man sagen, dafs in der Freude über die neue Schöpfung dieselbe zur Oberherrschaft über die sonstigen Pro-

cesse in der Sprache gelangt ist und mit voller Einseitigkeit die Rede gestaltet: die Wortbildung hat die Satzbildung verschlungen, der Satz geht im Worte auf. Es wird hier nicht in Sätzen, sondern in Wörtern gesprochen, und wie die chinesische Sprache wortlos, so ist die mexikanische satzlos. Darum kann von Beziehungen der Wörter zu einander als der satzbildenden Glieder, von Wortbeugung oder Wortwandel hier so wenig wie dort die Rede sein, und noch weniger. Es ist zunächst aus dem Vorstehenden von selbst klar, dafs es weder für die objective, noch für die attributive Beziehung wirkliche Exponenten geben kann. Ja die Einverleibung steht sogar darin der chinesischen Isolirung nach, dafs sie das Attribut und das Object gar nicht unterscheidet. Dasselbe Verfahren drückt jenes und dieses aus. Dafs die Einverleibung sogar in die Isolirung zurücksinkt, ist schon bemerkt worden. Sie sorgt freilich immer dafür, dafs dann das Verbum gewisse Hindeutungen auf folgende ihr gehörende Objecte in sich hat; diese Hinweisungen aber sind wenigstens nicht bestimmter als das Stellungs-Gesetz des Chinesischen.

Wenn wir oben von Präfixen gesprochen haben, so war dies nicht ganz genau; denn die ganze Gestaltung der mexikanischen Sprache zwingt uns, was den Schein von Präfixen hat, vielmehr als Einverleibung anzusehen. Was erstlich die Prädicats-Präfixe betrifft, so sind es die einverleibten Subjects-Pronomina. Es ist bemerkt, wie beim Passivum oder Neutrum das substantivische Subject selbst dem Verbum einverleibt wird. Sollte sich aber auch bei genauerer Analyse dieser Verbindung ergeben, dafs das scheinbare Subject doch vielmehr Object ist, wie denn fast regelmäfsig das Subject nicht einverleibt wird, so könnten wir doch nur sagen, dafs es sich hier nur so verhält, wie beim Object mit dem *k*, *kin*, d. h. dafs, wie das Object häufig nicht unmittelbar, sondern nur durch Stellvertretung einverleibt wird, es so beim Subject immer geschieht, indem es durch scheinbare Präfixe vertreten wird. Dafs die Prädicats-Präfixe mit viel gröfserer Innigkeit an der Verbal-Vorstellung hängen, als sonst in irgend einer Sprache die Personal-Affixe, geht daraus hervor, dafs überall Bestimmungen der Zeit oder des Modus zwischen Verbal-Stamm und Person treten, dafs diese immer zuäufserst stehen, wäh-

während im Mexikanischen das Präterital-Augment *ō* vor das Subjects-Präfix tritt. Es wird also hier nicht die Person als Subject mit der in die Vergangenheit versetzten Thätigkeit verbunden, sondern die Thätigkeit mit dem einverleibten Subject wird in die Vergangenheit gerückt.

Ebenso werden die Possessiv-Präfixe dem Substantivum einverleibt oder, um es genauer zu sagen, sie sind stellvertretend einverleibt statt der regierten, bezogenen oder bestimmenden Substantiva, welche wir etwa im Genitiv denken würden. Und so wird auch im Mexikanischen der Genitiv durch die Possessiva umschrieben: „des Mannes Haus“, wird: „sein Haus der Mann“. So geschieht es auch in altaischen und polynesischen Sprachen. Hier aber herrscht nicht Präfigirung, sondern Einverleibung. Statt unmittelbar das abhängige Substantivum dem regierenden einzuverleiben, wie sehr oft geschieht, und wie das Object dem Verbum einverleibt wird, läfst sich jenes durch ein Pronomen *ī*, Plur. *in*, wie das Object durch *k*, *kin*, ersetzen, und tritt dann isolirt hinter das regierende Wort; die Pronomina der 1. und 2. Pers. aber bleiben geradezu weg. Auch hier ist der attributive Procefs dem objectiven ganz analog, und der prädicative ihnen beiden. Wie innig die Possessiv-Präfixe mit dem Substantiv verschmelzen, geht daraus hervor, dafs das Wortbildungs-Suffix dabei umgeändert wird; z. B. *āma-tl* Papier, Buch, *n-āma-uh* mein Buch; das *o* von *no* ist vor dem Vocal abgefallen; aber in dergleichen sehe ich blofs Zungen-Werk. Von ganz anderem Werthe ist die Abänderung des Suffixes, durch welche gewissermafsen ein neues Wort entsteht. Dieses neue Wort erhält nun auch nicht mehr das Plural-Suffix, welches dem isolirten *āma-tl* zukommen würde; sondern welches Plural-Suffix ein Wort auch haben mag: wird ihm ein Possessivum einverleibt, so nimmt es im Plural das Suffix *wān* an*).

*) Merkwürdig, dafs dieses wān sonst nur noch bei den selbständigen persönlichen Fürwörtern des Plurals vorkommt. Es scheint, als wenn nur das n Plural-Zeichen wäre (wie ja auch von den Pronominalstämmen i, ki der Plural in, kin lautet), wā aber oder wā-tl Person bedeutete. Dieses wâ bildet auch Possessiv-Substantiva oder Nomina Possessoris z. B. ilwuika-tl Himmel, ilwuikawâ Herr des Himmels; ā-tl Wasser, ā-wâ Herr des Wassers; tepē-tl Berg, Abhang eines Hügels, tepē-wâ Herr des Berges. Da nun die Städte gewöhnlich am hügeligen Wasser-Ufer liegen, so bedeutet awâ und tepewâ Bewohner einer Stadt. Man zieht zusammen āltepētl (aus ātltepētl) Wasser und Hügel für Stadt,

Dafs das prädicative Verhältnifs wesentlich gleich den beiden andern Verhältnissen behandelt wird, ist das Schlimmste und wirft das Mexikanische unter das Chinesische zum Hinterindischen, Polynesischen und Altaischen zurück. Darum aber mufs dieser Punkt näher erörtert werden.

Dafs die 3. Pers. des Verbums kein Präfix hat, ist ein böses Zeichen. Dazu kommt, dafs der Plural des Verbums gerade so gebildet wird, wie der des Nomens: *nemĭ* er lebt, *nemî* sie leben *).

Dies weist darauf hin, dafs *ni-nemi, ti-nemi* nur so viel heifst, wie: ich Lebender, du Lebender. So sagt man ja auch *nè ni-tlàtlakoāni* ich ich-Sünder.

Daher hat es auch nichts Auffallendes mehr, dafs alle Nomina jene Prädicats-Präfixe erhalten können: *ni-kwalli,* eigentlich: ich gut, ich bin gut; *ti-kwalli* du (bist) gut, *kwalli* er (ist) gut; *ti-kwaltin* wir (sind) gut, *an-kwaltin* ihr seid gut, *kwaltin* (sie sind) gut; — *ni-ṣolopìtli nino-kwepa* ich Thor, ich kehre um; *ti-motšintin tlāltikpak ti-tlakà ti-tlàtlakoānimê* wir-alle zumal wir-Menschen wir-Sünder; d. h. wir Men-

---

und āltepèwâ Bewohner der Stadt. So wäre denn nè-wātl, nè-wa, eigentlich: meine Person, und tè-wān = unsere Personen; tè-wa, tè-wātl = deine Person, amèwān = eure Personen; yè-wa, yè-wātl = seine Person, yèwān = ihre Personen. Wenn man nun sagt: no-tōtol-wān, für: meine Hühner, so wäre dies eine Verschiebung (Metathesis) von no-wā-tōtol-n = meiner-Person-Hühn-er.

*) Nun haben wir freilich die energische Aussprache des Vocals im Plural als Ersatz und Andeutung eines abgefallenen Suffixes angesehen; und die Möglichkeit kann nicht geläugnet werden, dafs das abgefallene Suffix von den nominalen Plural-Affixen verschieden war. Es erscheinen aber wirklich in einigen Verbalformen Plural-Affixe und zwar nominale. Im Augment-Präteritum lautet der Sing. ō-tlapōuh, der Plur. ō-tlapōuhkê und gerade so lautet der Plural von Possessiv-Substantivum. Aufser den schon angeführten Beispielen (s. S. 213) ist hier noch an die Nomina agentis auf ki zu erinnern, die im Plural ki durch kê ersetzen; z. B. kal-piṣ̆-ki Haus-Wart, teō-piṣ̆-ki Gottes-Diener, Priester, tlà-piṣki Hüter von etwas, lauten im Plur. kalpiṣkê, teōpiṣkê tlàpiṣkê. Ja sogar die 3. Pers. Sing. des Präteritum selbst kann die Endung ki annehmen und verhält sich dann in der Plural-Bildung ganz wie ein Nomen, wie es auch von Verben abgeleitete Nomina gibt, die in ihrer Form vollständig mit der 3. Pers. des Augment-Präteritums übereinstimmen, nur natürlich ohne das Augment ō, die also wahrscheinlich ebenso wie die 3. Pers. die Endung ki im Sing. verloren haben: tē-tlamatstî jemand, der sich mit etwas bereichert (hier ist das Subject durch das unbestimmte tē einverleibt) tē-kwiltōnô (jemand oder etwas), der oder was jemanden erfreut, im Plur. tētlamatstìkê, tēkwiltōnòkê. Im Futurum ist das Plural-Zeichen ebenfalls kê und im Sing. kann ki stehen. Im Vetativum ist die Plural-Endung tin eine substantivische; im Imperativ kān, wovon aber nur das n dem Plural angehört, das wir oben (vor. S. *) schon kennen gelernt haben. Es kommt auch vor bei einigen Quantitativ-Adjectiven: miek viel, Plur. miekīn oder miektin oder miekīntin u. a.

schen sind allesammt Sünder; — *ş̣i-wāllauh in ti-piltontli* dukommher der du-Kleiner (in welchem Satze namentlich das *in* an die Einverleibung des *ti-piltontli* du Kleiner, in das Verbum durch *ş̣i* erinnert. Da *in* auch relative Bedeutung hat, so könnte man hier die Sache auch so nehmen: du komm, der du Knabe bist).

Wie sich die Prädicats-Präfixe mit den Objectiv-Präfixen vereinigten, so treten sie auch vor die Possessiv-Präfixe: *nimo-piltsin* ich-dein-Sohn, nämlich: bin; *n-amo-piltsin* ich (bin) euer Sohn; *ni-ī-piltsin* ich (bin) sein-Sohn, *nim-piltsin* ich (bin) ihr Sohn. Und ebenso sagt man *ni-tē-tlākauh* ich (bin)-jemandes-Sclav. — Bemerkenswerth ist noch die Verbindung des Prädicat-Präfixes mit dem Frage-Pronomen *tleïn* oder *tlè* was? *tleïn ti-k-neki* was du-es-willst, was willst du? Nun sagt man *ti-tleïn* du-was, was bist du? *Ti-tleï-kè in ti-nēntlāka-totōntin* wir-was (*kè* ist Plural-Zeichen, aber doch zugleich persönliche Bedeutung verleihend, wie wenn man von „was“ ein Nomen „wassig“ bildete), also: wir-wass-ige die wir-nichtige-Mensch-lein = was sind wir nichtigen Menschen! *àmo ni-tleïn* oder *à-ni-tleïn* nicht ich etwas, d. h. ich bin nichts; *àtleïn* nicht etwas, d. h. er ist nichts. *àtitleìkê* nicht wir etwassige = wir sind nichts. Ein anderes Fragepronomen ist *āk* welcher, und mit einem mehr persönlichen Anhange *ākin* wer, Plur. *ākìkê*. Nun sagt man auch: *ak nèwātl* wer (bin) ich? *àk tèwātl* wer (bist) du? *ākin in* wer (ist) er? Plur. *ākìkè in* wer (sind) sie? Man sagt aber nicht weiter nach dieser Analogie: *ākìkè tèwāntin* wer (sind) wir? sondern entweder *āk tèwāntin* wer (sind) wir, *āk amèwāntin* wer seid ihr, oder man wählt die Prädicats-Präfixe und versieht sie einerseits vorn mit dem Interrogativ-Stamme *āk* und andererseits hinten mit dem persönlichen *kê*: *āk-tì-kê* wer (sind) wir? *āk-ami-kê* wer seid ihr? d. h. also, wie man *ā-ki-kê* wer? gebildet hat aus dem Interrogativ-Stamme *āk*, dem personalen Pluralzeichen *kê* und dem bekannten Ersatz der Einverleibung *ki*, so wird in *ak-tì-kê*, *ak-amì-ke* das Pronomen 1. 2. Pers. Plur. *tì*, *ami* ein verleibt, wobei dann *kê*, obwohl es das substantivische Element ist, eben so wohl das Verbum vertreten kann, wie so viele Verbalformen im Plural gerade dieses *kê* haben und sich dadurch als Nominal-Bildungen kund geben.

So ist denn das schliefsliche Ergebnifs, dafs das Mexikanische in seinem Ansatze zur Wortbildung Nomina gebildet hat, aber keine wahrhaften Verba; und dafs das Subject, wie das Object und Attribut als nähere Bestimmung dem Ausdrucke der Thätigkeit einverleibt wird. Nur das war allerdings ein glücklicher Griff, dafs die Thätigkeit zum Mittelpunkt des Satzes gemacht worden ist, theils zum Gefäfs, indem es die anderen Theile unmittelbar in sich aufnimmt, theils zum Bande, indem es die Beziehungen in sich enthält, nach denen die aufsen stehenden Elemente zu fassen sind. Aber um wie viel steht dies wohl höher als das barmanische Verfahren, das Verbum oder den Ausdruck der Thätigkeit immer an den Schlufs des Satzes zu stellen, um so alles Vorangehende in sich aufzunehmen? Mit dem Chinesischen, wo das Verbum wirklich Mittelpunkt zwischen Subject und Object geworden ist, kann sich das Mexikanische nicht messen.

Es ist noch der eigentlichen Zusammensetzung der Wörter zur Bezeichnung einfacher Begriffe zu gedenken; denn dieser Procefs hat in der mexikanischen Wortbildung eine viel gröfsere Ausdehnung gewonnen als in unsern Sprachen, was mit einigen Beispielen belegt werden mag: *ome-yolloa* zweifeln, aus *ome* zwei *yolli* Herz; *tla-ihio-anani tetl* etwas (durch den) Hauch anziehender Stein, d. h. Magnet; *te-kwa-kwil-li* Bildsäule, Götze, aus *tetl* Stein, *kwaitl* Kopf, *kwiloa* malen; und *miṣ-tekwakwilli* Wolken-Bildsäule, d. h. Zinne, aus dem Vorigen und *miṣ-tli* Wolke; *naka-tsatsa-tl* taub, aus *nakastli* Ohr und *tsatsi* schreien, also eigentlich: dem man ins Ohr schreien mufs; *kwakwawitl* Horn, aus *kwaitl* Kopf und *kwawitl* Baum; davon abgeleitet ist *kwakwawê* Stier, Ochs, eigentlich: der Gehörnte oder der mit Kopf-Baum Versehene; *kwakwauh-tentsone* Ziege, aus *kwakwawitl* Horn und *tentsontli* Bart, und letzteres aus *tentli* Lippe und *tsontli* Haar, also: die mit Kopf-Baum und Lippen-Haar Versehene (Buschmann: Ueber die aztekischen Ortsnamen).

Ableitung der Wörter von einander geschieht in mannichfachster Weise: Nomina von Verben und umgekehrt, Adjectiva von Substantiven und umgekehrt, in vielfältiger Bedeutung; ferner Verba von Verben, d. h. Bildung von Causativen, Passiven oder Neutren, Frequentativen. In all dem liegt nichts,

was nicht in den meisten Sprachen vorkäme. Dagegen findet hier ein Procefs statt, der wohl eigenthümlich ist, indem er innerhalb der Wortbildung den Charakter der Einverleibung zeigt. Dieser Procefs ist nämlich weder eigentlich Ableitung, noch auch Zusammensetzung in unserm Sinne, oder wie die eben angeführten Composita aus dem Mexikanischen. Aeufserlich wie innerlich ist er ein Mittleres zwischen Ableitung und Zusammensetzung, und darum eben etwas Besonderes.

Es gibt z. B. einen transitiven Verbalstamm *mati* wissen. Er ist vollständig im Gebrauch: *ni-k-mati in teō-tlatòlli* ich-es-weifs das Gottes-Wort. Mit den Reflexiv-Infixen bedeutet es denken *ni-no-mati* ich denke, eigentlich: ich-mir-weifs. Hieran schliefst sich die Bedeutung: zufrieden sein, sich wohl fühlen. Die transitive Form hat ferner die Bedeutung: halten für; das objective Prädicat wird entweder verbunden mit der Postposition *pan* in, auf, über; z. B. *tlein i-pan ti-nēts-mati* was ihm-in du-mich-kennst, d. h. worin kennst du mich, wofür hältst du mich; *iuhkinti-tē-kwāni i-pan ni-mits-mati* Thier-er-fressender ihm-in ich-dich weifs, ich halte dich für eine Bestie; oder es wird einverleibt *ni-no-wēi-mati* ich-mich-grofs-weifs, ich halte mich für grofs, schätze mich hoch; *ni-k-wēi-mati in tlamatilistli* ich-sie-hoch-schätze die Wissenschaft; *ni-no-kno-mati* ich-mich-arm-weifs, ich demüthige mich (*ikno-tl* arm). In diesem Sinne: ich halte dafür, mir scheint, wird es nun einem Passivum (nach abgeworfenem *o*) angefügt, woraus sich z. B. folgende Verbindung ergibt: *ni-no-teltšīwal-mati* ich-mich-verachtet-halte = mir scheint, dafs man mich geringschätzt; *ni-k-teltšīwal-mati in no-piltsin* ich-ihn-verachtet-halte den meinen-Sohn = es scheint mir, dafs mein Sohn verachtet ist. — Wie *mati* wird *toka* verwendet, aber mit dem Hinter-Gedanken, dafs es ein falsches Urtheil ist, also für „wähnen"; dann mit den reflexiven Infixen: sich stellen *ni-no-mikkā-toka* ich-mich-todt-stelle. — In ähnlicher Weise wird *tlani* affigirt und bedeutet: wünschen, fordern, dafs (vor diesem Affix, welches vielleicht nur das abgekürzte Verbum *ìtlani* fordern, ist, fällt das *o* der Passiv-Endung ab, dann das *t* des Affixes, d. h. aus *lo-tla* wird *lla*): *mo-ttal-lani* (aus *mo-itta-lo-tlani*) er wünscht gesehen zu werden; *ni-k-tē-tsīwal-lani in tlaškalli* ich-es-von jemanden-gemacht werden-fordere das

Brod = ich will, dafs Jemand das Brod mache, oder dafs von Jemandem das Brod gemacht werde; *ni-k-nen-tlani in no-piltsin* ich-ihn-leben-wünsche meinen-Sohn, d. h. ich wünsche und bewirke, dafs mein Sohn lebe (*nen* abgekürzt aus *nemi*; nach Abfall des *i* hat sich *m* dem *t* assimilirt). — So gibt es nun auch eine ganze Conjugationsweise mit der Bedeutung: ich gehe zu (thun).

Man sieht wohl: wie die Einverleibung mit mangelhafter Entwickelung der Casus, so steht sie auch mit mangelhafter Entwickelung der Nebensätze im Zusammenhange.

b) Die amerikanischen Sprachen überhaupt, mit besonderer Rücksicht auf das Grönländische.

Im Mexikanischen liegt das Grundschema für den Bau der amerikanischen Sprachen überhaupt; denn sie alle befolgen in der Formenbildung dieselbe Methode. In ihren Lauten freilich erscheinen sie verschieden genug. Sonst liegt der Unterschied in der mehr oder weniger fruchtbaren Anwendung, d. h. in der gröfseren oder geringeren Vollständigkeit der möglichen Combinationen und in der Zartheit oder Gewaltsamkeit, mit der die Wort-Elemente zusammengeschweifst werden, auch in der verschiedenen Neigung nach Bestimmtheit des Ausdrucks. Unmittelbare Einverleibung der Substantiva selbst kommt aufserhalb des Mexikanischen nicht wieder vor; nur die durch Pronomina stellvertretende zeigt sich im Süden, wie am Eis-Meer.

Am vollendetsten vielleicht zeigt sich der amerikanische Sprachen-Typus im Grönländischen, welches sich zunächst dem Eskimo-Stamme anschliefst. Es hat nur Suffixe, keine Präfixe. Wir wollen hier diese Sprache in Bezug auf die drei schon hervorgehobenen Punkte betrachten, in denen sich die Einverleibung am auffallendsten offenbart: in jenem Zwitterwesen von Wort-Bildung und -Ableitung, in dem Ausdrucke der objectiven und in dem der possessiven Verhältnisse.

Was den ersten Punkt betrifft, so ist es freilich kaum möglich, ihn von der Ableitung zu trennen. Es werden in solcher Weise allerlei Nomina agentis, acti, actionis, instrumenti, abstracta gebildet, an welche wir gewöhnt sind; dann aber auch Nomina loci und temporis; z. B. Stamm *inaq* sich schlafen

legen, *inaχ-poq* er legt sich schlafen, *inaχ-fia* Ort oder Zeit, wo er zu Bette geht; *oqalugpoq* er predigt, *oqalugfik* Ort, wo man predigt, eine Kirche; *issipoq* er fällt ins Wasser, *issivfia* die Stelle, wo er ins Wasser gefallen ist. Letzteres Beispiel zeigt, dafs es bei solchen Bildungen nicht darauf ankommt, einen Ort von allgemeiner, fester Bestimmung zu bezeichnen, sondern auch einen, an dem zufällig etwas geschehen ist. Die Kategorie ist also noch nicht abgelöst vom einzelnen Falle. Wenn hier aber wenigstens noch ein Anklang an eine Kategorie ist, so scheint auch der zu schwinden, wenn man sagt: *nunalipoq* er kommt zu Lande, *nunaleχlāq* ein vor kurzem neu zu Lande Gekommener. Man wird an ähnliche italiänische Formen erinnert bei *-χšuaq*, welches an Substantiva gehängt „grofs, häfslich, böse“ bedeutet, und *-nguaq*, welches „klein, niedlich“, bedeutet: *qingmeq* Hund, *qingmeχšuaq* ein grofser, böser Hund, *qingminguq* ein kleiner, niedlicher Hund. In dieser Weise geht es aber weiter. Es wird dem Nomen *inaq* angehängt in der Bedeutung „blofs, nur“: *qissuk* Holz, *qissuinaq* nur Holz; *iglo* ein Haus, *igluinaq* nur ein Haus, ein gewöhnliches Haus; *mikišoq* ein kleiner, *mikišuinait* nur kleine, lauter kleine u. s. w. Andere Anhänge bedeuten: worüber man seinen Aerger hat, leidig, häfslich, niederträchtig, nichtsnutzig, und wieder im Gegentheil: liebstes, ungeheuer, mehrere, eine Menge, neu, alt, zerfallen oder entzwei gegangen, beinahe, einzig (*erni-tuâ* sein-einziger-Sohn) *). — An Substantiva gehängtes *-tsiaq* bedeutet „ziemlich“ und schliefst je nach der Bedeutung des Substantivs noch einen adjectivischen Begriff in sich: an Land: ziemlich gutes, an Berg: ziemlich hoch, an Haus: ziemlich hübsch; es schliefst sich aber auch an Adjectiva. — *Liaq* und *siaq* bilden einen Gegensatz; ersteres bedeutet: gemacht, letzteres: erworben oder erhalten. Nun würden wir folgende Anwendungen recht sinnreich finden: *qaqaliaq* ein gemachter Berg,

---

*) In einer andern nordamerikanischen Sprache (dem Odžibbwe) wird dem Substantiv so zu sagen eine Präterital-Endung angefügt, um auszudrücken, dafs das Genannte nicht mehr ist; also ist es bei Personen zu übersetzen durch „verstorben“, bei Zeitbestimmungen durch „vergangen“: Garrangula-bun der verstorbene G., n-ōs ibun mein-Vater verstorbener (dieser Anhang bun ist sogar bei Verben Zeichen des Präteritums); pibōn Winter, pibon-ung der letzte Winter, pibong der kommende Winter; nibin-ung letzten Sommer, nibing kommenden Sommer.

ein aufgeworfener Hügel; gemachtes Wasser (Getränk) = Bier; eine gemachte Sehne zum Nähen = Zwirn; gemachtes Band, d. h. ein gewirktes, gewebtes, im Gegensatz zu Riemen, Stroh; aber jenes *liaq* bedeutet auch geradezu: „gemacht“, und statt zu fragen: wer hat diesen Sack gemacht? sagt man: wessen gemachter Sack (ist) das?

Nun scheint es freilich oft genug, als hätten wir hier reine Zusammensetzung vor uns, d. h. dem Werthe nach sogar noch weniger, insofern sie ein eigentliches Satzverhältnifs enthält; z. B. *inuk* ein Mensch, *inug-pagšuit* eine Menge Menschen; und ursprünglich lag auch hierbei sicherlich weiter nichts vor als Zusammensetzung. Die Sprache aber sieht heute die Sache anders an. Heute gibt es kein Wort *pagšuit* im Grönländischen mehr, wie alle ähnlichen Anhänge, von denen hier die Rede ist, nur in Form von Suffixen erscheinen. Nun treten auch, wie wir gesehen haben, zwei oder mehrere in eine gewisse Beziehung, sei es des Gegensatzes oder der Ergänzung; z. B. *iglo* ein Haus, *igloχpait* mehrere Häuser, *igloχpanguit* nicht sehr viele Häuser, ein kleinerer Ort, *igloχpagšuit* eine Menge von Häusern, eine Stadt. — Feinheiten zeigen sich überall, und so auch hier. Wenn wir sagen: mein Fleisch, so bleibt es an sich unbestimmt, ob dies heifsen soll: das Fleisch meines Körpers, oder das, welches ich mir vom Fleischer gekauft habe. Der Grönländer unterscheidet: das einfache Possessivum bezeichnet das Fleisch seines eigenen Leibes; für den andern Fall hat er einen Anhang, *-ut*, der überhaupt „vorräthig“ bedeutet: *neqe* Fleisch, *neqā* sein Fleisch, *neqiut* vorräthiges Fleisch, *neqiutā* das Fleisch, das er in Vorrath hat. Der Mexikaner ist hier doch noch feiner; wenn vom eigenen Leibe die Rede ist, so bildet er vom Worte Fleisch ein Abstractum: Fleischigkeit. Wenn der Grönländer den Besitz von Thieren ausdrücken, z. B. „seine Schafe“ sagen will, so mufs er sich durchaus jenes *-ut* bedienen; aber wenn er von der Heimath eines Thieres spricht, wenn er einem Lande Thiere zuschreibt, dann bedient er sich in Bezug auf dieses Land des Possessivums „sein“.

Wir haben bisher nur Nominal-Bildungen betrachtet. Es verhält sich mit den Verbal-Bildungen ganz ähnlich. Hier gibt es Anhänge, welche bedeuten: im Begriffe sein, anfangen, allmählich, Zukunft, bereits, also Vergangenheit, nicht mehr,

aufgehört haben zu —, suchen zu —, gehen oder kommen um zu —, sich beeilen zu —, wollen, gern mögen, können, fähig werden, jemanden befähigen, sehr leicht können, immermehr, mehr können, nun nicht mehr können; ferner: sehr, tüchtig, ein Weibchen, schlecht, gut, in höherem Grade, besser als vorher, nur, durchaus, völlig, zu sehr, einzig, beständig, wiederholt, hätte beinahe, zwar, vermuthlich, wahrscheinlich, scheinbar u. dgl. m. — Es ist wohl nicht nöthig, ausdrücklich zu bemerken, dafs durch einen solchen Anhang auch Causativa, Transitiva gebildet werden. Hier finden wir aber auch das Gegentheil vom Causativum: jemanden hindern etwas zu thun; ferner: an jemandem, für jemanden etwas thun, ihm helfen; denken, dafs jemand thut, warten, dafs er thue.

So zeigt sich denn wohl klar, wie der scheinbar so schöne Anfang, den das einverleibende Verfahren im Mexikanischen gemacht hat, in der weiteren Entwickelung zu einer völligen Verwirrung von Stoff und Form geführt hat. Wir unterscheiden in unsern sanskritischen Sprachen genau zwischen Zusammensetzung und Anbildung: erstere verbindet Stoff mit Stoff, d. h. die Vorstellung eines Materialen, einer Eigenschaft, Thätigkeit, Substanz mit einer andern Vorstellung eines Materialen, um durch beide wiederum den Begriff eines Materialen darstellen; letztere fügt ein Form-Element an ein Stoff-Element, um einen Begriff durch eine einfache Vorstellung und eine formale Beziehung zu bezeichnen. So liegen in der Zusammensetzung: „Hausknecht" zwei materiale Vorstellungen, welche nur einen Begriff bezeichnen; in dem flectirten Worte „Haus-es" liegt nur ein Stoff, ein Begriff, in bestimmter formaler Beziehung. Mögen auch häufig genug solche Anbildungs-Elemente ursprünglich Stoffwörter gewesen sein, wie z. B. *-heit*, welches aus Eigenschaften abstracte Substanzen bildet, z. B. „Schönheit", ehemals aber „Person, Stand, Wesen" bedeutete: es ist nicht zufällig, dafs diese concrete Bedeutung vergessen worden ist; man wollte sie vergessen, weil man das Wort von vornherein in der Absicht verwendete, nichts Materiales, sondern eine Form anzudeuten. Die Grönländer dagegen haben in ihrer Zusammensetzungs- oder Einverleibungssucht die Unterscheidung materialer und formaler Verhältnisse so vernachlässigt, haben beides so gleichartig behandelt, dafs sie nicht etwa Materiales in die Form gezogen,

sondern umgekehrt die Form materialisirt haben. In den meisten der oben angegebenen Weisen der Einverleibung ist so wenig von Kategorie, so wenig Allgemeines, es ist alles so speciell und materiell, daſs man wohl nicht behaupten kann, dem Grönländer sei das Wesen der Form und formaler Verhältnisse aufgegangen, und wäre auch der lautliche Umfang der Anhänge lautlich noch schmäler und ihr Anhang noch enger, als er ist.

Sehen wir uns nun auch die Verbalformen an. Es ist ein gewisser Vorzug des Grönländischen vor dem Mexikanischen, daſs der nackte Verbalstamm nirgends auftritt. Es bekleidet nämlich auch beim Indicativ das Verbum mit einem Modus-Charakter. Dagegen versäumt auch die grönländische Sprache das Wichtigste, nämlich die dritte Person als Subject durch einen Personal-Charakter zu bezeichnen. Der Stamm also mit dem Modus-Charakter ist zugleich die 3. Pers. Sing. und der Dual und Plural entstehen durch Abwandlung des Sing. nach Weise der Nomina.

Es bleibe dahin gestellt, wie viel es bedeuten mag, daſs die pronominalen Anhänge des Verbums nicht durchweg von den possessiven Anhängen der Substantiva verschieden sind. Dieser Umstand mag gering anzuschlagen sein. Wichtig aber ist nun weiter, daſs wie einerseits die 3. Pers. sich als nominal erweist, so nun auch Nomina verbal flectirt werden. So heiſst *pisug-poq* er geht, Stamm: *pisuk*, Indicativ-Charakter: *poq*, und dies ist zugleich 3. Pers. Sing. Durch den Charakter *toq* entsteht ein Nominal-Particip: *pisug-toq* der welcher geht. Diese Form wird nun regelmäſsig conjugirt: *pisug-tuk*, die zwei welche gehen, *pisug-tut* die welche gehen; 2. Pers. *pisug-tutit* du der du gehst, *pisug-tu-tik* ihr beide die ihr geht, *pisug-tu-se* ihr die ihr geht; 1. Pers. *pisug-tu-nga* ich der ich gehe, *pisug-tu-guk* wir zwei die wir gehen, *pisug-tu-gut* wir die wir gehen. — Jener Indicativ-Charakter *poq* tritt auch an eigentliche Substantiva: *unuk* Abend, *unug-poq* es wird Abend; *inuk* Mensch, *inug-poq* er kommt zu Leuten. Reine Eigenschaftswörter gibt es eigentlich gar nicht. Nur in Ausrufungen treten sie auf: *inugo ayoq* wie schlecht! Im Zusammenhange der Rede wird der Adjectiv-Stamm wie ein Verbal-Stamm behandelt: *ayoχ-poq* er ist schlecht; *mike* klein, *miki-voq* er ist klein.

Bei der Umwandlung des Substantivums in ein Verbum ist es aber oft gar nicht ein bloſser Wandel der Form oder Kategorie, sondern es tritt damit zugleich ein sehr bestimmter materialer Thätigkeitsbegriff hinzu: aus „Mensch“ wird nicht etwa: Mensch sein, vermenschlichen, sondern, wie wir soeben sahen: zu Menschen kommen. Das findet nun erst recht statt, wenn die Umwandlung durch einen besonderen Anhang bewirkt wird: *erneq* Sohn, *erneχ-ā* er hat ihn zum Sohn; *nuna* Land, Heimath, *Naχšaq nuna-gā* er hat Nachschaq zur Heimath, ist dort zu Hause; *navšāq* Gefundenes, *navšāχā* er hat es zum Gefundenen, d. h. er hat es gefunden, *nauvšāχsioχpoq* er ist auf einen Fund aus, sucht was zu finden. Aus dem Verbal-Stamm *igsia* sitzen wird *igsia-vfik* Sitz, und hieraus *igsiavfigā* er hat es zum Sitz, er sitzt darauf; *angut* Mann, Vater, *angutigā* er hat ihn zum Vater; *angi-voq* er ist groſs, *angeqā* was gröſser ist als er, sein Gröſseres, *angeqigāχa* ich habe ihn zum Gröſseren, d. h. er ist gröſser als ich; *angneq* der Gröſste, *angnersiorpai* er sucht die gröſsten von ihnen heraus, hat es auf sie abgesehen. — *Ateq* Name, *ateχsivā* er erfährt dessen Namen; *sialuk* Regen, *sialugsioχpok* er ist im Regen drauſsen; *Qaqortoq* ist ein Ortsname, *qaqortuliaχpoq* er reist nach Qaqortoq; *qišuk* Holz, *qišiaχpoq* er fährt nach Holz; *igler-fik* Ort, wo man etwas hinlegt, Kiste; *iglerfilivoq* er macht eine Kiste; *nege* Fleisch (stimmt auffallend zu dem mexikanischen *naka* Fleisch), *negitorpoq* er braucht, d. h. iſst Fleisch; *umiaq* Weiberboot, *umiaχtorpoq* er braucht ein, d. h. fährt in einem Weiberboot; *agšaq* die Hand, *agšar-torpoq* er braucht die Hände, thut Handreichung; *aqigšeq* ein Schneehuhn, *aqigšeχ-palugpoq* es lieſs sich ein Schneehuhn hören; *mēq* Ziege, *mēχ-palugpoq* es meckert; *seqineq* die Sonne, Sonnenschein, *seqineχ-palugpoq* da kam ein bischen Sonne durch die Wolken, es sonnenscheint; *auk* Blut, *aug-palugpoq* es sieht nach Blut aus, hat Blutfarbe; *ayoχšaχpoq* er hat Mangel, *ayoχšaχ-palugput* man hat davon reden hören (oder: es verlautet), daſs sie Mangel haben. Solche Beispiele zeigen allerdings, daſs die Anhänge, wie *palugpoq* etwas Allgemeines, eine Kategorie sein sollen; man hat aber etwas sehr Specielles zur Kategorie gestempelt.

Es ist bemerkt worden, daſs die 3. Pers. Sing. eines Personal-Charakters ermangele, daſs ferner das Adjectivum immer

als 3. Pers. erscheine: *ayoχ-poq* er ist schlecht. Da aber dieser Form das Personal-Zeichen fehlt, so können wir daraus schon schliefsen, dafs diese Form vielmehr nominal ist, also höchstens = schlecht seiend. Dies bestätigt aber der Gebrauch ganz ausdrücklich; denn die Formen auf *oq* bilden nicht blofs Prädicate, sondern auch Attribute: *nuna* Land, *nuna paneχtoq* trockenes Land; und umgekehrt werden Eigenschaftswörter ohne die Verbal-Endung nicht minder prädicativ gebraucht. Berg heifst *qaqaq*, bergig heifst *qaqa-lik*; der Anhang *χšuaq* bedeutet „grofs" und „sehr", also *qaqaligšuaq* sehr gebirgig; *nunaχput qaqaligšuaq* unser Land (ist) sehr gebirgig.

Es fehlt also dem Grönländischen nicht minder die Copula, und so werden wir uns nicht wundern, wenn wir auch hier wieder den substantivischen Charakter in der Satzbildung hervorbrechen sehen: *navšāra* mein Gefundenes, nämlich: ist das, d. h. das habe ich gefunden; *ordlušunga* der ich fiel, d. h. da fiel ich; *sumut pisašoq* wohin welcher-will? d. h. welcher wohin will? d. h. wohin will er? Solche Wendungen sind allerdings immer mit Gefühls-Erregung verbunden.

Wo das Verbum ohne Copula ist, da ist auch das Nomen ohne Subjects-Charakter. Ja, es wird sogleich klar werden, dafs nach der Ansicht der grönländischen Sprache der Satz sich gar nicht auf Subject und Prädicat gründet. Das Object bildet eigentlich den Mittelpunkt des Satzes; es drängt sich dem Amerikaner so lebhaft ins Bewufstsein, dafs er das Wesen des Subjects nur in seinem Verhältnisse zum Object auffafst und darüber das ursprünglichere, principiellere Verhältnifs des Subjects zur Thätigkeit an sich übersieht. Zugleich wird sich hier zeigen, dafs die Einverleibung das objective Verhältnifs mehr nur als eine besondere Weise des Besitzes auffafst, und dafs das possessive Verhältnifs, also ein substantivisches, die Redeform beherrscht.

Dafs das Substantivum Suffixe hat, welche räumliche Ruhe und Bewegung, und diese verschieden je nach der Richtung (woher und wohin) andeuten, ist in einer Sprache, die so reich an Anhängen ist, ganz natürlich. Eigentliche Casus aber hat sie nicht. Der Genitiv wird durch das Possessiv-Suffix umschrieben. Statt eines Nominativs und Accusativs aber hat sie eine eigenthümliche Auffassung.

Ein Gegenstand ist entweder Besitz eines andern oder leidend von einem andern, oder er ist Besitzer und thätig. Ist er Besitz, so erhält er das Possessiv-Affix; ist er leidend, so erhält die Thätigkeit, welche er erleidet, das Objectiv-Affix, er selbst aber ein neutrales. Der Besitzer und der Thätige erhält ein Subjectiv-Affix, welches oft, aber nicht immer, wie sich zeigen wird, mit unserm Subject oder Nominativ zusammenfällt. Es zeigt sich nämlich sogleich der Unterschied, dafs das Subject der intransitiven Verba nicht das Subjectiv-Affix annimmt, sondern das neutrale. Und durchgängig erscheint das Wort mit dem Subjectiv-Affix, wenn es einen leidenden Gegenstand neben sich hat: nur dann, und dann immer. Man sagt also: *teχianiap takuvā* der Fuchs er-sah-ihn (d. h. der Fuchs sah ihn), *teχianiaq takuvā* Fuchs er sah ihn (d. h. er sah den Fuchs). Ferner um zu sagen: „der Schwanz des Wallfisches“, mufs man „Wallfisch“ als Besitzer mit dem Subjectiv-Suffix versehen und „Schwanz“ mit dem Possessiv-Affix. Die Possessiv-Affixe sind aber selbst wieder doppelter Art; denn der besessene Gegenstand ist zwar in Bezug auf seinen Besitzer immer dasselbe Besessene; er kann aber in Bezug auf einen andern Gegenstand und eine andere Handlung entweder thätig oder leidend sein. Sagt man z. B.: „des Wallfisches Schwanz berührte des Bootes Vordertheil“, so ist „Schwanz“ und „Vordertheil“ in gleicher Weise Besitz, aber „Schwanz“ ist thätig in Bezug auf „Vordertheil“, und dieses ist leidend. Demnach gibt es ein subjectives und ein neutrales Possessiv-Affix; „Boot“ aber ist eben so wohl Besitzer wie „Wallfisch“ und hat ein subjectives Affix; also: *aχfeχup* (der Wallfisch, *p* Zeichen des Subjectivs) *sarpiata* (sein Schwanz, *ata* subjectives Possessivum) *umiap* (das Boot, ebenfalls subjectiv) *suyua* (sein Vordertheil, *a* neutrales Possessivum) *agtorpā* (er berührte es, *a* Objectiv-Suffix); oder: *teχianiap oršua ayorpoq* der Fuchs (subjectiv) sein Speck (d. h. des Fuchses Speck; aber Speck ist nicht blofs als Besitz abhängig von Fuchs, sondern es bezieht sich auch auf die folgende Eigenschaft, ist also nicht thätig und erhält darum das neutrale Possessivum *a*) ist schlecht. Sagte man aber „des Fuchses Speckes Geruch ist schlecht“, dann würde „Speck“, indem es Besitz von „Fuchs“ ist, zugleich Besitzer von „Geruch“ sein, und erhält dann das subjective Possessivum:

teχianiap oršu-ata tivka ayorpoq. Hier ist nun *tivka* „sein Geruch“ mit dem neutralen Possessiv versehen, weil es neben einer Eigenschaft steht, also nicht thätig ist. Dagegen in „der Sonne Hitze hat die Pfütze ausgetrocknet“ ist „Hitze“ thätig und erhält das subjective Possessiv: *seqernup kissarnarata* (Sonne Hitze-ihre, *ata* subjectives Possessiv) *tasinguaq* ([neutral] Teich, Pfütze) *paqerpā* (er [sie] trocknet es aus).

Auch der Unterschied, der im Lateinischen zwischen *ejus* und *suus, a, um* herrscht, wird von den Grönländern beachtet: *arq-e taivā* sein-Name (neutrales Possessiv) er nannte ihn = er nannte seinen (eigenen) Namen, *arq-a taivā* er nannte seinen (eines Andern) Namen; *iglu-m-e qarmā upitipā* sein Haus seine Mauer (d. h. des eigenen Hauses Mauer) er zerstörte sie; *iglu-ata qarmā upitipā* seines (eines Andern) Hauses Mauer zerstörte er.

Conjunctionen und Bildung von untergeordneten Sätzen können vor lauter Participien nicht aufkommen; statt: ich sah, dafs ein Boot zu dir kam, sagt man: *qayaq išigāχa ornik-ātit* ein Boot (neutral, also statt des Accusativs) seh-ich + es (ich sah ein Boot; denn Tempora zu unterscheiden scheint dem Grönländer überflüssig) kommend-es + dich (welches zu dir kommt oder kam; denn viele intransitive Verba können transitiv construirt werden). — In Fällen, wie der vorstehende, wo bei Umwandlung des Participiums in einen Relativ-Satz das Relativum die Rolle des Subjects spielt, ist in den grönländischen Constructionen wenigstens Zusammenhang. Dieser schwindet aber, wenn das Relativum Object sein würde: *ātāχ-ta-χa tikipaχa eqalugšūp neχileχ-a* (zu) meinem erlegten Seehunde (*ātāq* Seehund, *-tāq* neulich erhalten, *-χa* mein [neutral]) ich komme (oder: kam) zu ihm (*tikip* -kommen *-a* ihn, *-χa* ich) ein Haifisch (subjectiv) er ihn fressend, d. h. ich kam zu meinem Seehunde, welchen ein Haifisch frafs, oder als ihn u. s. w. Statt: „während sie das Boot bugsirten, war es Abend geworden, oder: sie bugsirten das Boot, und darüber war es Abend geworden“ heifst es Grönländisch: *umiaq kalitlugo tikiupāt unugtoq* das Boot (neutral) ihr-es-Bugsiren sie kamen mit ihm (d. h. sie brachten bugsirend das Boot) welches Abend wurde.

Schliefslich noch einiges Aphoristische. Wir bezeichnen

wohl Dasselbe mit einem edlen und einem unedlen Ausdrucke und wenden letzteren auf Thiere, erstern auf Menschen an: z. B. Mund und Schnauze, sterben und krepiren u. s. w. Dergleichen findet sich bei den nomadischen Amerikanern nicht. Aber sie bezeichnen denselben Theil des Körpers bei verschiedenen Thieren mit verschiedenen Namen, wie auch unsere Jäger mehrfach thun. — Eine Erscheinung aber, die sich wieder an die Einverleibung anschliefst, ist, dafs sie für dieselbe Handlung auf verschiedene Objecte bezogen, verschiedene Wörter haben. Man sagt z. B. im Tschiroki: *ku-tuwo* ich wasche oder bade mich, *ku-lestula* ich wasche mir den Kopf, *tsestula* ich wasche einem andern den Kopf, *ku-kuskwo* ich wasche mir das Gesicht, *tse-kuskwo* ich wasche einem Andern das Gesicht. *Takasula* ich wasche mir die Hände oder Füfse, *ta-kuńkela* ich wasche meine Kleider *ta-kutega* ich wasche Schüsseln, *tse-yuwu* ich wasche ein Kind, *kowela* ich wasche Fleisch. — Das sind schwerlich einfache Wörter. Wie sehr bei Zusammensetzungen die Wörter verkürzt werden, können wir kaum begreifen. Nur ein Beispiel: *nad-hol-i-nīn* bringt uns den Kahn, aus *naten* bringen, *amoχol* Kahn, *i* euphonisch, und *nīn* uns. — Um die nordamerikanischen Sprachen richtig in ihrer Einverleibungs-Methode aufzufassen, mufs man nur immer die Analogie mit dem Mexikanischen festhalten. Letzteres ist klarer, durchsichtiger in seinem Bau; in den Sprachen der nordamerikanischen Indianer erleiden die Wörter in den Zusammensetzungen gröfsere Aenderungen und besonders ist die Stellung eine andere, wodurch die Bildungen ein anderes Aussehen bekommen. Im Mexikanischen steht das Subjectspronomen vorn, und so auch das einverleibte Object vor dem Verbalstamm; im Nordamerikanischen, z. B. im Kri, steht das Pronomen hinten, und ebenso das einverleibte Object: *kik-assam-ayū* tragen Schuhe er (thut) = er trägt Schuhe; *kossi-tšītš-ayū* waschen-Hand-er (thut); *kipwuttamu-akūn-ayū* ersticken-Schnee-er (thut), d. h. er ist durch Schnee erstickt. Insofern würden wir hier kaum einen andern Typus haben als im Mexikanischen. Die Sache ändert sich aber dadurch, dafs mit grofser Leichtigkeit aus jedem Substantivum in mehrfacher Weise ein Verbum gebildet werden kann: *ūwassis* Kind, *ūwassisiwū* er ist ein Kind; *nippīwun* es ist Wasser, d. h. nafs; *kūna* Schnee, *kūniwū* er ist schneeig,

d. h. bedeckt mit Schnee. Hierdurch wird es zweifelhaft, ob nicht auch in jenen Zusammensetzungen die Verbal-Endung dem Object gehört oder wenigstens dem Verbum mit seinem Subject als zusammengesetzten Begriff; also: er handwäscht, schuhträgt. Substantiva verbalisirt können doch noch ein Attribut zu sich nehmen: *wāp-istekwān-u* weifs-Kopf-(ig ist) er; *tak-ippī-kayū* kalt-Wasser-macht er; *ūsami-tūn-u* zu-Mund-ig er, d. h. er spricht zu viel.

Uebrigens wird wenigstens für das Kri bemerkt, dafs es auch Constructionen ohne Zusammensetzung gebe, und dafs ein Unterschied zwischen solchen und der Zusammensetzung stattfinde. Letztere nämlich bezeichnet dauernde Zustände, erstere vorübergehende und zufällige: *ni wap-istikwān-in* ich weifs-Kopf-bin, aber *ni wapisk-is-in n'istikwān-ik* ich bin weifs meinem-Kopf-an; *nat-ipp-ayū* holen-Wasser-er, d. h. dauernd und unbestimmt: es ist sein Geschäft, Wasser zu holen, er wasserholt; aber *nippī-eθu nat-um* Wasser holt er, d. h. jetzt zu einem besondern Zwecke.

Hier tritt uns nun auch der Unterschied entgegen, der in vielen nordamerikanischen Sprachen beobachtet worden ist, dafs nämlich die Namen lebender Dinge von denen der leblosen unterschieden werden, etwa wie wir das Geschlecht der Substantiva unterscheiden. Dieser Unterschied zeigt sich in der Bildung des Plurals und in dem Gebrauche, gewisse Verba und Adjectiva nur mit belebten, andere nur mit unbelebten zu verbinden. Das Wort für „essen" in Bezug auf Fleisch ist im Od-˘zibbwe verschieden von dem in Verbindung mit Obst; auf ein Thier schiefsen ist etwas Anderes, als nach einer Zielscheibe schiefsen. In dem, was für lebend und was für todt gilt, stimmen aber die Sprachen nicht überein. Für lebend gelten bei manchen Indianern auch Bäume, die Gestirne, Gold und Silber, Getraide und Brod und viele der von den Europäern eingeführten Mechanismen, wie die Uhren, die Wagen, Flinten; daher wird das Schiefsen, wenn es mit der Flinte geschieht, anders bezeichnet, als wenn es mit dem todten Pfeil geschieht. Andererseits gelten auch bei einigen Stämmen nicht alle Thiere für lebend, z. B. nicht die kleineren Fische. Die Glieder des thierischen Körpers gelten bei einigen für todt, bei anderen für lebend, wenn der Körper lebt. Ueberhaupt herrscht über

Leben und Tod der Wesen mannichfach eine ebenso individuelle Ansicht wie bei uns über ihr Geschlecht: die Erdbeere lebt, die Himbeere aber ist todt; die Bohne lebt, die Erbse ist todt.

Viele der amerikanischen Sprachen im Norden wie im Süden haben ein doppeltes Wort für „wir", je nachdem der Angeredete mit eingeschlossen oder der Partei des Redenden entgegengesetzt ist. Der Franzose erreicht dasselbe durch sein *nous autres.*

Das Grönländische hat diesen doppelten Plural der 1. Pers. nicht, hat aber am Nomen wie am Verbum aufser dem Plural einen Dual. Wenn es eine einzelne Thatsache gibt, an der sich die Formlosigkeit einer Sprache zeigen kann, so ist es diese. Hört man: der Grönländer hat einen Dualis; er bezeichnet ihn gar nicht durch blofse Agglutination, z. B. *nano* Bär, neben einem transitiven Verbum mit dem Objects-Pronomen: *nanup,* Dual. *nanuk,* Plur. *nanut* — sollte man da nicht meinen, er sei beneidenswerth wegen seiner Sprache, besonders wenn man Humboldts schöne Bemerkungen über den Dualis im Griechischen kennt? Die Sache ist aber im Grönländischen ganz anders als im Griechischen und im Hebräischen. Der Grönländer braucht seinen Dual gerade da nicht, wo er in diesen Sprachen angewandt wird, nämlich, wo die Zweiheit von Natur vorhanden ist, zur Bezeichnung der Zwillingswesen, z. B. der Augen; denn in diesen Fällen, denkt der Grönländer, versteht sich ja die Zweiheit von selbst, und darum gebraucht er den Plural; wo aber zwei Dinge sind, die in gröfserer Anzahl sein könnten, da setzt er den Dual. Das heifst: ihm kommt es auf den materialen Werth der Zahl zwei an, nicht auf die ästhetische Formalität der Doppelwesen.

VI. Die Sprachen der kaukasischen Race. Formsprachen.

Zur kaukasischen Race gehören die Aegypter, die semitischen und die sanskritischen Völker. Die Sprachen dieser drei Stämme fasse ich zusammen, insofern sie einen absoluten Gegensatz zu den Sprachen aller andern Völker bilden, oder

(um nicht mehr zu behaupten, als bewiesen ist) zu den im Vorstehenden dargestellten Sprachen. Letztere haben wir als formlos kennen gelernt, als materiell, substantiell. Wir treten jetzt mit jenen Sprachen in die Sphäre der Form. Es sind die Sprachen der weltgeschichtlichen Völker; und diese ihre Bedeutung für die Entwickelung des menschlichen Geistes ist vorgebildet in ihrer Sprache, durch welche der Geist den unaufhörlichen Antrieb zur formalen Auffassung erhielt, d. h. durch welche sie gewöhnt wurden, nicht nur Inhalt und seine realen Verhältnisse zu erfassen, sondern ihn auch in geistig geschaffene, nur für den Geist geltende Formen zu gieſsen.

a) Die Formsprachen im Allgemeinen und speciell das Aegyptische.

Das Chinesische erzeugt im Denken logische Formen, prägt sie aber nicht aus; und weil diese Formen nicht lautbar werden, so werden sie auch gewiſs nicht lebendig vorgestellt. Ja selbst die Rede-Verhältnisse des Prädicats, Attributs und Objects blieben wesentlich lautlos. Der Chinese ermangelt aller Kraft, die Form, die er innerlich hat, zu äuſsern. In den Sprachen, die wir nach dem Chinesischen betrachteten, fanden wir Lautform genug, aber nicht den wahrhaft formalen inneren Trieb. Es kommt also darauf an, daſs nicht mehr wie im Chinesischen durch Stellung und Betonung, Gruppirung und Rhythmus Formen bloſs angeregt, sondern wahrhaft in den Laut gelegt werden.

Dies geschieht nun zuerst, wenn auch noch mangelhaft, im Aegyptischen. Wie der Aegypter die gerade Linie, die reine mathematische Figur geschaffen hat, d. h. wie er zuerst rein im Geiste, abstract, abgesehen von dem, was die Wirklichkeit zeigt, ideal eine Form geschaffen hat: so zeigt sich auch in Bezug auf Sprache bei ihm zuerst Reinheit einer aus dem Geist heraus gebildeten grammatischen Form, wenn auch ohne Fülle, ohne Wohlklang, in nackter, steifer Einfachheit.

Historisch sei bemerkt, daſs wir die Sprache Aegyptens in drei verschiedenen Perioden kennen: die alte Sprache in den Hieroglyphen; die demotische, welche uns seit dem siebenten Jahrhundert ante Chr. in schriftlichen Denkmälern vorliegt (nämlich in einer abgekürzten Hieroglyphen-Schrift mit vor-

wiegenden phonetischen Elementen); und endlich das sogenannte Koptisch, die Sprache der ägyptischen Christen, mit griechischen Buchstaben geschrieben. Sie sind nur in Bezug auf den Reichthum der Entfaltung verschieden; das Princip ihrer Formation ist in allen drei Perioden gleich.

Eine Stammbildung dürfte es wohl nicht im Aegyptischen geben; sondern die Wurzel wird unmittelbar mit dem Suffix bekleidet, welches das Satz-Verhältnifs verlangt. Und da nun das Satz-Verhältnifs im Aegyptischen häufig noch mangelhaft bezeichnet wird, so treten auch wohl Wurzeln unmittelbar in die Rede, d. h. Lautgebilde, welche noch keinem Redetheile angehören oder wenigstens kein Zeichen einer Kategorie an sich tragen, wie im Chinesischen. Deswegen gilt zuweilen dieselbe Wurzelform als Nominal- und als Verbal-Stamm, z. B. *:ank̄* leben, das Leben, lebendig; *ōp* zählen, Zahl; *tōbk̄* bitten, Gebet; *džōnt* zürnen, Zorn; *stōl* zittern, Zittern; *džork̄* fehlen, Mangel; *sladžledž* glätten, glatt; *šlēl* beten, Gebet; *k̄mam* warm werden, Wärme; *kmam* schwarz werden, Schwärze; *keni* fett werden, Fettigkeit; demot. *seχi* schreiben, Schrift, Schreiber. Die Anzahl solcher Stämme, welche verschiedenen Redetheilen angehören, mag immer verhältnifsmäfsig gering sein; darauf kommt es gar nicht an, sondern darauf, dafs alle, auch diejenigen, welche nur eine Substanz oder nur eine Thätigkeit, eine Eigenschaft bedeuten, ohne Charakteristicum für solche Beschränkung sind und also nur durch den Gebrauch, material, aber nicht formal, ihre Begränzung gefunden haben. Wie im Koptischen, so gibt es eben auch schon im Demotischen eine Anzahl von Adjectiven z. B., die durchaus wurzelhaft erscheinen: *as* alt, *aa* (so auch hieroglyphisch) oder *aai, ai* grofs; *asχi* (kopt. *ašai*) viel, Vielheit, viel sein), *χem* (kopt. *šēm*) klein, wenig u. a. m.

Verhielte sich dies blofs im Koptischen in dieser Weise, so könnte man befürchten, die Wurzel trete nur scheinbar so nackt auf, sie habe ein früher vorhandenes verloren; aber dasselbe Verhältnifs zeigt sich mindestens ebenso sehr auch in den älteren Sprach-Perioden. Es stimmt auch mit der Methode der Lautform im Aegyptischen überein. Alle Prä- und Suffixe nämlich lehnen sich, wie wir sehen werden, nur ganz lose an die Wurzel. Solche Affixe aber, die nicht fest haften, gehen nicht verloren; sie werden umgetauscht gegen andere, sie ver-

ändern ihren Ort, aber sie fallen nicht ab. Dies ist wohl zu beachten und lehrt uns begreifen, wie das Koptische, welches doch noch das ganze Mittelalter hindurch lebte, auffallend wenig von der Sprache der ältesten Pyramiden-Erbauer abweicht. Allerdings ist hierbei der conservative Charakter, der Mumien-Geist der Aegypter sichtbar wirksam; dieser Geist ist es aber eben auch, der schon ursprünglich seinen Conservatismus auf die Affixe derartig erstreckte, daſs er ihre völlige Verschmelzung, ihr völliges Aufgehen im Worte nicht zulieſs, sondern sie in einer gewissen Selbständigkeit erhielt. Bei uns ist es allemal das ganze Wort, das im Sprachgeiste lebt, ohne Unterscheidung von Wurzel und Affix; denn der lebendige Geist erfaſst den Inhalt in der Form als eins mit der Form, und nur der wissenschaftlich analytische Geist scheidet durch Abstraction die Form vom Inhalt. Ist nun das Wort eine Einheit, so schrumpft es mit der Zeit allmählich zusammen, ohne an Verständlichkeit zu verlieren, und gerade sein Ende ist am meisten der Verwitterung ausgesetzt. Das lateinische *servus* blieb immer noch dasselbe Wort, wenn man auch, mit Abwerfung des Nominativ-Suffixes, *servu* sprach, und wenn man auch *serve* sagte, und ist noch verständlich, da man jetzt französisch *serf* sagt. Wie der Tod mit der Geburt beginnt, das Kind lebendiger ist als der Mann, so hat auch das Absterben der Suffixe schon damit begonnen, daſs sie mit dem Stamme zur festen Einheit des Wortes verschmolzen. Diese Verschmelzung ist im Aegyptischen nicht, wenigstens nicht in dem Grade, eingetreten; das Suffix behielt immer so viel eigenes Dasein, wenn auch angelehnt an den Stamm, daſs es innerlich wie äuſserlich als etwas vom Stamme Verschiedenes galt und lebte. So wurde es conservirt und konnte nicht abfallen, konnte aber seine Stellung ändern oder durch ein gleichbedeutendes ersetzt werden.

Darum aber, daſs im Aegyptischen Wurzel und Suffix nicht fest mit einander verschmolzen sind, ist dasselbe nicht etwa keine Form-Sprache; denn nicht auf der Lautverbindung, sondern auf dem innern Sinn beruht die Form. Der Aegypter aber hat formal gedacht, und darum ist seine Sprache formal. Wir werden hier zum zweiten Male sehen (zuerst war es beim Chinesischen), wie Armuth mit Reinheit viel höher steht, als

unreiner Reichthum; der wahre innere Sinn mit schwerer Zunge Besseres schafft als Zungenfertigkeit mit einem in der Materie versunkenen Geist. Das Aegyptische hat weniger Pronominal-Suffixe, als das Tatarische, es unterscheidet nicht zwischen prädicativen, possessiven und objectiven Suffixen, und dennoch weiſs es Prädicat, Attribut und Object auszudrücken.

Zunächst stehen wir noch bei den wurzelhaften Formen; sie werden Substantive, wenn ein Artikel vorangeht; *emi* wissen, *pemi* das Wissen; *oni* ähnlich sein, *poni* das Aehnlichsein (der Artikel Masc. Sing. ist *pe*, dessen *e* vor Vocalen abfällt); unmittelbar hinter dem Substantivum stehen attributive Adjective: *pe maχt aa* die Eingeweide groſsen (ist aber im Aegyptischen der Singular), *pe maχt χem* das kleine Eingeweide. — Ganz dieser chinesischen Flexionslosigkeit analog wird auch ein Substantiv als Genitiv ohne jedes Flexionszeichen nur hinter das regierende Substantivum gestellt (im Chinesischen ist die Stellung vorn): *pe tutu ank̄ amon* das Bild lebende Ammons; *pe si pe re* der Sohn der Sonne; *uäit ani dżeri* Säule (von) Stein hart(em); *nuter hi* Gott Haus, d. h. göttliches Haus; *hi suten* Haus (des) König(s). — Noch mehr: das Prädicat tritt im Demotischen als Wurzel hinter das Subject: *hedž-ti aw* Leib-mein (ist) gereinigt; oder steht auch eben so vor dem Subject: *dža džolh hi* es sagt der Wächter des Hauses; *meti hedž-ti* zufrieden (ist) Herz-mein; *seχi har* es hat geschrieben Hor (was eben so gut heiſsen könnte: Schrift des Hor); *rim-tek ne hut-u* beweinen-dich die Mensch-en; *ank̄ wi* lebt (die) Seele (oder auch: Leben der Seele), — ganz chinesisch, und schlechter, insofern die Stellung keinen Unterschied bewirkt.

Es ist nun aber eben dies das Interessante am Aegyptischen, daſs wir hier sehen, wie sich aus chinesischer Andeutungslosigkeit heraus die Formbildung entwickelt. Es ist zunächst noch ganz nach chinesischem Princip, wenn das attributive Verhältniſs, werde es durch ein Adjectivum oder durch einen Genitiv gebildet, durch die Relativ-Partikel *en* bezeichnet wird: *pe nuter en ne nuter-u en* (koptisch durch Assimilation *em*) *pe kek* der Gott der Gött-er der Finsterniſs; *pe χem en uanš* der kleine welcher Wolf = der kleine Wolf; *pe uain en aw* das Licht welches rein = das reine Licht; und koptisch eben so: *p-kui e̥n te̥bt* der kleine welcher Fisch = der kleine Fisch. —

Dieses *en* dient auch, um volle Relativ-Sätze zu bilden (ganz wie *tĭ* im Chinesischen): *dži niw en seχi e̥mm-u* Wort jedes welches geschrieben (ist; also auch Activum und Passivum noch nicht unterschieden) in-ihnen; und *en* als Object: *pu seχi en ui en ar uak χape̥χrat* diese Schrift von Abtretung (diese Cession), welche gegeben-hat dir Chapochrat. — Ich will hieran gleich die Bemerkung knüpfen, daſs es noch ein *en* gibt, welches den Dativ andeutet, auch die Rolle einer Präposition mit sehr unbestimmter Bedeutung (an, zu, in, von) spielt. Man kann zweifeln, ob diese Präposition mit dem Relativum identisch ist; hält man sie aber für identisch, wie ich zu thun geneigt bin, so kann nur die präpositionelle Bedeutung aus der relativen sich entwickelt haben, aber nicht umgekehrt. Auch der Accusativ, hinter dem Verbum stehend, wird im Demotischen und Koptischen bald ohne jede Vermittlung, bald durch *en* an das Verbum geschlossen. Für die Identität dieser Präposition, welche zugleich die drei obliquen Casus bezeichnet, mit dem Relativum und für die Ursprünglichkeit der Relativ-Bedeutung spricht auch dies, daſs die verlängerte Form *ente* Relativum ist, unsere Conjunction „daſs“ vertritt und den Genitiv oder Dativ der Pronomina bildet, aber mit der beschränkten Bedeutung: „gehörend mir, dir“ u. s. w., während das einfache *en*, oder vielmehr bloſs *n, na, ne* den Dativ der persönlichen Pronomina bildet. Das Relativum bezeichnet also sowohl das attributive, als auch das objective Verhältniſs jeder Art, und hierin steht das Aegyptische wieder unter dem Chinesischen. Dieses Pronomen war aber durchaus geeignet, das abhängige Verhältniſs überhaupt, Beziehung, Zusammengehörigkeit, Bestimmung in voller Reinheit und Formalität zu bezeichnen; es ist die Linie, welche zwei Punkte verbindet, die aber keine Ausdehnung in der Breite hat.

Aus dieser theils völligen Andeutungslosigkeit, theils mangelhaften Andeutung der formalen Verhältnisse werden wir wie mit einem Schlage versetzt, sobald wir uns das Substantivum näher ansehen. Der Stamm ist häufig mit einem suffigirten *t* bekleidet, durch welches das weibliche Geschlecht ausgedrückt ist: dergleichen haben wir bisher noch nicht gefunden. Wir haben wohl gesehen, wie in nordamerikanischen Sprachen die Wörter für lebende Dinge anders behandelt wur-

den als die für leblose; aber dieser Unterschied ist nicht einmal am Substantivum selbst bezeichnet. Er steht am Ende auf gleicher Linie, oder nicht gar viel höher, wie das Verfahren im Mexikanischen, Namen von Dingen und auch Thätigkeiten, welche in Bezug auf eine geehrte Person stehen, mit einem besonderen Ehren-Suffix zu versehen, wie wenn wir, von Fürsten redend, statt „ihre“ „Höchstihre“ sagen. Die Unterscheidung des männlichen und weiblichen Geschlechts aber, und zwar eine Unterscheidung nicht durch besondere Wörter und Ableitungen, welche das Männliche und das Weibliche ausdrücklich trennen (wie Ochs und Kuh, oder Mutter-Schaf u. s. w.), sondern durch ein Flexions-Mittel am Worte selbst bezeichnet oder auch nur gedacht, — eine Geschlechts-Unterscheidung, die nicht an dem natürlichen Geschlecht kleben bleibt, sondern in dem natürlichen Verhältniſs nur eine Anregung und einen Anhaltspunkt findet für eine rein ästhetische Auffassung der Dinge je nach dem Eindrucke, den sie auf das Gemüth üben in Bezug auf Stärke und Schwäche, schaffende und erhaltende Kraft, aus sich heraus wirkende Energie und in sich aufnehmende Empfänglichkeit — solche formale Belebung alles Seins in doppelter oder (wenn das Neutrum hinzukommt) dreifacher Abstufung und Abschattung ist nur und ganz ausschlieſslich den drei Stämmen der kaukasischen Menschheit eigen, und wie sie diese Sprachen als geformte und formende von allen anderen als formlosen absolut trennt, so verbindet sie natürlich diese drei Stämme zu einer wesentlichen Einheit. Auch das Semitische hat den *t*-Laut als Zeichen des Femininums und hat wie das Aegyptische nur zwei Geschlechter: das männliche und das weibliche; nur der sanskritische Stamm hat noch das sächliche Geschlecht im Unterschiede gegen die beiden persönlichen.

Ich meine: wir können uns von der Wichtigkeit dieses formalen Geschlechts-Unterschiedes keine genügend groſse Vorstellung machen; es scheint mir eine ganz ungemeine ästhetische Schöpferkraft, Lebendigkeit der Phantasie, Tiefe des Gemüths, Empfänglichkeit für die Offenbarungsformen der Wirklichkeit in demselben zu liegen. Es zeigt sich hier nicht bloſs Belebung, Personification alles Seienden, sondern einerseits inniges Mitleben mit allem Dasein, und andererseits Aeuſserung nicht bloſs der materiellen Anschauung, sondern auch des ästheti-

schen Werthes, den diese Anschauungen für das menschliche Gemüth haben.

Hierzu kommt nun aber noch etwas Grammatisches von groſser Wichtigkeit. Es ist vorliegende Thatsache, — und sie läſst sich erklären — daſs mit dem Geschlechtsunterschiede, und nur mit ihm, das Gesetz der Congruenz und damit wahrhafte Synthesis, Copula, gegeben ist. Es ist zunächst und vorzüglich das attributive Verhältniſs, welches seinen Vortheil aus der Geschlechtsbezeichnung zieht; mittelbar aber, wenn nicht unmittelbar, gewinnt dadurch auch das prädicative Verhältniſs, welches nur im Gegensatze zum attributiven seine Festigkeit erhält. Dies Genus-Verhältniſs mit der durch dasselbe bewirkten Congruenz scheint mir nun die Grundmacht in dem Formenbau des Aegyptischen zu sein. Denn zuerst bewirkt diese Zusammenhang, Synthesis überhaupt, und zweitens erzeugt sie, indem das Genus beim Nomen anders als beim Verbum bezeichnet wird, die Unterscheidung dieser beiden vorzüglichsten Wort-Classen. Das zeigt ein so einfaches Beispiel wie: *as-t uer-t a-s-aw* Isis-sie groſs-sie seiend-sie-heilig = Isis die groſse ist heilig. Bei den Fürwörtern, den Artikel mit eingeschlossen, bedeutet *p*, auch *f*, das Masc., *t* und *s* das Fem. Sing.; der Plural ist Gen. comm.

Dies führt uns zur Betrachtung der Flexion und zunächst des Verbums. Die einfachste Form besteht darin, daſs dem Verbalstamme die Personal-Affixe — und, wie schon bemerkt, gibt es im Aegyptischen auſser den selbständigen Fürwörtern nur eine Art von persönlichen Affixen — hinten angehängt werden: Sing. 1. Pers. *i*, 2. Pers. Masc. *k*, 2. Pers. Fem. *t*, 3. Pers. Masc. *f*, 3. Pers. Fem. *s*; Plur. ohne Geschlechtsunterscheidung 1. Pers. *en*, 2. Pers. *ten*, 3. Pers. *u*. Diese einfachste Form hat die unbestimmte Bedeutung eines Präsens, wie eines Präteritum, eines Perfectum; z. B. *ta* geben, *ta-i* ich habe gegeben, gebe; *en-i* ich habe gebracht; *ta-k* du (Mann) hast gegeben, *ta-t* du (Frau) hast gegeben, *ta-f* er hat gegeben, *ta-u* sie haben gegeben. Diese einfache Flexionsweise ist im Koptischen verloren gegangen.

Es bilden sich nämlich nun noch andere Verbal-Formen, deren temporale Bedeutung aber kaum bestimmter ist, dadurch, daſs das Verbum substantivum *a* seyn, mit den Personal-Suf-

fixen versehen, dem Verbal-Stamme vorgesetzt wird; z. B. *a-f-ti* er hat gegeben, *a-u-setin* sie bedurften. Wie lose die Anfügung des Hülfsverbums ist, geht daraus hervor, dafs es durch das Subject von dem Hauptverbum getrennt werden kann, wobei das Personal-Affix *f* fortbleibt: *a ra-i meē* seyn Mund mein gefüllt = mein Mund ist gefüllt. Andere Hülfswörter bezeichnen das Futurum, den Subjunctiv, den Optativ. Auch ein Negativum bildet sich in sehr einfacher Weise, indem die Personal-Affixe an die Negation *an* gehängt werden: *an-k-dža* nicht-du-ausgesprochen (hast). Es mufs ausdrücklich hervorgehoben werden, dafs diese Hülfswörter sehr abstracter Art sind. So wird z. B. der Subjunctiv dadurch gebildet, dafs das Personal-Suffix dem Relativum *e̥nta* angefügt wird, und beides zusammen dem Verbal-Stamme vorgesetzt: *e̥nta-i-ma* dafs-ich-sehe, *e̥nta-i-i* dafs ich gehe; *e̥nta-f-dža* dafs er sage (vergl. das semitische, romanische und deutsche „dafs"). — Der einfache Stamm, ganz nominal behandelt, ist Infinitiv. Als Particip diente in der ältesten Sprache der Stamm mit dem Zeichen der 3. Pers. und zwar Sing. Masc. oder Fem. oder Plur. Diese einfache Form gilt im Demotischen nur als Tempus definitum; das Participium aber ward, wie im Koptischen, durch Vorsetzung des Relativums *at* (kopt. *et*) gebildet: *at-er* machend; *har si ase at-neχt pa-f at asari* Horus, Sohn (der) Isis, rächen-d seinen*) Vater Osiris. Statt *at* findet sich auch das gewöhnliche Relativum *ent* (auch kopt. *e̥nt*).

Der Accusativ der persönlichen Fürwörter wird gebildet, indem die Pronominal-Affixe hinten an den Verbal-Stamm, und wenn dieser schon ein Suffix als Subject hat, hinter dieses Suffix antreten: *ran* Name, *ran-i* ich nenne; auch: mein Name; *ran-i-k* nenne-ich-dich; *ta-i-s* gebe-ich-sie (Fem. Sing.). Wenn ein Verbum causativum durch Zusammensetzung von *er* oder *re* „machen" mit folgendem Adjectivum gebildet wird, so tritt

---

*) *pa* ist ein Demonstrativum mit der Eigenthümlichkeit, dafs das folgende Substantivum als Genitivus possessoris zu denken ist; also „der des —"; z. B. *pa-ma* der (der) Wahrheit, nämlich angehörige; weibl. *ta-Amon* die (des) Amon = dem Ammon gehörende; also bedeutet *pa* mit *f*, dem Suff. 3. Pers. Sing., der des, d. h. sein. Allerdings konnte auch das Suffix unmittelbar an das Substantivum treten. Letztere Weise, die einfachere, ist in der alten Sprache die gewöhnliche; die mehr analytische Bildung mit *pa* ist selten in ihr, aber häufig im Demotischen und Koptischen.

das Suffix hinter das Adjectivum: *re nofer-f* machen gut ihn, *er ai-f* machen grofs ihn (oder: sich).

Bemerkenswerth ist noch die Eigenthümlichkeit, dafs die Person als Object häufig nicht durch das einfache Pronominal-Suffix ausgedrückt wird, sondern vermittelst eines Nomens, welches ein Glied des Körpers bedeutet; also statt: ihn, sagt man: seinen Mund; statt: dich, deinen Mund u. s. w. Solche Substantive sind die folgenden *ra* oder *ro* Mund, *tat* oder *tot* Hand, *rat* oder *let* Fufs, *džo* Kopf, und *χ̆ēt* oder *k̆ēs* Herz. Diese werden vorn mit dem Objectszeichen versehen, nämlich dem Relativum *e̥n*, kopt. *e*, und hinten mit dem Pronominal-Suffix *f*, *k* u. s. w.; und zwar werden diese Substantive angewendet ohne alle Begriffs-Verstärkung oder Modification, sie bezeichnen nicht unser „selbst“, sondern umschreiben einfach die Person.

Das Aegyptische hat mehrere Verba, welche als Verba substantiva gelten. Wir haben schon den Stamm *a* kennen gelernt, welcher bei der Conjugation der andern Verba zur Temporal-Bezeichnung gebraucht wird. Es bleibe dahin gestellt, ob nicht vielleicht auch dieses Verbum, welches wohl den Begriff des Seins noch am reinsten ausdrückt, doch ursprünglich *ar* gelautet und „thun“ bedeutet habe. Bemerkenswerth ist, dafs im Demotischen — denn im Koptischen kommt es als Copula nicht vor — das Prädicat nach diesem *a* durch die relative Objectiv-Partikel eingeleitet wird: *Ase̥ra af e̥n suten e̥n kemi* Osiris is-t [Relat.] König von Aegypten. — Gewöhnlich wird die Copula auch im Demotischen, wie immer im Koptischen, durch das Demonstrativum *pu* (Fem. *tu*, Plur. *nau*; kopt. *pe*, *te*, *ne*) ausgedrückt, wenn es nicht gänzlich unbezeichnet bleibt; dieses *pu* tritt sogar hinter die Pronomina der 1. und 2. Pers., wie auch im Hebräischen geschieht: *entak pu šalata* eig. du dieser, d. h. du bist Schalata. Im Koptischen werden auch die Pronomina der 1. und 2. Pers. in geschwächter Form wiederholt; man sagt koptisch *anok u uro* ich (bin) ein König, oder *anok ang u uro* ich ich ein König, d. h. ich bin, oder *ang u uro anok* ich ein König ich. — In der alten Sprache zeigt sich eine Copula *au* (koptisch *ai*, *oi*, *ō*, *o*), demotisch *a*, welche vielleicht mit dem schon erwähnten Stamme *a*, esse, identisch ist, sich aber von letzterem dadurch unterscheidet,

dafs sie ohne das Personal-Affix *f* und *s* erscheint: *ta-k ma-t a him-t šaχperi ta amnhotp* die dir (d. h. deine) Mutter (*t* Feminin-Affix) ist die-Frau Schachperi die (Tochter)-des Amenhotep; *a na ta-f apahet* ist grofs die-ihm (d. h. seine) Ehre.

So sehen wir im Aegyptischen überall das einfachste Auftauchen reiner Formen. Der Mittel sind wenige, aber sie genügen dem Wesentlichen. Die Lautform ist ungefüge; die Anknüpfung der Affixe an die Stämme lose. Es gibt wohl weiter keine bindenden Mittel, als dafs das Relativum *n* vor Labialen *m* wird, und dafs lange Vocale der Stämme, wenn diese mit Suffixen verbunden werden, sich verkürzen. Dagegen ist das Affix meist schon an sich so unselbständig, z. B. ein blofser Consonant, *f*, *k*, *s*, dafs in dieser seiner Natur schon die Abhängigkeit klar genug liegt.

b) Die semitischen Sprachen.

Wir kommen zu den Sprachen der Völker-Familie, deren Eingreifen in die Weltgeschichte sich vorzugsweise in dem Kreise der religiösen Ideen bethätigte. Was die sonstige Cultur des europäischen Alterthums den Phöniziern, den Chaldäern zu danken hat, soll nicht gering angeschlagen werden; auch was das Mittelalter von den Arabern erhielt, mag nicht unbedeutend sein: mit dem religiösen Einflusse semitischer Völker auf das Abendland kann es sich nicht messen. Und im geistigen Leben jener Völker selbst hat keine Idee solche Macht wie die religiöse; und bei keinem andern Volke hat die religiöse Idee solche Macht wie bei den Semiten. Dies wird, zumal wenn Ausnahmen nicht bestritten werden sollen, keine Widerrede finden, kann aber hier nicht weiter ausgeführt werden.

Man möchte nun von dieser religiösen Bestimmung des semitischen Stammes etwas in seiner Sprache finden. Das kann man auch; nur mufs man am richtigen Orte und die rechten Züge richtig zu suchen wissen. Religiöse Vorstellungen sind ein Inhalt des Bewufstseins, und können also in der Sprache nur in ihrem materiellen Theile, in ihrem Vorrathe von Wörtern und Redensarten, gefunden werden. Wir haben es aber hier nur mit der Grammatik, mit der Form der Sprache zu thun, in der sich nur die Form des Denkens, aber kein Inhalt

irgend welcher Art ausdrücken kann. Wie sollte sich nun gar noch besonders der Monotheismus im Unterschiede gegen den Polytheismus in der grammatischen Form offenbaren! Das ginge an sich schon gar nicht an, ist aber auch deswegen nicht wohl möglich, weil die Sprache in ihren Grundzügen nach Material und Formung dem ganzen Stamme gemeinsam ist, der Monotheismus aber nur einem Theile der Semiten zukommt, und zwar auch ihm nicht als angeborenes Gut, sondern als erworbenes nach einer langen Periode des Heidenthums. Die Syrer waren Heiden, bevor ihnen das Christenthum gebracht war; die Araber waren Heiden, bevor sich ihnen Mohammed als Prophet aufdrängte, und ihre Sprache war, als dieser auftrat, schon in voller Reife. Geschaffen, aus sich selbst erzeugt haben den Monotheismus weder Araber, noch Syrer, nur die Israeliten; und diese haben ihn erst geschaffen, nachdem sie eine lange Periode des Heidenthums durchlebt hatten. Als zum ersten Male im Geiste eines Propheten der Gedanke vom Einen und Unendlichen erwachte, da hatte der Formenbau der hebräischen Sprache gewiſs schon längst den Grad der Vollkommenheit erreicht, über den hinaus sie nicht gelangt ist. Was wir annehmen dürften, wäre also nur dies, daſs sich in der Formation der semitischen Sprachen ein Princip kund gebe, das mit einer Richtung des Geistes übereinstimmte, wie sie durch den religiösen Charakter dieser Völker vorausgesetzt wird.

Nun setzt die religiöse Ergriffenheit der semitischen Völker, Phönizier und Karthager nicht ausgenommen, eine tiefe, lebendige und kräftige Innerlichkeit in ihnen voraus. In Folge derselben zeigt sich eine eigenthümliche Subjectivität, die sich zwar zu äuſsern, zu objectiviren vermag, aber nicht in harter, rein äuſserlicher Materie, in voller Plastik und sinnlich scharf ausgeprägter Form, sondern mehr nur in Stoffen, die schon dem Subject selbst angehören, in der bloſsen Phantasie, dem eigenen Leibe, dem Gesang und der Sprache. Bei dieser Aeuſserung und Darstellung des Innern kommt es denn auch nicht auf Hervorbringung schöner Formen an. Denn bei der schönen Gestalt tritt das Objective als solches hervor und wirkt selbständig auf den Geist: es gefällt. Dem Semiten aber gilt der Stoff, in dem er ein Inneres ausdrücken will, gar nicht als solcher, sondern nur als Darstellung dieses Innern; er schafft

nicht, was gefallen soll, sondern was etwas bedeuten soll, d. h. Symbole. So ist nun auch der semitische Sprach-Bau nicht plastisch, sondern symbolisch. Die Symbolik, welche die semitischen Sprachen in viel wesentlicherer Weise durchdringt als alle übrigen, und die dadurch immer in sich gehaltene Innerlichkeit ist es, auf welchen der Zusammenhang der Sprachen dieser Völker mit dem Principe ihres ganzen geistigen Lebens beruht. Versuchen wir nun, uns die symbolische Gestaltung der semitischen Sprachen zur Anschauung zu bringen. Ich werde das Arabische zu Grunde legen, weil es in dem einförmigen, wechsellosen Wüsten-Leben, ohne Berührung mit andern Völkern, sich am treuesten in der ursprünglichen Form erhalten und am consequentesten fortgebildet zu haben scheint.

Die semitischen Wortstämme sind regelmäſsig dreiconsonantig und im Arabischen, wie ursprünglich gewiſs auch in den andern Sprachen des Stammes, häufig dreisylbig, indem jeder Consonant seinen Vocal hat, oft nur zweisylbig. Mögen nun auch, was kaum einem Zweifel unterliegt, die Wurzeln der semitischen Sprachen ursprünglich vielfach zweiconsonantig und einsylbig gewesen sein: als sie dies waren, da waren sie noch nicht semitisch, da hatten die sich ihrer bedienenden Völker noch nicht den semitischen Charakter. Dieser ist nicht ein Erzeugniſs der ursprünglichen Schöpfung, sondern der (freilich völlig unbekannten, vorgeschichtlichen) Entwickelung des Menschengeschlechts. Der Semitismus dieser Sprachen entstand eben mit der Dreiconsonantigkeit der aus den Wurzeln entwickelten Stämme. Ueber den Proceſs seiner Entstehung schwebt das Dunkel der Geburt; wie er aber geschichtlich vorliegt, kommt ihm die erwähnte Eigenschaft der Stämme als unablösbares Merkmal zu. Die ihm eigenthümliche Methode der grammatischen Fortbildung setzt durchweg drei Stamm-Consonanten voraus. Dies beweist gerade ein groſser Theil der Stämme, welcher wesentlich nur aus je zwei Consonanten besteht. So viel wie möglich werden auch sie ganz nach der Analogie der dreiconsonantigen flectirt. Um dies zu können, wird der an- oder aus- oder inlautende Vocal zum Halbvocal consonantirt, *i* wird *y*, *u* wird *w*; wie man z. B. aus *qatala qattala* bildet, so wird *bīn*, *qūm* so behandelt, als lautete es *bayana*, *qawama* und wird *bayyana*, *qawwama*. Die theoretisch vorauszusetzenden

Formen *bayana, qawama* sind freilich nicht im Gebrauch; aber man sagt, wie in Folge einer Zusammenziehung derselben: *bāna, qāma.* Eben so mochten die an- und auslautenden Vocale behandelt werden. Ein anderes Mittel, zur Dreiconsonantigkeit zu gelangen, war mit der Verdopplung des zweiten Consonanten gegeben; so bildete man die Wurzel *mad* zu *madada* um, *fir* zu *farara* (welche Formen nur theoretisch angenommen sind); wie man nun aus *qatala qatal-ta* du hast getödtet, bildet, so aus *fir*: *farar-ta*; *farara, madada* wurden contrahirt zu *farra, madda*; wie man aber *qattala* aus *qatala* bildete, so *maddada* aus dem theoretischen *madada*, dem wirklichen *madda.* Von diesem *madda* unterscheidet sich also *maddada* nicht durch zugefügtes *da*, sondern durch eingeschobenes *da*, und wenn wir die Sylben und Sylben-Werthe trennen, so erscheint *madda-da*: *ma-d-da.*

Der Trieb nach breiter Consonantenhaftigkeit der Stämme brachte sogar, besonders im Arabischen, nicht selten Vierconsonantigkeit hervor — ein Procefs, der ein gewisses Licht auf die Entstehung von drei Consonanten aus zweien wirft. Wir sehen hier besonders, wie leichte Consonanten, *r, n, s*, eingeschoben oder angefügt werden; es verhält sich z. B. *ǵamhara* sammeln, zu *ǵamaʒa*, wie dieses zu *ǵam* (nur in der reduplicirten Form: *ǵamma*).

Sehen wir auf die einzelnen Laute, aus denen die Wörter bestehen, so ist erstlich die aufserordentliche Entwickelung der Hauchlaute auffallend. Es gibt nämlich: Spiritus lenis, leises *h* und verstärktes *ħ*, ferner einen Laut, *ain* genannt, *ʒ*, der sich zum starken *ħ* so verhält, wie der Spiritus lenis zum leisen *h*, nämlich vocalisirt oder intonirt, der also um so viel stärker ist als der Spiritus lenis, wie *ħ* stärker ist als *h*; ferner *χ*, ein harter Reibe-Laut wie das schweizerische *ch*, und dazu wiederum der intonirte Laut *χ́*, ähnlich dem, der in manchen Gegenden Deutschlands statt *g* in *sagen*, *tragen* gesprochen wird, nur dafs der deutsche Laut palatal, der arabische ganz eigentlich guttural ist. Dazu kommt endlich eine Muta, die auch noch ganz im Hintergrunde des Mundes gesprochen wird, *q*, eine Tenuis, der keine Media entspricht. Aufserdem gibt es dann noch unsere Gaumenlaute: *k, g, y*. Zweitens gibt es neben unsern Lauten *t* und *d*, scharfem und weichem *s* (*s* und *z*),

š und gelispeltem harten und weichen *θ*, *θ'* (englischem *th* in *think* und *the*), eine Reihe von *t*-Lauten, die gebildet werden, indem die breite Zunge mit nach unten gebogener Spitze den ganzen vorderen Raum des harten Gaumens bis zu den Zähnen berührt, und die mit besonderem Nachdruck ausgestoſsen werden: *ṯ*, *ḏ*, *s̱*, *ẕ*. Um die Aufzählung vollständig zu machen, füge ich noch hinzu die Lippenlaute *b*, *f*, *w* (*p* fehlt im Arabischen, findet sich aber im Syrischen und auch, wenigstens nach der masoretischen Aussprache, im Hebräischen), *m*, und endlich *n*, *l*, *r*, welches letztgenannte ganz im Vordergrunde des Mundes gesprochen wird.

Daſs eine Sprache mit solchen Consonanten selbst bei unbestreitbarem Reichthum der vollen Vocale (*a*, *i*, *u*, kurz und lang, *ai*, *au* *)) wohllautend sei, kann ich mir nicht vorstellen. Aber ich muſs doch die Vermuthung aussprechen, ob sich nicht gleich schon im Alphabet, nämlich in der Fülle der im Hintergrunde der Mundhöhle und der mit besonderer Emphase gesprochenen Laute, die oben erwähnte Innerlichkeit ausgeprägt hat. Wenigstens ist diese Eigenthümlichkeit des semitischen Alphabets dem Stamme als solchem gemeinsam und bei jedem Volke desselben, wenn auch nicht ganz in gleichem Reichthum, vorhanden, also unabhängig vom Klima des Wohnortes, von dem man bei sanskritischen Sprachen die starken Hauchlaute, wo sie vorkommen, mit Recht ableitet. Doch will ich hierauf kein Gewicht legen.

Gefühl für Wohllaut aber gibt sich offenbar darin kund, daſs in den Stämmen die Aufeinanderfolge zweier verwandter Consonanten, obwohl durch den Vocal geschieden, nicht vorkommt; und daſs derselbe Consonant zweimal hinter einander nur als zweiter und dritter Stammlaut, nicht als erster und zweiter, gestattet ist; z. B. *k* kann nicht in demselben Stamme zusammentreffen mit *q*, *χ*, *χ̇*, auch nicht mit *ǵ*, welches eigentlich *g* ist, und auch nicht mit *ṯ*; und Reduplication nach griechischer und lateinischer Weise, *τετυ*, *tutu*, ist nicht gestattet. Ein Stamm *ralasa* oder *larasa* wäre nicht möglich, aber wohl

---

*) In der arabischen Schrift werden nur die oben angegebenen Vocale bezeichnet. In der Aussprache hört man freilich, und gewiſs schon seit der Urzeit, in vielen Fällen *e* statt *a* und *i*, und *o* statt *u*, worauf ich im Folgenden keine Rücksicht nehmen werde.

rasala. Dagegen kann ein zweiconsonantiger Stamm wiederholt, also vierconsonantig, aber doch höchstens nur dreisylbig werden, was besonders bei onomatopoetischen Wurzeln geschieht: *χarχara* gurgeln, *waswasa* flüstern, *zalzala* bewegen. Noch feiner aber zeigt sich das Wohllautsgefühl in einem gewissen Gesetze des Gleichgewichts der Vocale. Sobald z. B. in dem dreisylbigen Stamme einer der beiden ersten Vocale gelängt wird, muſs der andere leichter werden; es wird neben langem *a* kurzes *a* zu *ĭ*: *qātĭlun* statt *qātălun*, *qĭtālun* statt *qătālun*, *qŭtūlun* statt *qătūlun*, und *qītālun* statt *qātālun.* Sobald aber der Stamm vorn oder hinten um einen Vocal anwächst, muſs nothwendig ein Vocal des Stammes ausfallen.

Etwas Anderes aber als Articulations-Fähigkeit und -Neigung und als Sinn für Wohllaut ist der Articulations-Sinn, wie ihn Humboldt nennt, d. h. die eigenthümliche Ansicht des Volkes von dem Werthe der Laute und das lebendige Gefühl für diesen Werth, verbunden mit dem Drange, alles Innere in den Laut zu legen, also der Sinn für den Zusammenhang von Laut und Vorstellung. — Die Schärfe und Feinheit des Articulations-Sinnes der Semiten ist ganz auſserordentlich und hierin übertreffen sie alle Völker der Erde. Das beweist der Bau ihrer Sprachen durchweg. Es handelt sich hier allerdings um Onomatopöie, aber um eine viel feinere als die gewöhnlich so genannte. Diese erstreckt sich auf den Inhalt der Begriffe und ist eine gewisse, immer von etwas Rohheit oder wenigstens Sinnlichkeit nicht frei zu sprechende, Lautmalerei; wovon aber hier die Rede ist, das offenbart sich vielmehr in der Form, und es unterscheidet sich von jener Laut-Nachahmung, wie in der Musik von der Tonmalerei noch die eigentliche Charakteristik verschieden ist. Ich will mich sogleich genauer erklären.

Nach semitischer Ansicht stehen Vocal und Consonant nicht in gleicher Linie (bekanntlich auch graphisch nicht; sondern der Vocal steht über und unter dem Consonanten der Linie). Dieser gilt als das Stoffliche, als das chemische Element, jener als die den Stoff durchdringende Lebenskraft, als die die Bewegung erzeugende, organisirende Form. Ich bediene mich absichtlich hier nicht des Ausdruckes „Seele". Seele der Laute ist der Vocal niemals, am wenigsten in andern Sprachen, aber

auch nicht in den semitischen. Der Vocal ist immer und überall etwas Lautliches, Körperliches; Seele der Sprache ist allein der Gedanke. Nun ist aber in der Seele, im Gedanken selbst, ebenfalls Stoffliches, nämlich Inhalt, und Formales: Kategorie und Beziehung. So hat denn der Semit scharf, fein und consequent den Consonanten, das Laut-Material, zum Ausdruck des Gedanken-Stoffes verwendet, und zu dem der Vorstellungs-Form den Vocal, die Lautform. Das rein Lexikalische der semitischen Sprachen liegt im Consonanten, das Grammatische derselben in dem Vocal. Die Consonanten-Verbindung *ktb* bezeichnet den bloſsen Inhalt der Vorstellung „schreiben"; ob aber dieser Inhalt in der Kategorie des Nomens oder Verbums, und in welcher Beziehung zu andern Gliedern des Satzes er zu denken ist, das sagen die Vocale.

So sehen wir hier den oben angedeuteten Unterschied zwischen der formenden Thätigkeit des semitischen Stammes und derjenigen des sanskritischen. Den Wörtern des letzteren fehlt wahrlich nicht die Form; sie ist nicht bloſs innerlich rein vom Geiste erfaſst, sondern auch lautlich materiell ausgeprägt: die Wurzel als Stoff hat ihre die Form ausdrückende Endung. Und das macht eben den Unterschied. Im Sanskritischen ist an dem Stoffe selbst und, so zu sagen, an seiner Oberfläche, in seiner materiellen, sinnlichen Erscheinung die Form plastisch ausgeprägt, sie tritt hervor; im Semitischen tritt die Form nicht nach auſsen, sondern bleibt innerhalb des consonantischen Materials, als ein musikalischer Hauch, der das Wort durchweht. Dort ist die Form, ich möchte sagen, greifbar, tastbar, statuarisch und für sich erscheinend: hier bloſs hörbar, stofflos, eine bloſse innerliche Eigenschaft und Kraft; dort ist die Form Gestalt: hier bloſs Klang, Tonfarbe; dort ist ein Stoff bewältigt, gestaltet, dazu herabgesetzt, Form zu bedeuten: hier ist der Stoff unberührt und die Form liegt in dem seine Poren durchdringenden Duft, allenfalls wie Farbe auf der Fläche und höchstens noch wie ein Bas-Relief.

Es leuchtet von selbst ein, daſs die breite Dreiconsonantigkeit des Stammes mit solcher Bezeichnung der Form im Zusammenhang steht; der Stoff muſs Raum gewähren, wenn sich die Form mit Bestimmtheit innerhalb seiner soll entfalten können.

Hierzu mufs eine Ausnahme gefügt werden, die aber doch im Wesentlichen die Sache bestätigt. Die formalen Verhältnisse sind sehr mannichfach, und es konnte und mochte wohl ein Unterschied zwischen zwei Haupt-Classen gefühlt werden, von denen die eine ihrer Natur gemäfs als eine mehr innerliche, die andere mehr als eine sich nach aufsen offenbarende aufgefafst ward. Wenigstens gibt es in der That eine ganze Reihe von Formen in den semitischen Sprachen, welche durch Affixe bezeichnet werden, wie es ja auch Partikeln gibt. Aber auch hier erweist sich die Feinheit und Consequenz des semitischen Articulations-Sinnes. In den semitischen Affixen finden sich nämlich nur die leichtesten, den Vocalen zunächst stehenden Consonanten: der Spiritus, das leise *h*, der Halbvocal *y*, die Nasale *m*, *n*, das liquide *l*, der Zischlaut *s* (im Arabischen; im Aramäischen und Hebräischen *s̆*) und das vordere oder dentale *t*, im Pronomen auch *k*, aber keiner von den schweren Consonanten.

Noch ein Mittel zur Formung ist zu nennen, consonantischer Art, und doch den dargelegten Charakter der Innerlichkeit nicht aufhebend, und also um so anziehender: die Consonanten-Verdopplung. Der Stamm-Verdopplung ist schon gedacht; sie hat nur materielle Bedeutung: sie meine ich hier nicht. Es gibt noch eine andere Verdopplung: die eines Stamm-Consonanten, besonders des zweiten, jedoch auch, obwohl selten, des dritten. Dieser Procefs, bei dem eben kein Vocal zwischen den verdoppelten Consonanten tritt — aus *qatala* wird *qattala* — hat auch lautlich nicht mehr Werth als Dehnung eines Vocals, nämlich den der Verstärkung der Sylbe, und bedeutet Verstärkung des Begriffs, theils rein intensive (Ausübung der Thätigkeit mit grofser Kraft und grofsem Erfolg, so besonders im Hebräischen: *s̆ābar* zerbrechen, *s̆ibbēr* zerschmettern; aber auch im Arabischen: *ḏaraba* schlagen, *ḏarraba* heftig schlagen), theils extensive (zeitliche Dauer, Wiederholung oder sich auf mehrere Objecte erstreckend z. B. *ḏarraba* lange, häufig, Mehrere schlagen). Häufiger aber hat die Verdoppelung im Arabischen causative Bedeutung erhalten; oder sie verwandelt intransitive Verba in transitive: *ʿalima* wissen, *ʿallama* lehren; *fariḣa* fröhlich sein, *farraḣa* fröhlich machen; oder sie bildet Denominativa: das machen, was das Sub-

stantivum bedeutet: *ǵaišun* Heer, *ǵayyaša* ein Heer sammeln. Die causative oder factitive Wirkung ist oft bloſs eine ideale, d. h. erklären oder halten für etwas, also declarativ oder ästimativ: *kaθ́aba* lügen, *kaθ́θ́aba* zum Lügner machen, d. h. für einen solchen erklären, halten; *ṣadaqa* die Wahrheit sagen, wahrhaftig sein, *ṣaddaka* für einen Wahrhaftigen halten, d. h. glauben; im Hebräischen bedeutet die entsprechende Form auch: rechtfertigen; *ʿaǵuza* schwach sein, *ʿaǵuǵaza* beweisen, daſs Einer schwach ist.

Ein Proceſs, der der Verdoppelung des Consonanten sehr nahe steht, ist die Verlängerung des Vocals, also gewissermaſsen Verdopplung desselben, aber doch schon idealer. Diese färbt denn auch schon die Grundbedeutung zarter, sie drückt nämlich bloſs ein Streben und einen Versuch zur Handlung aus: *qatala* tödten, *qātala* versuchen zu tödten, kämpfen; *sabaqa* vorangehen, *sābaqa* versuchen voranzugehen; *faχara* an Ruhm übertreffen, *fāχara* suchen an Ruhm zu übertreffen, wetteifern; oder sie bewirkt, daſs objective Verba, d. h. Verba, welche sich durch eine Präposition, also mittelbar, auf ein Object beziehen, transitiv werden und sich unmittelbar auf ihr Object erstrekken: *kataba ila 'l-maliki* er schrieb an den König, *kātaba 'l-malika* stellt den König als unmittelbares Object, als Accusativ, dar; wir können höchstens den Dativ setzen; — und daſs intransitive Verba, welche einen Zustand bedeuten, den Sinn erhalten: in solcher Weise jemanden behandeln: *naʿama* ein angenehmes Leben führen, *nāʿama* eig. angenehm thun gegen Einen; *ḱašuna* rauh sein, *χāšana* rauh verfahren gegen Jemanden. — Eine ganz ähnliche Kraft, wie diese Vocal-Verlängerung hat unsere untrennbare Präposition be-, z. B. besprechen, beschicken mit dem Accusativ, dagegen einfach: schicken an, sprechen über.

Wir sind hiermit schon in die Lehre von der Variation der Verbal-Stämme eingetreten, die für die semitischen Sprachen höchst wichtig ist. Es sind hier zwei Bemerkungen zu machen. Erstlich: auch in den formlosen Sprachen haben wir ähnliche Processe kennen gelernt: im Polynesischen, Tatarischen, Amerikanischen. Aber wie fein zeigen sich gegen jene die semitischen Sprachen! Und man muſs nie vergessen, daſs je feiner das Mittel, auch um so zarter die innere Auffassung.

Im Semitischen wird wirklich innerlich wie äufserlich jener Wandel des Stammes als Wandel der Form angesehen und behandelt, wie im Deutschen nach heutigem Gefühl der Wandel von *fallen* und *fällen*, im Lateinischen *cado* und *caedo*. In so fern man nun aber zweitens immer noch jenem Laut-Wandel etwas Materielles anfühlt, in so weit wird auch der Inhalt des Begriffs bei jenem Wandel der Form mitberührt; und wir bewegen uns hier noch nicht auf dem rein grammatischen Gebiete, sondern noch auf dem Uebergange von der Wurzel zur vollendeten Wortform, im Kreise der Stammbildung, welche allerdings den Inhalt mitergreift. So wird denn wohl die Angemessenheit solcher Processe nicht anzufechten sein.

Wir verweilen noch bei dieser Stamm-Variation, um noch das dritte Mittel zu erwähnen, das am meisten äufserliche, das wir aber schon oben im Allgemeinen gerechtfertigt haben, und das durch vorstehende Bemerkung noch besonders gerechtfertigt erscheint: Prä- und Infixe. — Ein vorgesetztes *'a*, nach welchem dann der erste Stamm-Consonant seinen Vocal verliert, bewirkt causative Bedeutung. — Ein der reduplicirten Form vorgesetztes *ta* erzeugt reflexive Bedeutung derselben und deutet noch häufiger den Zustand an, in welchem sich Jemand in Folge der erlittenen Thätigkeit befindet; *;alima* wissen, *;allama* lehren, *ta;allama* gelehrt werden; *bāna* (für ein theoretisches *bayana*) getrennt, unterschieden, klar sein, *bayyana* klar machen, erklären, *tabayyana* als klar, und also auch als gewifs erscheinen. — Das mit *ta* identische Präfix *it* (hebr. *hit*; im Arab. tritt das *t* hinter den ersten Stamm-Consonanten) bildet aus der Grundbedeutung Reflexiva: *faraqa* trennen, *iftaraqa* (statt *itf*) sich trennen, aus einander gehen; und auch Reciproca. — Reflexive Bedeutung gewährt ursprünglich auch das Präfix *in* (hebr. *hin* und *ni*); dann: sich (z. B. betrügen) lassen; und so erhält es im Hebräischen geradezu passive Bedeutung.

Combinationen dieser Mittel finden nur in geringem Grade und in seltenen Fällen statt, nämlich das Präfix *i* mit Verdoppelung des dritten Consonanten bedeutet Farben und Fehler als dauernde Eigenschaften, und tritt dazu noch Dehnung des vorletzten Vocals, so wird hierdurch ein hoher Grad der Eigenschaft ausgedrückt; zumal diese letztere Form aber ist sehr

selten: *isfarra* gelb sein, *isfārra* sehr gelb sein. — Dann kommt noch eine Combination zweier Präfixe vor, nämlich des causativen *sa*, welches sonst im Arabischen gar nicht weiter vorkommt, aber wohl im Aramäischen (wo es *ša* lautet), mit dem reflexiven *it*; nur dafs auch hier statt *itsa* gesagt wird: *ista* (aramäisch *išta*): *istauḱaša* sich betrüben; dann ästimativ: *waǵaba* es war nöthig, *istauǵaba* er meinte, dafs ihm etwas nöthig sei; und ferner mit der Bedeutung „bitten“: *χafara* verzeihen, *istaχafara* bitten, dafs ihm vergeben werde; *saqā* tränken, *istasqa* um einen Trunk bitten (eigentl. sich tränken lassen). — Noch mehr derartige Verbindungen hat das Aethiopische ausgebildet. Im Hebräischen ist von diesen Combinationen nichts zu finden. — Dieser Umstand ist wohl zu beachten; denn jenes Aneinander-Leimen eines Suffixes an das andere, wie wir es im Türkischen und noch mehr im Amerikanischen fanden, ist eben Formlosigkeit. Eine Wurzel wird dadurch nicht geformt, dafs zwei, drei andere Wurzeln eine nach der andern an sie herantreten, von denen jede als besonderes Element für sich lebt. Solch ein Wort wie das türkische *sev-iš-dir-mek* ist wie ein Ringelwurm, den man zerschneiden mag, und dann lebt jedes Stück für sich. Wodurch ist die Wurzel *sev* von der Wurzel *iš*, von der Wurzel *dir* verschieden? höchstens dadurch, dafs letztere nicht allein, sondern immer nur zusammengesetzt auftreten. Und schliefslich tritt *mek*, welches den Infinitiv (in andern Dialekten ein Nomen verbale) bildet, also eine Flexionssylbe sein soll, gerade wie jene wortbildenden Suffixe an den Stamm. Im Semitischen sind die genannten Präfixe schon durch ihren Lautinhalt und ihre Verbindung mit dem Stamme als ihm untergeordnet, als blofses färbendes Mittel gekennzeichnet; sie sind ohne jede Selbständigkeit, können sich also auch nicht so unter einander vereinigen, wie die Affixe in den formlosen Sprachen, wo sie die eigentliche Wurzel überwuchern.

Die Nominal-Stämme bestehen, wie die Verbal-Stämme, regelmäfsig aus drei Consonanten und unterscheiden sich von letzteren theils durch andere Vocale, theils durch Suffigirung von *t*(*h*), *n*, auch *y* oder langem *ā*, Präfigirung von *m*, und durch gleichzeitiges *m* vorn und *t* hinten. Die Endungen *t*(*h*) und langes *ā* bilden Feminina. Der wesentlichste Unterschied

ist, dafs eben das Verbum conjugirt, das Nomen declinirt wird. Der blofse Verbal-Stamm mit der Endung *a* ist die 3. Pers. Sing. Perf., der Nominativ der Nomina endet auf *u* (*un*). Hiermit kommen wir nun zur eigentlichen Formbildung und zur feinsten symbolischen Verwendung der drei Grundvocale *a*, *i*, *u*.

Der Vocal *a* bedeutet im Allgemeinen das Thätigere, Kräftigere, Lebendigere, *i* und *u* das Schwächere, Ruhende, Leidende, wie wir das schon so eben an dem Gegensatze zwischen dem verbalen *a* und dem nominalen *u* bemerken konnten; *u* aber ist kräftiger als *i*. Dies ist mehr ins Einzelne zu verfolgen. Beginnen wir mit den Nominal-Verhältnissen.

Zunächst die Geschlechter. Es gibt im Semitischen nur Masculina und Feminina, und zwar nicht nur in der dritten, sondern auch in der zweiten Person. Das Pronomen der 3. Pers. lautet im Arabischen *huwa* (hebräisch *hū'*) er, *hiya* (hebr. *hī'*) sie. Das schwache *i* ist hier symbolisch für das schwache Geschlecht. Das *u* für „er„ stimmt überein mit dem Nominativ der Nomina. Die 2. Pers. Sing. lautet (*an*)*ta* Masc., (*an*)*ti* Fem. — Die Accusative der Pronomina werden durch Suffixe, welche dem regierenden Verbum oder Präpositionen angehängt werden, ausgedrückt. Das Objectiv-Suffix der 2. Pers. Masc. ist *ka*, Fem. *ki*, 3. Pers. *hu* ihn, *hā* sie. Das Demonstrativum dieser: Masc. *θā*, Fem. *θī*. So sehen wir für das Masculinum *u* und *a*, für das Femininum entweder das schwache *i*, oder (wie im Sanskritischen) breites *ā*.

Wir erwähnen hier sogleich noch einen andern Gegensatz, der im Plural der Pronomina hervortritt, nämlich zwischen dem *m* des Masc. und dem schwächeren *n* des Fem., wobei zugleich die Feminin-Form breiter ist: 3. Pers. Plur. Masc. *hum*, Fem. *hunna*, 2. Pers. Plur. Masc. (*an*)*tum*, Fem. (*an*)*tunna*. — Dafs beim Nomen das Femininum die Endung *at* und *ā* hat, ist schon erwähnt.

Der Plural der Substantive wird dadurch gebildet, dafs die masculine Singular-Endung *un* mit *ūna* vertauscht wird, wie das feminine *atun* zu *ātun* wird. Das Wesentliche ist hierbei die Verlängerung des flexivischen Vocals. Es gibt auch einen Dual, welcher die noch breitere Form *āni* (Acc. und Gen. *aini*) hat: *nabiyun* Prophet, Plur. *nabiyūna*, Dual. *nabiyāni*; *sāriqun* Dieb, *sāriqatun* Diebin, Plur. *sāriqātun*. Wörter weib-

licher Bedeutung ohne weibliche Endung bilden ihren Plural in weiblicher Form: *maryamu* Marie, *maryamātun* Marien; *ta;rī-fun* Definition, Plur. *ta;rifātun.* — Diese Plural-Bildung durch Wandel der Endung ist im Hebräischen und Aramäischen die einzige, im Arabischen und Aethiopischen aber nicht gerade häufig vorkommende Weise. In den letzteren wird gewöhnlicher der Stamm selbst innerlich abgewandelt und zwar in sehr mannichfaltiger Weise. Häufig wird hinter den zweiten Stamm ein langes *ā* gesetzt; es findet aber oft daneben noch ein vielfacher Vocalwandel statt, auch Präfigirung von *'a*, Anhängung des weiblichen Suffixes des Singulars *atun* und beides; auch kann dasselbe Wort mehrere solcher Formen haben und daneben noch die obige einfachere. Man sieht schon hieraus, dafs diese sogenannte Plural-Bildung nur uneigentlich so heifsen kann, indem sie eine solche vertritt, dafs sie aber ihrem Wesen, ihrer Bedeutung nach vielmehr in das Gebiet der Wortbildung gehört, dafs sie nämlich Collectiva bildet. Dies zeigt sich deutlich in Fällen, wo die beiden Bildungsweisen neben einander im Gebrauche sind: *;abdun* Sclav, Plur. *;abdūna* mehrere Sclaven, aber *;abīdun* Sclavenschaft; noch deutlicher aber daran, dafs diese Plurale, wie aus der Congruenz hervorgeht, als Feminina angesehen werden, wie alle Abstracta und Collectiva. Dieser Ersatz des Plurals durch das Collectivum bildet den äufsersten Gegensatz zur Rohheit der formlosen Sprachen, welche nicht den Plural als eine Kategorie, sondern nur die materielle Vielheit bezeichnete. Das thun nicht nur alle die Sprachen, welche ihn nur durch beigesetzte Wörter, wie „viel, alle, Menge" oder durch bestimmte Zahlen ausdrücken, sondern auch die Sprachen, die ihn nicht in allen Fällen, wo er auftritt, bezeichnen, ja selbst diejenigen, die wie das Türkische den Plural durch ein sich klar absonderndes, weder mit dem Stamme, noch mit Casus-Affixen verschmelzendes Suffix (im Türkischen *lar*) bezeichnen. Dieser äufserlichen Auffassung der realen Vielheit gegenüber ist es wiederum ein Extrem, den Plural zum ganz einheitlichen Collectivbegriffe umzuschmelzen. Nicht nur wird hierdurch sein Unterschied gegen den Singular wieder aufgehoben, sondern es geschieht auch etwas nicht ganz Angemessenes. Statt am Stamme, welcher den Inhalt des Begriffs enthält, die Form der Pluralität durch ein formales Zei-

chen anzudeuten, wie in der zuerst erwähnten Weise geschieht, wird das Merkmal der Pluralität als zum Inhalte des Begriffs selbst gehörig behandelt und aufgefafst, wobei ebenfalls die Form leidet. Auch das Aegyptische — das ist hier nachträglich zu bemerken — kennt eine innere Abwandlung zum Behufe des Plural-Ausdruckes, und so möchte ich sie für die älteste Form des Plurals halten, neben der sich eine andere Form eben so wohl im Aegyptischen — wo sie in der Suffigirung von *u* besteht — als auch im Semitischen entwickelt hat, wie wir schon gesehen haben. Die neuere Form, die doch ganz nach der symbolischen Methodegebildet ist, nur am Suffix, nicht am Stamme, ist die vorzüglichere, welche auch im Hebräischen und Aramäischen die ältere Form gänzlich verdrängt hat.

Es verdient hier noch folgende Eigenthümlichkeit des Arabischen angemerkt zu werden, welche mit seiner Weise, Einheit und Vielheit anzuschauen, im Zusammenhange steht. Es handelt sich nämlich um Unterscheidung des Art-Begriffes von der Bezeichnung des Individuums dieser Art. Ursprünglich verhält es sich so, dafs die Sprache im Worte ein Individuum meint, es aber nach der Art benennt. Das Wort entsteht, indem vom Einzelnen etwas ausgesagt werden soll; es bedeutet aber immer unbewufst das Allgemeine. Wenn nun der Art-Begriff, im Unterschiede von der Anschauung der Individuen, im Volksbewufstsein entsteht, so geschieht gerade das Umgekehrte von dem, was ursprünglich der Fall war. Das Wort, welches jetzt thatsächlich das Einzelne andeutet, soll als Allgemeines gelten; das Einzelne, also der Singular, oder Einige der Art, also der Plural, werden als Stellvertreter der Art, des Begriffes gefafst. Man sagt z. B. „wo ist der Hund?“ und meint damit das Exemplar, welches man besitzt; oder: „wo sind die Hunde?“ nämlich, die man hat; „der Hund bellt“, nämlich der draufsen im Hofe. Dann aber sagt man allgemein: „so macht es der Hund“ oder „ein Hund“, „so machen es Hunde“ oder „die Hunde“, d. h. ein bestimmtes oder unbestimmtes Exemplar oder mehrere bestimmte oder unbestimmte Exemplare vertreten die Art, den Begriff Hund. Im Arabischen nun wird bei einer Classe von Wörtern die Art mit dem bestimmten Collectiv-Worte bezeichnet, das Individuum derselben aber von dem

Collectiv-Worte durch die Endung *atun* abgeleitet: *ḥamāmun* Tauben, mit dem Artikel entweder die Tauben, von denen die Rede ist, oder das ganze Geschlecht; *ḥamāmatun* eine Taube; ebenso beim Substantivum materiale: *ḏahabun* Gold, *ḏahabatun* ein Stück Gold; *tibnun* Stroh, *tibnatun* ein Strohhalm.

Die Declination betreffend, so hat eine solche nur noch das Arabische; das Hebräische und Aramäische haben schwache Spuren derselben; dafür haben beide eine besondere Accusativ-Partikel. Es gibt nur drei Casus, die man wohl Nominativ, Genitiv und Accusativ nennen kann. Der erste ist Casus des Subjects und nominalen Prädicats, der zweite der Beziehung, der dritte des Leidens, des Zustandes, der Erstreckung. Letzterer ist Casus des unmittelbaren Objects der Handlung und Adverbialis, der Genitiv ist für die Abhängigkeit von einem Nomen, und mit Präpositionen bezeichnet es das mittelbare Object. Der Nominativ wird bezeichnet durch *u*, der Genitiv durch *i*, der Accusativ durch *a*. — Diese drei Casus erscheinen in doppelter Form: nämlich rein vocalisch, wie soeben angegeben, wenn das Substantivum durch einen Artikel oder einen Genitiv bestimmt ist; wenn es aber unbestimmt ist, wo wir den Artikel „ein“ setzen, tritt hinter den Vocal ein *n*, z. B. *raǵulun* ein Mann, *ar-raǵulu* (das *l* des Artikels *al* assimilirt sich in vielen bestimmten Fällen dem folgenden Consonanten) der Mann; Gen. *raǵulin* und *arraǵuli*, Acc. *raǵulan* und *arraǵula*. Der Dual hat für den Genitiv und Accusativ nur eine Form: Nom. *āni*, Gen. u. Acc. *aini*. Auch der durch Suffixe gebildete Plural hat nur zwei Casus: Nom. Masc. *ūna* (: Sing. *un* =) Gen. u. Acc. *īna* (: Sing. *in*); der Gen. Plur. entsteht also aus dem Gen. Sing. ganz wie der Nom. Plur. durch Dehnung des charakteristischen Vocals des Singulars. Und wenn man annehmen darf, dafs der Nominativ Dualis ursprünglich *auni* gelautet habe, *au* aber zu *ā* herabgesetzt sei, so wären die Vocale des Sing. Nom. *u*, Gen. *i* dadurch zum Dual geworden, dafs man ihnen *a* vorgesetzt hätte, und höchst sinnig wäre, wie der Plural durch Längung des charakteristischen Vocals, so der Dual durch Diphthongirung symbolisch bezeichnet. Im Femininum wird der Nom. Plur. *ātun*, im Gen. und Acc. *ātin*; das *n* fällt in beiden Casus bei vorgesetztem Artikel ab. Mit dem Artikel oder neben einem Genitiv, also in der bestimmten Form,

haben alle Singulare und inneren Plurale drei Casus; ein Theil der inneren Plurale aber und manche Nomina im Singular, welche, obwohl unbestimmt, dennoch auf *u* (statt auf *un*) enden, und viele Nomina propria auf *u* haben nur zwei Casus in der Weise, daſs auch der Genitiv wie der Accusativ auf *a* endet.

Es ist schon bemerkt, daſs das Hebräische und Aramäische eine solche Declination, wie das Arabische, gar nicht haben. Auch die Unterscheidung der Unbestimmtheit von der Bestimmtheit durch suffigirtes *n* fehlt. Das Aramäische suffigirt den Artikel *ā*, während ihn das Hebräische, wie das Arabische präfigirt. Der Accusativ wird entweder nur durch die Stellung hinter dem Verbum angedeutet oder durch die Partikel hebr. *ĕt*, *ōt-*, aram. *yat* oder *le̥*. Der Genitiv bleibt ebenfalls unbezeichnet; dagegen tritt die eigenthümliche Erscheinung auf, daſs das regierende und voranstehende Substantivum abgewandelt wird; es tritt, wie man es technisch nennt, in den Status constructus. Im Arabischen zeigt sich hiervon nur wenig. Nämlich Substantive im Dual und Plural vor einem bestimmten Genitiv verlieren die Endungen *ni* und *na*, wie sie im Singular das *n* verlieren. In jenen beiden Sprachen aber ist es ein durch die drei Numeri hindurchgehender Proceſs, daſs das Substantivum, welches einen Genitiv regiert, oder genauer: welches durch ein anderes Substantivum oder einen abhängigen Satz bestimmt wird, in einer eigenthümlichen Form auftritt, deren Wesen, wie sie historisch vorliegt, in einer Verkürzung und Auswerfung der Vocale besteht; z. B. hebr. *dābār* Wort, *de̥băr ĕlōhīm* Wort Gottes. Man wollte hierin nur den Erfolg der Eile sehen, mit welcher das bestimmte Wort zu dem es bestimmenden, von ihm abhängigen hineilt. Wahrscheinlicher ist mir aber, daſs es ursprünglich ein bestimmtes flexivisches Element gab, welches an dem regierenden Worte andeutete, daſs es ein anderes regiert; d. h. es wurde dem regierenden Worte ein Suffix von relativer Bedeutung gegeben, wie wir ja auch im Aegyptischen den Genitiv durch eine Relativ-Partikel ausgedrückt fanden. Dieses Suffix bewirkte natürlich Veränderungen am Worte, ähnlich denen, welche die Possessiv-Suffixe verursachen. Es ist aber bis auf wenige Spuren verloren gegangen. Nur im Aethiopischen gibt es noch ein eigenes Suffix des Status constructus, nämlich *ă*. Im Arabischen ward es durch den Genitiv ersetzt

und hinterliefs die Spur der abgeworfenen *n*, *ni*, *na*. Im Hebräischen und Aramäischen blieb die Umgestaltung des Wortes, welche es hervorgebracht hatte, bestehen und so lebte es in seinen Wirkungen fort. Im Aramäischen und Aethiopischen hat sich daneben noch eine neue Weise, den Genitiv zu bezeichnen, entwickelt, nämlich durch Präfigirung der Relativ-Partikel vor dem regierten Worte: Hauch welcher-Leben, d. h. Hauch des Lebens.

Kommen wir zum Verbum. Hier ist jeder der drei Stamm-Vocale besonders zu betrachten. Beginnen wir mit dem mittleren. In dieser Stellung zeigt sich *a*, aber auch *i* und *u*, mit folgendem Unterschiede. Transitiva haben *a*: *kataba* schreiben, *qatala* tödten, *wahaba* geben; Intransitiva haben *i* oder *u*; und zwar bezeichnet *i* einen vorübergehenden, nur zufällig bewirkten Zustand, das seltnere *u* aber einen dauernden, der Sache inhärirenden: *fariḱa* fröhlich sein, *ḱazina* betrübt sein; *ḱasuna* schön sein, *qabuḱa* häfslich sein. — Daher verbindet sich denn auch mit der Umbildung der Intransitive in Transitive oder Causativa der entsprechende Vocal-Wandel beim zweiten Stamm-Consonanten: *fariḱa* fröhlich sein, *farraḱa* fröhlich machen; *ḏa;ufa* schwach sein, *da;;afa* schwächen; *χašuna* rauh sein, *χāšana* rauh behandeln. — An dem mittleren Vocal gibt sich auch zu allermeist der Unterschied zwischen Nomen und Verbum kund. Häufig fällt derselbe im Nomen völlig aus, oder vielmehr der erste Vocal fällt weg, und der zweite tritt zurück an den ersten Consonanten, wodurch der zweite Consonant vocallos wird: *qatala* er tödtete, *qatlun* Tödtung; *;alima* wissen, *;ilmun* Wissenschaft; *qadusa* heilig sein, *qudsun* Heiligkeit. Dies scheint mir auf dem Accent zu beruhen, der im Arabischen sehr erstarrt ist, weswegen aus ihm die Sache nicht erklärt werden kann; im Hebräischen aber ist die Stellung des Accents noch wandelbarer. Im Arabischen nämlich herrscht dasselbe Gesetz wie im Römischen: der Accent ruht nie auf der letzten, sondern nur auf der vor- oder drittletzten Sylbe. Ist die vorletzte Sylbe lang, so hat sie den Accent; ist sie kurz, so tritt er zurück. Im Hebräischen steht der Accent meist auf der letzten Sylbe, welche aber ursprünglich die vorletzte war; der wirklich letzte Vocal ist nämlich abgefallen; in der 3. Pers. Perf. ruht er auf dem Vocal

des zweiten Stamm-Consonanten, der ja eben die transitive oder intransitive Natur des Verbums ausdrückt. In Folge dessen mag es im Hebräischen geschehen sein, dafs der dritte Vocal abgefallen ist; denn, wenn man arabisch sagt: *qátala*, so sagt man hebräisch ursprünglich: *qatála*, dann *qatál* und aramäisch sogar *qetál*. Im Nomen dagegen tritt der Accent gern zurück und reifst den charakteristischen Vocal von der zweiten Stammsylbe auf die erste. Auch dieses Springen des Accents, das sich im Englischen ganz eben so findet, ist symbolisch. Der vortretende Accent gibt der Aussprache mehr Ruhe, der hinten stehende mehr drängende Eile; jenes malt die ruhende Substanz, dieses die energische Handlung. Mit diesem Vorrücken des Accents im Hebräischen ist ein Wandel des Vocals des ersten Stamm-Consonanten verbunden: *mālák* herrschen, *mélek* König; *yālád* gebären, *yéled* Kind; *χāfás* Gefallen finden, *χéfes* Gefallen; *gādál* oder *gādél* grofs sein, *gódel* Gröfse; *kābéd* schwer sein, *kóbed* Schwere. — Adjectiva zeigen ihre Verwandtschaft mit den Verben dadurch, dafs sie den Accent auf dem zweiten Stamm-Consonanten behalten, im Unterschiede von Verben aber den Vocal desselben verlängern: *sākál* thöricht sein, *sékel* Thorheit, *sākā́l* thöricht, Thor; *rāšá*ʒ böse sein, *réša*ʒ Bosheit, *rāšā́*ʒ böse, Bösewicht; *qādáš* oder *qādéš* heilig sein, *qódeš* Heiligkeit, Heiligthum, *qādṓš* heilig; ʒ*āmáq* tief sein, ʒ*ómeq* Tiefe, ʒ*émeq* Thal, ʒ*āmṓq* tief. Oft haben auch Substantiva den Accent nach rein phonetischem Gesetz auf dem Vocal des zweiten Stamm-Consonanten, und der nominale Charakter liegt dann blofs in der Längung des Vocals des ersten oder des zweiten Consonanten des Stammes: *dābā́r* Wort, *rā*ʒ*ā́b* Hunger, *qāhā́l* Versammlung, *šōkḗn* oder *šākḗn* wohnend, Bewohner, *kōtéb* schreibend, *sōnḗ* hassend, *šō*ʒ*ḗr* Thorhüter; *'ōṣā́r* Schatz; *χāmṓs* Verwüster, *bāχṓn* Prüfer. — Ebenso wird auch im Arabischen besonders durch Längung des Vocals der Nominalstamm vom Verbalstamm unterschieden, z. B. *kataba* er schrieb, *kātibun* Schreibender, Schreiber. Adjectiva, die ihrem Wesen nach intransitiv sind, haben in der zweiten Sylbe häufig *i*, und unterscheiden sich von den intransitiven Verben blofs durch den Endvocal: *fariha* er freute sich, *farihun* froh. Häufig wird das *i* verlängert und damit gewifs die intransitive Natur verstärkt: ʒ*alima* wissen, ʒ*alīmun* kundig; *haqīmun* weise; *qaṣīrun* kurz. Durch *ū* dagegen entstehen geradezu Nomina

patientis, besonders im Hebräischen: *kātūb* geschrieben. Im Aramäischen hat schon die ī-Form regelmäfsig passive Bedeutung, und zuweilen auch im Hebräischen und Arabischen (*mā-šieχ*).

Wir kommen zum Vocal der ersten Stamm-Sylbe: durch ihn wird verbal das Passivum vom Activum unterschieden; und zwar bezeichnet das helle *a* das Activum, das dumpfe *u* das Passivum, woneben der zweite Consonant das intransitive *i* hat: *qatala* er hat getödtet, *qutila* er ist getödtet worden. Wir haben gesehen, wie die Reflexiv-Formen schon vielfach passive Bedeutung erhalten hatten. Letztere bedeuten jedoch immer mehr den Zustand eines Leidenden oder gar nur Gelitten-habenden; die hier besprochene *u*-Form bezeichnet das Leiden ganz eigentlich im Gegensatze zur transitiven Thätigkeit; z. B. *ʿalima* wissen, hat als Intransitivum *i* in der zweiten Sylbe; *ʿallama* lehren, unterrichten, ist causativ durch Reduplication, zugleich aber durch den Vocal *a* in der mittleren Sylbe; die Reflexiv-Form *taʿallama* heifst in dem Zustande sein, der auf die erlittene Thätigkeit erfolgt: unterrichtet sein; *ʿullima* aber als Passivum bedeutet nur Unterricht empfangen, wobei der Erfolg auch ausbleiben kann. — Dieses active *a* und passive *u* erstreckt sich zuweilen sinnig bis in die Nominal-Bildung hinein, ohne jedoch diese zu verunreinigen und mit verbalen Elementen zu vermischen: *malkun* rex, *mulkun* regnum, *milkun* res possessa.

Bezeichnete also der mittlere Vocal die verbale Kraft und die Transition oder die Ruhe, gab sich im ersten die active oder passive Bedeutung kund, so wird am dritten Consonanten der Modus ausgedrückt, wie am Ende des Nomens der Casus; auch stehen sich ja Casus und Modus in den beiden einander entgegengesetzten Kreisen des Nomens und Verbums ihrer wesentlichen Bedeutung nach analog gegenüber. Der Nominativ entspricht dem Indicativ, und so wird auch dieser wie jener durch *u* bezeichnet; der Subjunctiv, der stets von Conjunctionen abhängig ist, entspricht dem Genitiv, der durch die Präpositionen regiert wird; und so wird nun auch der Subjunctiv wie der Genitiv der Nomina, die nur zwei Casus haben, durch *a* ausgedrückt; ein dritter Modus, Jussiv genannt, bedeutet Aufforderung und Bedingung sowohl, wie auch Bedingtheit, und

ist negativ charakterisirt durch Vocallosigkeit des dritten Consonanten. Diese ist Folge der raschen und energischen Aussprache, welche der Lebhaftigkeit der Aufforderung eignet. Der Modus energicus hat die Endung *anna* oder *an* und bedeutet Versicherung, steht also z. B. neben der Partikel „fürwahr", auch in nachdrücklichen Aufforderungen und Wünschen. — Diese Modi treten aber nicht beim Perfectum, sondern nur beim Imperfectum hervor. Die semitischen Sprachen haben nämlich nur zwei Zeitformen, und zwar bezeichnen diese nicht die sogenannten subjectiven Zeiten, nämlich nicht Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vom Standpunkte des Redenden aus, sondern die sogenannten objectiven Zeiten, nämlich Vollendung und Unvollendung, deren jede in jeder subjectiven Zeit gedacht werden kann. Die erstere aber eignet sich vorzüglich zur Darstellung des Vergangenen, sowohl des einmaligen Geschehenseins (also aoristisch), als auch einer That, deren Erfolg bleibt (also perfectisch), oder auch zum Ausdruck von Versprechungen, Wünschen, Befehlen, Segen, wobei man sich lebhaft das Gedachte schon als geschehen vorstellt. Die andere Form neigt zum Futurum und eignet sich für das Dauernde, Wiederholte, Ewige. An ihm werden die subjunctiven Modi bezeichnet; denn das Unvollendete, noch nicht Seiende, wird wesentlich nur gedacht.

Die Symbolik aber, nach welcher die beiden Tempora bezeichnet werden, ist klar. Im Perfectum werden die Personal-Zeichen hinten angefügt; das Verbum steht also voran, der Begriff der Handlung oder des Ereignisses ist das Hauptsächliche und drängt sich vor. Im Imperfectum geht das Personal-Zeichen voran, denn es wird dem Stamme vorn angefügt, wie denn natürlich bei allem Noch-nicht seienden, Gewollten, Gewünschten, Bedingten, Zukünftigen, kurz Gedachten sich zunächst die handelnde Person als das Wirkliche, von dem eine Handlung erwartet wird, dem Bewufstsein darbietet.

Werfen wir nun einen etwas genaueren Blick auf den Gebrauch dieser Tempora, die in ihrer ursprünglichen Einfachheit kaum den Bedürfnissen des Geistes genügen zu können scheinen. Das Perfectum bedeutet zunächst unser Perfectum, d. h. das Perfectum Präsentis, eine vollendete Handlung, die mit ihrer Wirkung in die Gegenwart hineinragt. So heifst es Mos. I.

3, 10 ff.: „was hast du gethan?“ (Perf.); „wer hat dir gesagt?“ (Perf.); „sie hat mir gegeben“ (Perf.). Das Imperfectum dagegen bedeutet das Futurum: Gott sprach, ich werde (oder will) machen (Imperf.); in dem Orakel Mos. I. 25, 23 sind drei Imperfecta als Futura. Wie die Perfecta *οἶδα*; *novi*, ich weiſs, Präsens-Bedeutung erhalten, so auch das semitische Perfectum: *zākártī* = *memini*, *yādáʒtī* = *novi*, *sānḗ* = *odit*. Manche Handlung ist auch ihrer Natur nach derartig verschwindend, daſs sie augenblicklich vollendet ist; dann bezeichnet ebenfalls das Perfectum das Präsens: „ich erhöre dich“, „ich gebe dir“, „ich segne dich“ ist thatsächlich nur, wie es der Semit bezeichnet: ich habe erhört, gegeben, gesegnet. Eben so sehr kann aber auch das Imperfectum die Gegenwart bezeichnen; man sagt: woher kommst du? im Perfectum und im Imperfectum. Eben so können allgemeine, sich immer wiederholende Thätigkeiten, welche geübt wurden und noch werden, im Perfectum oder Imperfectum ausgedrückt werden. Weiter bezeichnet, wie im Lateinischen, das Perfectum eben nur das Vergangene, den Aorist, das Eingetreten-sein eines Ereignisses (Mos. I. 14, 2 ff.) „sie machten (Perf.) Krieg“; „sie vereinigten sich“. Wenn nun aber in zusammenhängender Erzählung nach einer Begebenheit eine andere vorhergehende erwähnt wird, so geschieht dies auch im Perfectum, welches dann aber die Bedeutung des Perfectum Präteriti, d. h. des Plusquamperfectum, hat. Daher heiſst es an der angeführten Stelle weiter: „sie hatten (nämlich vor und bis zu diesem Kriege) gedient und waren nun abgefallen“, „und da war er gekommen“ immer im Perfectum. Daſs dieses im Präteritum zu denken sei, deutet der Zusammenhang an: wie auch umgekehrt in anderem Zusammenhange das Perfectum sich leicht als Perfectum Futuri kund gibt: „bis sie geboren hat“ können auch wir sagen statt: „bis sie geboren haben wird“. Isaak grub die Brunnen wieder auf, welche sein Vater Abraham „gegraben hatte“ (Perf.) und benannte sie, wie sein Vater sie „benannt hatte“ (Perf.). Umgekehrt bezeichnet das Imperfectum eine Handlung, welche mit einer anderen gleichzeitig ist. Dies ist besonders im Arabischen der Fall, wie ich später gelegentlich zeigen werde, aber auch im Hebräischen. So spricht Job: „verflucht der Tag, an dem ich geboren ward“ (Imperf.); und weiter: „warum von Mutterleibe an

(d. h. so viel wie: als ich aus ihm kam) starb (Imperf.) ich nicht"! Darum steht das Imperfectum immer bei den Conjunctionen „bevor" und „damals"; denn hier wird immer Seyn oder Noch-nicht-seyn gleichzeitig mit etwas Anderem gedacht. In Bedingungs-Sätzen, in Verträgen, wird etwas, was noch nicht ist, doch als vollendet vorausgesetzt, und wird im Perfectum ausgedrückt; das davon Abhängige, Bedingte, welches geschehen soll, wird nun mit in die Wirklichkeit gezogen und ebenfalls als schon geschehen dargestellt *). So wird denn weiter überhaupt in lebhafter Darstellung, in prophetischer Anschauung, das Zukünftige als vollendet gedacht. Es ist aber überhaupt allemal möglich, im Laufe der Rede, in welcher es sich um Zukünftiges handelt, wenn etwas dafür geschehen ist, dafs der Geist in die Zukunft gelenkt wird, wenn z. B. eine Aufforderung, eine Absicht, ein Imperfectum oder sonst etwas Zukünftiges ausgesprochen ist, unmittelbar daran durch die Conjunction „und" ein Perfectum mit gleicher Bedeutung zu knüpfen: „damit mir Gutes geschehe (Imperf.), und lebe (Perf.) meine Seele"; „sechs Tage sollst du arbeiten (Imperf.) und verrichten (Perf.) alle deine Arbeit"; „rede (Imperat.) und sage (Perf.)"; „am Tage eures Essens davon (d. h. sobald ihr davon essen oder gegessen haben werdet), da werden sich öffnen (Perf. oder: werden sich sogleich geöffnet haben) eure Augen". Hierbei kommt noch eine höchst sinnige Verwendung des Accents in Betracht. Wenn nämlich in angegebener Weise das Perfectum durch Lebhaftigkeit der Rede oder durch engen Anschlufs an das Vorangehende die Bedeutung des Imperfectums annimmt, ein Zukünftiges aussagt, das vorausgesagt wird, oder ein Gebot, das eingeschärft wird, so tritt der Accent, der regelmäfsig auf dem Verbal-Stamme ruht, auf das Personal-Suffix, wodurch natürlich das persönliche Verhältnifs, das Subjective, hervorgehoben, und so durch den Accent wenigstens der subjective Modus, das Gedachte, klar und lebendig ausgedrückt wird.

Umgekehrt geschieht es nun im Hebräischen auch, dafs das Imperfectum mit einem Präfix, welches sicher und klar die

---

*) Die verschiedenen Grade des Problematischen werden im Hebräischen nicht am Verbum, sondern durch verschiedene Conjunctionen bezeichnet: 'im = wenn (ist), d. h. es ist oder kann sein, lū = wenn (wäre), aber es ist nicht.

Conjunction „und“, aufserdem aber wahrscheinlich noch eine temporale Partikel „da“ enthält, also „und da“ in sich vereinigt, an ein vorangehendes Perfectum sich anschliefst und dadurch, wie dieses, die Bedeutung des Aorist annimmt. Durch die Belästigung der Wortform mit dem Präfix wird eine Verkürzung des Vocals der Endsylbe bewirkt und häufig tritt aufserdem der Accent von dem zweiten Wurzel-Consonanten auf den ersten zurück; statt *yę-bārḗk* er-wird segnen (Imperf.), sagt man: *wa-yę-bárek* und da segnete er. Doch geschieht dies nicht immer und das Wesentliche liegt in der Attraction des folgenden Verbums durch das erste: Adam sagt z. B. „die Frau, die du mir gegeben hast (Perf.), sie hat mir vom Baume gegeben (Perf.) und so afs ich (Imperf.)“; und Eva spricht: „die Schlange hat mich verlockt (Perf.) und so afs ich (Imperf.)“.

So verschwindet denn namentlich im Hebräischen scheinbar, und wenn man blofs den factischen Sinn betrachtet, der Unterschied der beiden Tempora gänzlich, und es entspinnt sich ein rhetorisches Spiel und ein parallelistischer Wechsel mit den Zeitformen. So heifst es: „Im Anfang . . . da sprach (Imperf.) Gott: es werde Licht, und da war (Imperf.) Licht, und da nannte (Imperf.) Gott das Licht Tag, und die Finsternifs nannte (Perf.) er Nacht“. Der zweite Psalm beginnt: „warum toben (Perf.) (die) Völker und (die) Nationen sinnen (Imperf.) Eiteles, erheben sich (Imperf.) die Könige, und die Fürsten berathen sich (Perf.)“?

Wie überhaupt schon Verbal- und Nominal-Stämme gesondert sind, so werden sie es nun vollends durch die Personal-Flexion des Verbums. Sowohl die hinten, als die vorn an den Stamm gefügten Personal-Zeichen schliefsen sich demselben so innig an, dafs das Wort nur als volle, in sich fest verbundene Einheit erscheint. Entweder das Suffix hat keinen Vocal, so dafs es nur vom Stamme gehalten wird; oder es hat einen Vocal, aber der End-Consonant des Stammes hat den seinigen verloren. Die Präfixe sind meist vocalisirt, aber der erste Stamm-Consonant verliert nun seinen Vocal und wird zum Affix gezogen: *qatala-t* tödtet-sie (d. h. sie, die Frau, tödtet), *qatal-ta* du tödt-est, *ya-qtulu* er-tödtet.

Weniger fest werden die Possessiv-Suffixe mit dem Sub-

stantivum verbunden, welche mit Ausnahme der 1. Pers. Sing. im Arabischen ganz dieselben sind, wie die objectiven Pronominal-Affixe, die dem Verbum suffigirt werden, sowohl im Perfectum, als im Imperfectum. Da nun das Perfectum schon die Subjects-Suffixe hat, so kann der Anschlufs der Objects-Suffixe nur noch loser sein, als der der Possessiv-Suffixe an das Substantivum. Diese drei verschiedenen Grade der Innigkeit des Anschlusses aber sind ganz dem begrifflichen Verhältnisse analog.

Wir kommen zur Satzbildung. Da hier sowohl das Subject seine bestimmte Endung hat, als auch das Verbum streng als solches auftritt, so ist hiermit der prädicative Ausdruck gegeben. Es ist noch zu bemerken, dafs, wenn nicht eine Modification des Sinnes beabsichtigt wird, das Verbum vor dem Subject steht: *māta zaidun* gestorben ist Seid. Diese Stellung ist zwar nach einer wunderlichen Einbildung Vieler nicht logisch — als wenn sich die Logik um Wortstellung kümmerte! — aber sie ist durchaus die natürliche, und wenn im Chinesischen und Französischen das Subject regelmäfsig voransteht, so ist dies eine starre Convention und weder Natur noch Logik. Aber wohl kann unter besonderen Umständen, z. B. des Gegensatzes wegen, auch im Arabischen die Stellung sich ändern: *zaidun māta wa-ȝumaru ḱayya* Seid ist gestorben, aber Omar lebt.

Den semitischen Sprachen fehlt es aber an einer Copula, und nun ist es anziehend zu sehen, wie sie dieselbe ersetzen. Vor roher Nebeneinanderstellung sind sie durch ihre flexivische Natur geschützt. Hier zeigt sich nun der Unterschied zwischen definiter und indefiniter Form des Nomens fruchtbar. Wenn ein Adjectivum als Attribut einem Substantivum beigegeben wird, so mufs es nicht nur in Genus, Numerus und Casus congruiren, sondern mufs auch wie das Substantivum in bestimmter oder unbestimmter Form auftreten, und wenn das Substantiv den Artikel hat, oder durch einen Genitiv oder ein Possessivum bestimmt ist, so mufs auch das Attribut den Artikel haben: *al-kitābu al-ȝaẕīmu* das Buch das vortreffliche = das vortreffliche Buch; *kitābu mūsa 'l-ȝaẕīmu* das vortreffliche Buch von Moses, wörtlich: Buch Moses das vortreffliche; *kitābu-hu 'l-muḱarramu* Buch-sein das ehrwürdige = sein ehrwürdiges Buch;

ibrahimu 'l-'amīnu Abraham der gläubige = der gläubige Abraham; dagegen unbestimmt: *qarā'-tu fī kitābin ʿatīqin* ich-las in (einem) Buche alten = in einem alten Buche habe ich gelesen; *al-maliku 'l-ʿādilu* der gerechte König, *malikun ʿādilun* ein gerechter König. Wenn nun also das Substantivum im definiten Nominativ auftritt, das Adjectivum aber im indefiniten Nominativ, so ist es nicht Attribut, sondern Prädicat: *yūsufu marīḏun* Jussuf (Joseph) (ist) krank; *as-sulṯānu marīḏun* der Sultan (ist) krank; *abū yūsufa marīḏun* der Vater Jussufs (ist) krank; *'ab-i marīḏun* mein Vater (ist) krank; *huwa marīḏun* er (ist) krank; *hāθā χairun* das (ist) gut. — Wenn nun aber das Prädicat ebenfalls ein bestimmter Begriff ist, so wird gewöhnlich als Copula das Pron. 3. Pers. Sing. *huwa* eingeschoben. *Allahu huwa 'l-ḥayyu 'l-qayyūmu* Gott er (ist) der-Lebendige der-(durch sich selbst) Bestehende. Ist sowohl das Subject, als auch das Prädicat seinem Begriffe nach bestimmt oder unbestimmt, so muſs oft der Zusammenhang die Rolle des Wortes ergeben, was natürlich selten Schwierigkeit macht: *qaulun maʿrūfun wa-maχ-firatun χairun min* . . Wort gütiges und Verzeihung (ist) besser als . . *muḥammadun rasūlu 'llāhi* kann heiſsen: Mohammed (der) Bote Gottes, und auch: Mohammed (ist der) Bote Gottes; *haθā 'lmarīḏu* kann heiſsen: dieser Kranke, und auch: dies (ist) der Kranke. — Ein unbestimmtes Subject kann eben seiner Natur nach nur selten auftreten; wo es am häufigsten geschieht, nämlich wenn das Prädicat aus einer adverbialen Bestimmung besteht, da ist es leicht erkennbar: *fi 'l-masǵidi ḥimārun* in der-Moschee (ist) ein Esel; *mā aḥadun fi 'd-dāri* nicht Einer (Niemand ist) in dem-Hause. Da übrigens solche locale Bestimmungen auch attributiv gebraucht werden, so muſs hier doch noch ein Mittel der Unterscheidung eintreten, und dies ist die Stellung. Der Leser wird bemerkt haben, daſs erstlich der Semit die Stellung des Adjectivs vor oder nach dem Substantivum nicht zur Unterscheidung der attributiven und prädicativen Verbindung benutzt hat; daſs er vielmehr in beiden Fällen das Adjectivum nachstellt, und daſs er durch diese Nachstellung sogar das prädicative Adjectivum in einen Gegensatz bringt zu dem regelmäſsig vorangestellten prädicativen Verbum. In dem hier vorliegenden Falle der localen Bestimmung aber macht allerdings

gewöhnlich die Stellung einen Unterschied. Die locale Bestimmung tritt nämlich als Prädicat gewöhnlich vor das Substantivum, als Attribut hinter dasselbe, in Uebereinstimmung mit der schon oben erwähnten natürlichen Stellung des Prädicats: *dirhamun ʿindī* kann heiſsen in prädicativer Verbindung: ein Geldstück (ist) bei mir = ich habe ein Geldstück, aber auch attributiv: ein Geldstück, welches ich habe; dagegen *ʿindī dirhamun* kann nur heiſsen: ich habe ein Geldstück.

Man sieht hieraus, daſs der prädicative Ausdruck im Semitischen allerdings durchaus rein gehalten ist, daſs aber die angewandten Mittel, weil eine selbständige Copula fehlt, nicht immer ausreichen, um die vollste Bestimmtheit des Ausdruckes zu erreichen, ohne daſs man nöthig hätte, sich auf den Zusammenhang zu verlassen. Die Anwendung der Stellung reicht nicht einmal vollständig aus und ist doch immer nur ein rhetorischer oder stylistischer Behelf. Die Einschiebung der dritten Person *huwa* ist nicht minder ein bloſser Nothbehelf, da dieses Wort selbst wieder eine Copula verlangt, nicht aber selbst eine solche ist. Mit diesem Mangel der Copula steht noch eine andere Erscheinung in Verbindung, nämlich, daſs die 3. Pers. Sing. Perf. durch den bloſsen Verbal-Stamm ohne Personal-Suffix ausgedrückt wird, also ohne Copula.

Die Infinitive ferner und auch die Participien sind nicht so kräftig verbal, wie die des sanskritischen Stammes, aber doch unterschieden von Substantiven und Adjectiven, wie auch die Adjective regelmäſsig von den Substantiven unterschieden sind. Jene infiniten Verbal-Formen sind also durchaus fern von den Verbal-Substantiven der tatarischen Sprachen; sie sind wesentlich verbal, und würden es in gleichem Grade sein, wie die des sanskritischen Sprachstammes, wenn an ihnen temporale Unterschiede bezeichnet würden.

In der Behandlung der Infinitive und Participien unterscheiden sich die einzelnen semitischen Sprachen unter einander, und es wird kaum zu läugnen sein, daſs in dieser Beziehung die arabische Sprache in weniger vortheilhaftem Lichte erscheint, als die aramäische. Der Araber hat nämlich jene Formen mannichfach in der Construction wie Nominal-Formen behandelt, wodurch der Satzbau steif wird. Der Infinitiv wird z. B. mit Präfixen und Suffixen versehen, die dem Substanti-

vum zukommen: *bi-ḍarbin bi-'ssuyūfi ru'ūsa qaumin* durch-Schlagen mit-Schwertern (die) Häupter (bestimmte Form) Einiger; *uθkurū 'llāha ka-θikri-kum abā'akum* gedenket Gottes (arab. der Accus.), wie-euer-Gedenken eure-Väter, d. h. wie ihr eurer Väter gedenket. Der Infinitiv wird ferner mit dem Artikel versehen (was freilich auch im Griechischen häufig geschieht, was aber, auch wenn es im Griechischen steht, allemal eine steife Construction gibt); er nimmt sein Object zuweilen nicht im Accusativ, sondern im Genitiv, also nach nominaler Methode, zu sich: *du‘ā'u 'l-lāhi* das Anrufen Gottes (nämlich Gen. object.); und zuweilen zeigen sich Constructionen, die man nur anomal nennen kann, obwohl sie andererseits sehr sinnige Sinnes-Constructionen sind, in denen das lebendige Gefühl für die prädicative Kraft sich gegen die grammatische Regel auflehnt und ihre Schranken durchbricht — insofern wirklich anziehend; z. B. *balaχa-ni 'l-qatlu maħmūdun 'aχā-hu* es ist gemeldet-mir die Tödtung (Nominat.) Mahmud (Nominat.) seinen-Bruder, d. h. daſs Mahmud seinen Bruder getödtet hat. Das Subject bleibt also im Nominativ, als Subject, obwohl die Handlung als Substantivum in den Hauptsatz gezogen ist; ebenso: *‘aǵaba-ni 'ntiẓāru yaumi 'l-ǵum‘ati muħammadun ‘amran* es hat verwundert-mich Erwarten des-Tages der-Versammlung (d. h. Freitag) Mohammed den Amr, d. h. es verwundert mich, daſs Mohammed den Amr Freitag erwartet hat. — Eben so wird das Participium häufig als Nomen agentis angesehen, indem es nicht nur den Artikel zu sich nimmt, sondern auch das Object im Genitiv, statt im Accusativ. Auch hier bricht nun der Drang nach lebendigem prädicativen Ausdrucke durch, aber in einer Weise, welche der verbalen Bedeutung des Particips noch mehr Abbruch thut. Weil nämlich das Particip dem Araber nicht lebendig genug ist, so verwirft er es häufig gänzlich und ersetzt es durch das Imperfectum, welches ja, wie wir oben sahen (S. 261), Gleichzeitigkeit bedeutet; je üblicher aber dies wird, um so mehr wird das Participium auf den nominalen Gebrauch beschränkt. Dasselbe gilt vom Infinitiv. Der Araber kann also sagen: *marar-tu bi-raǵulin nā‘imin* ich ging vorüber bei-einem Manne schlafenden; aber er sagt wohl lieber: *marar-tu bi-raǵulin yanāmu* ich ging vorüber bei einem Manne, er schlief, d. h.

welcher schlief. Das Relativum kann in den semitischen Sprachen fehlen, wie im Englischen. Ebenso können auch andere Conjunctionen fehlen, und das Imperfectum ist, indem es Gleichzeitigkeit bedeutet, im Stande, die Absicht und dergl. auszudrücken; z. B. *ǵāẓa 'ilai-hi yaẓūdu-hu* er kam zu-ihm, er besucht-ihn, d. h. um ihn zu besuchen; das Haupt-Verbum „kam" steht im Perfectum, das zweite Verbum, das abhängige, drückt das Noch-nicht-seiende, den Gedanken, die Absicht, als gleichzeitig mit jenem aus; *inkafa'a yaḱmadu* er kehrte zurück, er freute sich, d. h. sich freuend; *ǵaẓala yulāwimu-hu* er begann, er-tadelte-ihn, d. h. begann ihn zu tadeln; *daχala fī dāri 'abī-hi, wa-'ūmmu-hu ta-nẕuru 'ilai-hi* er ging-hinein in (das) Haus Vaters-seines, und-Mutter-seine sie-sah auf-ihn, d. h. während ihn seine Mutter sah.

Wenn nun aus all dem klar ist, daſs die synthetische Kraft des Verbums allerdings in den semitischen Sprachen nicht vollkommen entwickelt ist, so ist doch ihre formale Natur überall durchzuerkennen. Und wie positiv, so beweisen sie auch negativ ihren Gegensatz zu tatarischer Anleimung dadurch, daſs sie niemals Nomina, seien es Substantiva, seien es Adjectiva, mit sogenannten Prädicats-Affixen versehen.

Hier komme ich nun auf das aramäische Participium zurück. Dieses nämlich, aber nicht Adjectiva und Substantiva, wird mit den Verbal-Suffixen versehen, und dadurch ein Modus der Dauer, des Zustandes erreicht; in Folge dessen erhält das sogenannte Perfectum wirklich Perfect- und Aorist-Bedeutung und das Imperfectum wird zum Futurum, so daſs diese Sprache subjective Tempora hat. Neben dem Futurum bedeutet dann das Imperfectum auch die subjunctiven Modi. — Bei dieser Flexion des Participiums tritt uns nun eine höchst anziehende Erscheinung entgegen, indem es eine doppelte Flexion zuläſst, eine nach dem Principe der Agglutination und eine andere wahrhaft flectirende; letztere war im Aussterben und ward durch erstere ersetzt. Genauer muſs man wohl sagen, daſs die aussterbende Participial-Conjugation zunächst durch analytische Formen ersetzt wurde, wie in den modernen Sprachen des sanskritischen Stammes, wonach dann, ebenfalls wie z. B. im Romanischen, die Analyse wieder aufgehoben wurde durch Ag-

glutination. Diese besteht blofs in einem Zusammensprechen eines Stoffwortes mit einem Formworte, wobei besonders letzteres verkürzt wird, so dafs eine Contraction entsteht. Das Participium ist im Aramäischen wie im Arabischen durch Dehnung des ersten Vocals charakterisirt, welche Dehnung im Gegensatze zur Kürze desselben Vocals im Perfectum die Dauer, das Zuständliche symbolisch andeutet: arab. *kataba* er schrieb, *kâtibu* schreibend (in der zweiten Sylbe hat sich der Vocal erleichtert in Folge der Erschwerung des ersten Vocals, und der dritte Consonant hat das nominale *u* angenommen), aram. *ke̥tab* er schrieb, *kâte̥b* schreibend, Fem. *kâte̥bâ*, Pl. M. *kâte̥bîn* F. *kâte̥bân*. Dieses Participium nun wird in diesen Declinationsformen zusammengezogen mit den nachgesprochenen Fürwörtern; aus *kâte̥b ânâ* schreibend ich, wird: *kâte̥b-nâ* ich schreibe oder I am writing; die Frau aber sagt *kâte̥bâ-nâ*; *kâteb at* schreibend du, zusammengezogen *kâte̥b-at*; an eine Frau: *kâte̥bâ ati* schreibend du, zusammengezogen *kâte̥bâti*; die dritte Person bleibt ohne Pronomen; im Plur. *kate̥bîn ânân* schreibend wir, zusammengezogen *kâte̥bînan* u. s. w. Das ist Agglutination im eigentlichsten Sinne; flectirte Wörter werden mit andern verbunden. Die ursprüngliche Formation aber war die, dafs der blofse Stamm (ohne Zeichen für das Femininum oder für den Plural) mit Suffixen (nicht mit Fürwörtern) bekleidet wurde, welche Person, Zahl und Geschlecht ausdrückten. Statt des männlichen *kâte̥bna* und des weiblichen *kâte̥bânâ* sagte man: *kâte̥be̥t* ich schreibe; die 3. Pers. Pl. wurde nicht nominal gebildet, sondern verbal: *kâte̥bû* sie schreiben. — Vielleicht hatten ehemals alle semitischen Sprachen eine entsprechende Formation, die sich nur im Aramäischen, und auch hier blofs spurweise erhalten hat. Solch ein Verlust mufste aber störend auf die Entwickelung der Bedeutung der andern Formen wirken; daher der unbestimmte Gebrauch der Tempora im Arabischen und Hebräischen*).

---

*) Wenn das Arabische zusammengesetzte Zeitformen bildet, so weist dies doch auch wohl auf vorangegangene Verluste hin, und eben so thut es vielleicht auch das hebräische waw conversivum, besonders das futuri in praeteritum. Freilich kann ich mir nicht verhehlen, dafs die oben angeführten stark flectirten aramäischen Par-

Noch in anderer Hinsicht zeichnet sich das Aramäische vortheilhaft aus, nämlich dadurch, daſs es die steifen Infinitiv-Constructionen nicht hat. Das hebräische „bei ihrem Geschaffen-werden“ übersetzt der Aramäer durch eine finite Form mit der Conjunction, wie wir: „als sie geschaffen wurden“; das hebräische „nicht gut (ist) das Sein des Menschen allein“, übersetzt er: „nicht gut, daſs sei“.

Es sind noch einige Eigenthümlichkeiten des Arabischen in der Construction des Satzes in Bezug auf das Congruenz-Verhältniſs zu bemerken. — Wenn zu einer Eigenschaft eines Menschen der besondere Theil oder die besondere Rücksicht hinzugefügt wird, in Bezug auf welchen oder in welcher die Eigenschaft ausgesagt wird, so steht das Adjectivum im Hebräischen vor diesem Substantivum im Status constructus: *gādōl* groſs, *ge̥dōl kōᵃχ* groſs an Kraft; *ṯamē̱ʼ* unrein *ṯe̥mē̱ʼ se̥fātayim* unrein von Lippen; *χale̥le̱ χēreb* Durchbohrte des Schwertes = schwertdurchbohrt u. s. w. Der Araber bietet hier eine gröſsere Mannichfaltigkeit möglicher Constructionen. Er kann sagen für: es kam zu mir ein Mann schön von Gesicht *ǵāʾa-nī raǵulun ħasanun ʾil-waǵhu* wörtl. kam-mir ein Mann schöner das-Gesicht, oder gewöhnlich *waǵhuhu* sein Gesicht; oder *ǵāʾanī raǵulun ħasanu ʼl-waǵhi* kam-mir ein Mann schön des Gesichts, oder *ħasanu waǵhihi* schön seines Gesichts. Da in diesen beiden letzten Fällen das Adjectivum in bestimmter Form steht, so ist es prädicativ aufzufassen und ein Relativ zu ergänzen: ein Mann, (welcher) schön (ist) seines Gesichts. Oder: *ǵāʾani raǵulun ħasanun waǵhān* kam-mir ein Mann schöner Gesicht (in Bezug auf das Gesicht, der Accus.) oder *ħasanun ʾilwaǵha* schöner das Gesicht (Acc.). Steht nun aber das Hauptsubstantiv: Mann, mit einer Präposition im Genitiv, so ergeben sich folgende Verbindungen: *bi-raǵulin ħasani ʼlwaǵhi* bei einem Manne (dem) schönen des Gesichts, d. h. der schön ist von Gesicht. Man bemerkt, daſs *ħasani* einerseits, weil es in bestimm-

---

ticipien nur mehr vereinzelt vorkommen. Wenn ich sie nun als Ueberreste einer alten Bildungsweise ansah, so könnte Mancher sie vielleicht lieber als eine neue, schwächlich zur Welt gekommene Geburt ansehen wollen, die durchzuführen der Sprachgeist nicht die Kraft hatte. Indessen wird es mir schwer zu glauben, daſs eine Sprache, welche schon zur analytisch agglutinirenden Methode gelangt ist, noch Kraft gehabt hätte, daneben so stark flectirte Formen zu entwickeln.

ter Form steht, prädicativ ist, andrerseits aber mit *rağulin* im Genit. in attributiver Weise congruirt, ähnlich wie die Participien im sanskritischen Sprachstamm. Die Construction ist also eine Mischung von Prädicat und Attribut. Oder: *birağulin ḱasanin 'ilwağhu* bei einem Manne schönen das Gesicht (Nom.), oder gewöhnlicher: *wağhuhu* (sein Gesicht, Nom.); hier fällt *'alwağhu* ganz aus der Construction, wie wir beim Infinitiv etwas Aehnliches gesehen haben. Oder drittens: *birağulin ḱasanin wağhān* oder *'alwağha* bei einem Manne schönen in Bezug auf Gesicht oder das Gesicht.

In Bezug auf die Congruenz des verbalen Prädicats ist zu beachten, dafs wenn, wie regelmäfsig geschieht, das Verbum vorangeht, es im Sing. Masc. steht, auch wenn das Subject ein Plural und ein Femininum ist, besonders wenn dieses nicht unmittelbar folgt; im Gebrauche ist hier manche Freiheit gestattet und manche Schranke gezogen; aber man sagt z. B. regelmäfsig: *qāla 'l-mu'minūna* sagte die Gläubigen = die Gläubigen sagten. Die collectiven Plurale werden, wie die Collectivnamen überhaupt, gern mit dem Sing. Fem. verbunden: *taqūlu 'l-ʒarabu* sie sagt die Araberschaft, d. h. die Araber sagen.

Wenn das Subject einen Genitiv bei sich hat, so kann der Genitiv in folgender Weise umschrieben werden; statt: Omars Vater ist gestorben, sagt man: *ʒumaru māta 'abū-hu* Omar, gestorben (ist) sein-Vater.

Das prädicative Nomen steht, wenn die Copula durch *kāna* existiren, ausgedrückt ist, wie nach den Verben des Werdens, Dauerns, Nicht-Seyns im Accusativ, d. h. im Casus des Zustandes: *kūnū ḱiğāratan 'au ḱadīdan* seid Steine (Acc.) oder Eisen (Acc.); *lā yakūnu 'l-ḱakīmu ḱakīman* nicht wird seyn der Weise weise (Acc.); und selbst wenn das Adjectivum vorangeht: *kabīran kāna 'au ṣaχīran* grofs (Acc.) war (ist) (er) oder klein (Acc.) = mag er grofs oder klein sein. *ṣāra malikan* (Acc.) er wurde König; *ṣāra χasīsan* er wurde gering (Acc.); *wa-kāna yarā 'al-mā'a yaṣīru buχāran wal-buχāra yaṣīru mā'an* und er war er sah (oder: er war, welcher sah, d. h. er sah) das-Wasser (welches) wurde Dampf (Acc., zu Dampf) und den Dampf er ward (zu) Wasser (Acc.); *ma dumtu ḱayyān* so-lange ich dauerte (als) lebender (Acc.) = so-lange ich lebte.

In dem vorletzten Beispiele sahen wir eine Attraction des Subjects eines untergeordneten Satzes durch das Verbum des Hauptsatzes, so daſs jenes Subject zum Object des Hauptsatzes wurde, woran sich dann das untergeordnete Verbum lose anschloſs: er sah das Wasser, ward. Im Griechischen bleibt bei solchen Verschränkungen oder Anticipationen doch immer noch eine Partikel *ὅτι, ὡς* oder ein relatives Pronomen: z. B. er sah das Wasser, wie es ward. Im Arabischen aber scheint die Verbindung zwischen „Wasser“ und „ward“, obgleich jenes Object geworden ist, gar nicht aufgehört zu haben. Die Versicherungs-Partikel *'inna,* fürwahr, bewirkt, daſs das Subject des folgenden Satzes im Accusativ steht; das Prädicat bleibt dabei unverändert: *'inna 'llāha χafūrun raḣīmun*, eigentlich: ecce deum clemens (est et) misericors.

c) Der sanskritische Sprach-Stamm.

Unter den Völkern, welche die sanskritischen Sprachen reden, gewöhnlich die indo-europäischen genannt, befinden sich unläugbar die begabtesten Völker der Erde: Inder, Griechen und Römer, Germanen. Aber nicht alle Völker dieses Stammes sind besonders begabt, und von einigen weiſs die Geschichte nicht mehr oder nichts Bedeutenderes zu sagen, als von den Völkern nicht-kaukasischer Race; denn sie sind theils völlig ohne höhere Cultur geblieben, theils ohne eigenthümliche. Diese mannichfachen Grade der Cultur, die sich freilich auch im semitischen Stamme zeigen, in auffallenderer Weise aber unter den Indo-Europäern, beweisen allerdings, daſs alles was den Völkern mit der Stamm-Anlage gegeben ist, nicht ausreicht, um ihm eine Rolle in der Weltgeschichte, wahre Theilnahme an der Thätigkeit und dem Genusse der Entwickelung der Menschheit zu sichern. Nur kann hieraus nicht geschlossen werden, daſs eine gewisse ursprüngliche Begabung, welche ein Volk dem Umstande verdankt, daſs es gerade diesem Stamme angehört, gar nicht vorhanden wäre. Ein Volk verhält sich doch immer zum Stamme, wie der Einzelne zum Volke. Unter allem aber, was es seiner Abkunft zu danken hat, wird wohl die Sprache eine höchst bedeutsame Stelle einnehmen. Ferner muſs wohl eine Sprache, die Homer und Demosthenes,

Plato und Aristoteles zum Ausdrucksmittel diente, und nicht bloſs dies, sondern welche selbst einwirkte, um solche Dichtung und Beredtsamkeit hervorzurufen — eine solche Sprache muſste wohl schon ursprünglich dem edelsten und fruchtbarsten Keime entsprossen sein.

Einem Zusammenflusse vieler glücklicher Umstände haben wir es zu verdanken, daſs die sanskritischen Sprachen gründlicher und erfolgreicher erforscht sind, als alle übrigen Sprach-Stämme; diese Umstände sind aber nicht bloſs zufälliges Glück, sondern wesentlich auch das Verdienst jener Sprachen. Sie beruhen nämlich darauf, daſs wir schon seit ziemlich hohem Alterthum aus allen Jahrhunderten und an verschiedenen Orten gleichzeitig bis heute literarische Denkmäler in sanskritischen Sprachen finden, welche uns eine Entwickelung dieser Sprachen in historischer Zeit derart vorführen, daſs wir rückwärts Schlüsse machen können auf ihre vorgeschichtlichen Zustände. Besonders und zunächst können wir wenigstens aus der Vergleichung der Formen derjenigen Sprachen, welche eine alte Literatur besitzen, die Elemente, aus denen die Wortformen zusammengesetzt, und die Processe, durch welche sie entstanden sind, mit groſser Genauigkeit analysiren. Die ältesten uns aufbewahrten Dichtungen eines indo-europäischen Volkes sind die Veden, d. h. die religiösen Hymnen des nach Indien eingewanderten, besonders sogenannten Sanskrit-Volkes *); aus ihnen lernen wir Sprache und Religion in einem so ursprünglichen Zustande kennen, daſs sie uns tiefe Blicke in die erste Sprach- und Religions-Schöpfung zu thun gestatten. Sie beweisen aber auch, daſs heute noch die Bauern des preuſsischen Littauen eine Sprache reden, welche in manchen Formen der Ursprache des ganzen Stammes auffallend nahe steht. So muſs man denn überhaupt das Wort „alt“ in Bezug auf Sprache gar nicht von zeitlicher Dauer, sondern nur von der Alterthümlichkeit, und das heiſst: Ursprünglichkeit der Form verstehen. Die

---

*) Auſser den Nachkommen des alten Sanskrit-Volkes, welche heute Töchter-Sprachen reden, wie Hindostanisch, Bengalisch u. s. w. gibt es in Vorder-Indien noch die alten Ureinwohner, deren Sprachen einen eigenthümlichen Stamm, den dekkanischen oder drawidischen bilden (Tamulisch, Canaresisch u. s. w.), und im N. O. Völker mongolischer Race mit Sprachen, welche theils dem Tübetischen, theils dem Hinter-Indischen sich annähern.

Sprache einer späteren Literatur ist nicht immer die weniger alterthümliche. Man begreift auch leicht, daſs je ferner ein Volk von den Metamorphosen der geschichtlichen Entwickelung bleibt, je unveränderter es in seinen alten Zuständen und Gedanken beharrt, es um so mehr auch seine Sprache treu bewahrt; je lebendiger und regsamer aber ein Volk in die Geschichte thätig und emfangend eingreift, um so mehr leidet hierbei die Sprachform. So sind die germanischen und romanischen Sprachen die herabgekommensten, und was die romanischen Völker an Dichtung und Beredtsamkeit hervorbringen, schaffen sie nicht sowohl durch, als trotz ihrer Sprache.

Es unterliegt keinem Zweifel, daſs das Sanskrit die alterthümlichste Gestalt des nach ihm benannten sanskritischen Stammes darbietet, wiewohl es in Einzelheiten von andern Sprachen des Stammes an Alterthümlichkeit überboten wird. Jedenfalls ist sie nur eine Schwester der letzteren, nämlich des Persischen, Armenischen, Griechischen, Italischen, Celtischen, Germanischen, Slavischen. Es ist ferner unbestritten, daſs die reichste dieser Sprachen, diejenige, welche das gemeinsame Erbgut am folgerechtesten und fruchtbarsten entwickelt hat, die griechische ist. Welcher von den modernen europäischen Sprachen der Vorzug zuzugestehen ist, scheint mir um so mehr ein müſsiger Streit, als sie allesammt in ihrem lautlichen Bau so herabgekommen sind, daſs sie nach Seiten ihrer Formen nicht mehr als Ausdruck des National-Geistes gelten können; geht man aber auf ihren inneren Reichthum ein, so überschreitet man sehr bald das Gebiet des eigentlich Sprachlichen und gelangt zum literarischen Reichthum an Ideen. Und von diesem letzteren Gesichtspunkte aus kann kein Zweifel darüber obwalten, daſs die deutsche Literatur die ideenreichste ist. Auch hat allerdings die deutsche Sprache viele Vorzüge vor den romanischen. Zwar wird Niemand heute mit Fichtescher Einseitigkeit die romanischen Sprachen todt nennen. Die italiänische Sprache hat freilich viel weniger Antheil an Dantescher Dichtung, als die griechische an Sophokleischer; aber immerhin kann eine Sprache, die Dantes Geiste zum Ausdrucke diente, kann eine Sprache, in der Descartes und Pascal schrieben, nicht todt heiſsen. Dessenungeachtet bleibt es wahr, daſs die deutsche Sprache kräftigere Lebenstriebe besitzt. Sie hat einerseits ungleich

mehr poetische Elemente — Wörter und Formen, die wie ein Zauberstab das Gemüth in jede Stimmung versetzen, die der Dichter anregen will; sie hat gröfsere sinnliche Frische, eine Fülle phantasievoller Gebilde, lebendigeres Gefühl für die Bedeutsamkeit des Lautes, überhaupt innigeren Zusammenhang mit den ursprünglichen Kräften der Sprachbildung; und andererseits ist sie geeigneter für die abstracte Speculation, zum Ausdrucke alles Innern, des hoch Vernünftigen, des scharf Verständigen, des sinnig Gemüthlichen. Wie viel nun auch hiervon der Sprache als solcher wieder abzuziehen und auf Rechnung der reinen Gedanken-Erzeugung an sich zu setzen sein mag, man kann doch nicht übersehen, dafs im Deutschen ungleich mehr als in den romanischen Sprachen der Zusammenhang der Wortformen mit den Stämmen, der abgeleiteten Wörter mit den Grundwörtern, noch im lebendigen Sprachgefühl liegt, dafs die Bildungs-Processe, durch welche Wörter und Wortformen entstehen, noch flüssiger sind; und darum ist das Deutsche entwickelungsfähiger nicht nur, sondern auch noch im hohen Grade wirklich das, was eine Sprache wesentlich und ursprünglich ist: ein Organ für Ideen-Erzeugung. Die romanischen Sprachen sind geeignete Mittel zum Ausdrucke für Gedanken, zur Mittheilung; aber sie regen den Geist nicht zur Schöpfung an; das Deutsche ist wirklich noch eine Werkstatt der Ideen. Französisch sprechen und schreiben ist eine sinnreiche Anwendung vorliegender Sprachmittel; deutsch reden ist Gedanken schaffen. Das Deutsche ist weniger etwas Gegebenes, Fertiges, es mufs mit dem Denken und das Denken mit ihm producirt werden.

Die Frage aber, welche Sprache das beste Recht und die meiste Aussicht hat, Universal-Sprache zu werden, lasse man, wie eine Universal-Sprache in jeder Form und Gestalt, völlig fahren. Nach der Vorstellung, die ich habe von dem tiefen, festen Sitze der Sprach- und Volks-Eigenthümlichkeiten in den Menschen, ist mir ein Universal-Volk mit einer Universal-Sprache ein undenkbarer Gedanke. Noch nicht einmal in Amerika ist Aussicht vorhanden, dafs dort je nur eine Sprache gesprochen werden könnte. Die Süd-Amerikaner romanischen Ursprungs werden nie die tonlose englische Sprache annehmen. Letztere, jetzt schon, möchte man sagen, ein Minimum von

Sprache, würde bei ihrer Verbreitung über andere Völker, wie theilweise jetzt schon durch die Vermischung der Bevölkerung Nord-Amerikas geschieht, völlig barbarisch werden. Wie man sich aber auch die Sache denken mag: es kann in dem Gedanken, dafs die englische Sprache einst Universal-Sprache werde, weder ein Vorzug, noch ein Glück für sie erkannt werden. — Doch genug von dergleichen. Versuchen wir jetzt nach der Methode, nach welcher wir die anderen Sprach-Stämme behandelt haben, uns auch ein Bild von dem Sprachbau des sanskritischen Stammes zu entwerfen, wobei wir natürlich nur die alterthümlichen Formen, besonders aber die griechische Sprache berücksichtigen werden.

Nur auf dem Gebiete dieses Stammes können wir mit Recht von Wurzeln reden; denn nur hier ist bis jetzt die grammatische Analyse so weit vorgeschritten, dafs sie in der Mehrzahl der Fälle von den Wortformen der lebendigen Rede alle formalen Elemente abzulösen und einen Grundstoff zurückzubehalten versteht, den man eben Wurzel nennt; dafs sie auch die Processe erkennt, durch welche die Form-Elemente an die Wurzel gebunden werden, und die Wandlungen, welche hierbei die Wurzel selbst erfährt. So sind wir hier im Stande in den Wurzeln Sprach-Elemente aufzustellen, welche nicht nur einen abstract theoretischen Werth haben, welche nicht nur zum Behufe grammatischer Rechnung und Formulirung hypothetisch angesetzt werden; sondern die Wurzeln — in so weit sie richtig aufgestellt sind, was in einem grofsen Theile derselben wenigstens höchst wahrscheinlich ist — stellen wirkliche Sprach-Elemente der Urzeit dar und kommen den ersten Erzeugnissen der Sprachschöpfung sehr nahe, mögen oft genug mit ihnen zusammenfallen. In den andern Stämmen ist, wie gesagt, die Zurückführung der Wörter auf das eigentlich wurzelhafte Element nicht möglich, weil wir die Geschichte dieser Sprachen nicht hoch genug hinauf verfolgen können; das Ende unserer Forschung ist bei ihnen nicht der Anfang der Entwickelung und Umwandlung. Es kommt hinzu, dafs im Sanskritischen die Wurzeln auch wirklich noch explicite in den Wörtern liegen, sich als bestimmter Laut-Complex aus dem Wortganzen ausscheiden lassen; im Semitischen dagegen ist die Wurzel in dem Stamme so aufgegangen, dafs sie nur virtuell in ihm

liegt. Die sanskritische Wurzel ist zum Stamme weiter ausgebildet, die semitische ist zum Stamme umgestaltet.

Hiernach könnten wir uns die Aufgabe stellen, die Geschichte des sanskritischen Sprachstammes nicht nur so weit hinauf, als die Literatur reicht, zu verfolgen, sondern auch das Werden desselben von der Wurzelschöpfung bis zur völlig entwickelten Wortform nicht bloſs als ein theoretisches Geschehen, sondern als ein zeitliches Wachsen darzustellen. Vielleicht läſst sich auch die Lösung solcher Aufgabe in nicht allzuferner Zukunft versuchen. Sie müſste sich natürlich von allen Phantasieen fern halten und sich nur auf rückwärtsstrebende Schlüsse aus sicher vorliegenden Thatsachen gründen. Ich wage dergleichen nicht, sondern gebe im Folgenden nur eine Analyse der Elemente der Sprache, obwohl die Thatsachen selbst, auf die wir hierbei stoſsen werden, zu einer Darstellung zeitlicher Entwickelung hindrängen. Die Analyse eines Historischen legt sich eben von selbst in zeitlicher Länge aus.

So können wir uns z. B. von vorn herein des Gedankens gar nicht entschlagen, daſs zu einer bestimmten Zeit, es sei 4000 oder 5000 vor Chr., der sanskritische Stamm eine reine Wurzel-Sprache gesprochen habe, die der chinesischen innerlich sehr ähnlich gewesen sein wird. Nur muſs man dabei folgenden logischen Grundsatz nicht auſser Acht lassen: verschiedene Gegenstände lassen sich nie aus ganz gleichen Ursachen ableiten, sondern nur aus verschiedenen. Waren also auch die sanskritischen Sprachen in der Urzeit eine Wurzel-Sprache, so waren sie doch niemals eine solche, wie die chinesische; denn sie sind flexivisch geworden, diese aber ist es nicht; in ihnen muſs also ein Trieb gelegen haben, der in dieser nicht lag. Die Verschiedenheit kann in der Lauterzeugung gelegen haben; aber auch diese stammt ja wesentlich aus dem Innern, und im Innern ist bei sprachlichen Dingen allemal die primäre, wesentlichere Ursache zu sehen. Wahrscheinlich war die Verschiedenheit unerfaſsbar gering; darum aber war sie doch nicht minder vorhanden und wuchs mit jedem neuen Sprach-Act. Wer kann sagen, wie sich der mikroskopische Keim einer Pflanzen-Art, das mikroskopische Eichen einer Thier-Art von dem einer andern Art oder des Menschen chemisch

oder morphologisch unterscheidet, und könnte aus diesem Unterschiede die volle Art-Verschiedenheit erklären!

Die Wurzeln zerfallen in zwei Classen. Zur einen gehören diejenigen, aus denen Verba und Nomina gebildet werden, zur andern die, aus denen Pronomina und pronominale Wörter, Präpositionen und Conjunctionen entspringen. Darum heifsen jene gewöhnlich Verbal-Wurzeln, diese Pronominal-Wurzeln. Humboldt nannte jene objective Wurzeln, weil sie zur Bezeichnung des Objectiven, Gegenständlichen dienen; diese aber subjective, weil ihre Bedeutung etwas aus der subjectiven Auffassung, aus der Beziehung des Menschen zum Object, aus dem Standpunkte des Redenden Hervorgehendes ist. Ich möchte jene Classe, welche die Welt der Dinge benennt, qualitative Wurzeln nennen; sie bezeichnen Qualitäten oder die Dinge nach ihren Qualitäten; die andere Classe mag dann die demonstrativen Wurzeln enthalten, weil sie die Dinge nicht qualitativ benennt, sondern nur vom Standpunkte des Redenden aus auf sie hinweist. Insofern ursprünglich und an sich sowohl bei den qualitativen als den demonstrativen Wurzeln die Objecte und ihre Verhältnisse gemeint werden, sind beide materialer Bedeutung; denn es ist ja gleichgültig, ob ein Ding dadurch Inhalt der Rede wird, dafs es qualitativ benannt, oder dadurch, dafs es vom Redenden gezeigt wird.

Nun hat aber der sanskritische Sprachgeist diesen zunächst nur auf der Bezeichnungsweise beruhenden Unterschied der beiden Wurzel-Classen weiter dahin entwickelt, dafs er die hinweisende Kraft der demonstrativen Wurzeln aus der Richtung auf die Objecte ablenkte und in die Richtung auf Kategorieen, Vorstellungs-Verhältnisse und grammatische Formen überführte; und so hat er sich aus den demonstrativen Elementen formale geschaffen. Durch diesen glücklichen Griff ist es ihm gelungen, die grammatisch-formale Seite der Sprache aufs geeignetste, folgerechteste und reichste zu entwickeln. Denn die demonstrativen Wurzeln unterscheiden sich auch in ihrem lautlichen Bau von den qualitativen. Letztere sind zwar auch sämmtlich einsylbig, gestatten aber jeden möglichen Syl-

benbau und lieben den volleren. Es kann der bloſse Vocal eine qualitative Wurzel sein, *i-re* gehen; meist aber haben sie consonantischen An- und Auslaut, wie *pat, dik,* und nicht selten sogar zwei Consonanten *krand, skand.* Sie können auch mit Consonanten beginnen und mit einem Vocal enden, nur nicht mit kurzem *a.* Die demonstrativen Wurzeln dagegen enden meist auf *ă* und haben vorn nur einen Consonanten, wie *ta, ka, sa.* Durch diese, lautlich wie innerlich, zartere Beschaffenheit verbinden sie sich leichter mit einander zur Verstärkung und näheren Bestimmung und schlieſsen sich auch gefügig an die qualitativen Wurzeln. Hiermit war der dreifache Vortheil erreicht, daſs erstlich der Unterschied zwischen qualitativ-materialer Bezeichnung und bloſs formaler Hinweisung scharf ausgeprägt und dem Geiste lebendig erhalten wurde; und daſs zweitens alle formalen Verhältnisse durch ein Mittel ausgeprägt werden konnten, das schon durch seinen ursprünglichen Werth nur einen geringen, unbestimmten, allgemeineren Inhalt hatte (denn ein Demonstrativum bezeichnet kein Ding als solches, und kann auf jedes hinweisen); und daſs drittens die mannichfachste Combination möglich war. Dies bezieht sich freilich wesentlich auch auf das Aegyptische und Semitische, und darum sind sie mit dem Sanskritischen die drei Form-Sprachen; aber das Sanskritische hat diese Methode fester durchgeführt und reicher entwickelt.

Man hat gesagt, das Mittel zur Bildung von Formen sei gleichgültig. Solche Behauptung ist mir unbegreiflich, und gegen dergleichen kann ich nicht kämpfen. Wenn schon überhaupt das Mittel bei aller Energie, mit der gearbeitet wird, für den Erfolg nicht gleichgültig sein kann, so gilt dies gewiſs in um so höherem Grade von einem Falle, wo das Mittel selbst ein geistiges Agens und Organ der Production ist. Das Sprach-Element, durch welches etwas Formales appercipirt, vorgestellt, und das heiſst hier producirt werden soll, muſs sehr zarter, abstracter Natur sein, wie es die demonstrativen Wurzeln sind, aber nicht die qualitativen. In späterer Zeit, wenn der Geist längst an formales Denken gewöhnt, in ihm erstarkt und seiner Sache gewiſs ist, vermag er es, auch qualitative Wurzeln und jedes materiale Element zum bloſs formalen herabzusetzen. In der Urzeit aber, wo sich der Geist erst zur Erfassung und Bildung

von Formen zu erziehen hatte, da mufste ihm leichterer Stoff geboten werden, der von selbst zur Form hinneigte. Daher hat der sanskritische Geist in der Urzeit alle seine Formen und Formwörter (Präpositionen, Conjunctionen) aus demonstrativen Wurzeln gebildet, und erst später hat er auch Substantive und Verba zu Form-Wörtern und Form-Sylben (Affixen) verwendet. Wie schwer es übrigens war, auch nur die demonstrativen Wurzeln zum Behufe von Formen zu verwerthen, das beweisen alle oben betrachteten formlosen Sprachen, denen es ja nicht an solchen Wurzeln fehlt, die ja auch Pronomina und Pronominal-Suffixe aus ihnen gebildet haben, die aber selbst von diesem, doch immer schon an sich abstracten, Redetheil die ihm ursprünglich anhaftende Materialität nicht abstreifen konnten. Denn so willig sich auch die Demonstrativa zur formalen Verwendung hergeben mögen: das ursprünglich Schöpferische in der Sprache bleibt immer der innere Sinn für formale Auffassung, der lebendig und rege sein mufs, wenn er die Vortheile, die ihm die Lautform anbietet, wahrnehmen und benutzen soll.

Ueber die Weise, wie mancher historische Sprachforscher die Formbildung als gewöhnliche Zusammensetzung angesehen wissen will, kann ich wiederum nur mit Stillschweigen hinweggehen. Der Unterschied freilich, dafs die Zusammensetzung ein Procefs mit fertigen, die Formbildung einer mit unfertigen Wörtern sei, ist ein oberflächlicher. Es kommt durchaus auf den Sinn des Processes an, auf die Absicht, welche der Sprachgeist in dem einen oder in dem anderen Falle befolgte. In der Zusammensetzung liegen zwei Vorstellungen, zwei Wörter, welche zusammengenommen doch nur Eins vorstellen; in der Wortform liegt eine Vorstellung mit einer die Form, d. h. die Kategorie, ein Verhältnifs, betreffenden Bestimmung: die Vorstellung an sich liegt in der Wurzel, die formale Bestimmung in den Suffixen, zu denen ursprünglich Demonstrativa verwendet wurden oder auch gewisse Verba von allgemeiner Bedeutung und geringem Lautumfang wie *s-eyn, i-re.*

Gegen diese von Bopp aufgestellte Theorie, dafs alle ursprünglichen Formwörter und Suffixe von demonstrativen Wurzeln abstammen, hat man die Schwierigkeit hervorgehoben, die bestimmte und so vielfache Bedeutung der Präpositionen und

Conjunctionen und der Suffixe auf den einförmigen und so unbestimmten Sinn der Demonstrativa zurückzuführen. Dort haben wir ein entschiedenes In, Bei, Aus u. s. w., ein Suffix des Thuenden, Gethanen, des Mittels, des Abstractums u. s. w., hier weiter nichts als: hier und dort, dieser und jener. Diese Kluft der Bedeutung hält man für unausfüllbar. Mir scheint dies nicht der Fall, und ich erlaube mir über diesen Punkt hier drei Bemerkungen. Erstlich: der etymologische Sinn erschöpft nie die thatsächliche Bedeutung eines Sprach-Gebildes, soll und kann es nie. Dies liegt im Wesen der Sprache, d. h. der Vorstellung. Der Repräsentant, der bloſse Vorsteller eines Anderen, kann nicht dieser Andere selber sein; alle Sprach-Elemente aber haben ein bloſs repräsentatives Wesen. Man denkt nicht die Sprache, Sprechen und Denken sind nicht identisch, sondern man denkt durch Sprache, also in der Sprache noch etwas Anderes, als sie enthält. Man nehme also die Stoffwörter, welcher Art man will, Substantiva, Adjectiva, Verba: welches Wort sagt etymologisch das aus, was es bedeutet? Wenn die Namen nur ein Merkmal des Dinges enthalten, wie selten enthält wohl einer gerade das wesentliche Merkmal! *equus* (*ekwu-s*), ἵππος (eigentlich *hikwo-s*, dann *hikkos*), sanskrit *aχwa-s* ist der Schnelle; als wenn nichts auf Erden weiter schnell wäre, als das Pferd! Die Wörter für „Haar“ stammen vielfach von Wurzeln, welche wachsen bedeuten (*cri-nis* vielleicht zusammenhängend mit *cre-sco*); als wenn nichts weiter wüchse als Haare! Und natürlich stammen viele Namen von Gegenständen aus dem Pflanzenreiche eben so gut von Wurzeln für „wachsen“. Kurz, ich brauche dem Etymologen nicht zu sagen, wie durchaus unzulänglich, unbestimmt die qualitativen Wurzeln die Dinge bedeuten. — Wir müssen also, zweitens, dem Geiste die Kraft zuerkennen, dem unbestimmten Sinne der Wurzeln ein sehr bestimmtes Gepräge aufzudrücken. Es ist der Gebrauch, der die vage Andeutung einer Qualität dem Sinne nach auf eine besondere Art beschränkt. Dasselbe gilt von den demonstrativen Wurzeln, die zu Suffixen und Formwörtern werden. Ja hier liegt es noch mehr im Wesen der Sache, daſs eine Kluft zwischen der etymologischen und der angewandten Bedeutung sich aufthut. Denn wenn der formale Sinn rein erhalten werden sollte, so durfte dem Geiste von der

Sprache nur die leiseste, fernste Andeutung geboten werden, und es mufste dem inneren Sinne überlassen bleiben, sie bestimmter zu verstehen. Ein Wink mufste genügen, den Geist zu veranlassen, das formale Verhältnifs scharf zu denken. Man vergesse nur dies nicht: in jedem Rede-Verhältnisse, jeder grammatischen Vorstellungs- und Denkform liegt ein bestimmter Werth, also ein gewisser Inhalt, z. B. der Gegensatz des handelnden Subjects und der Handlung, der Handlung als abstracter Sache oder als unmittelbarer Energie (finites Verbum), des Handelnden und des Leidenden u. s. w. Den Werth solcher Verhältnisse und Formen denkt der Grammatiker als bestimmten Inhalt. Der Redende aber, oder die Sprache, denkt nicht den Inhalt dieser Formen; sondern er übt diese Formen aus, er vollzieht in der Bewegung seiner Vorstellungen diese Verhältnisse als reine Thaten des Denkens. In dem Satze: ich liebe dich, unterscheidet der Grammatiker drei Vorstellungen und aufserdem eine mehrfache Beziehung dieser Vorstellungen unter einander. Das Eine ist thätig in Bezug auf das Andere, welches umgekehrt in Bezug auf jenes leidend ist; die Thätigkeit geht aus von dem Einen und geht über auf das Andere. Diese Verhältnisse sind im Gedanken des Grammatikers auch ein Inhalt, eben Inhalt der Verhältnisse und Formen. Der Redende aber als solcher, oder die Sprache, denkt nur jene drei Vorstellungen als Inhalt und stiftet zwischen denselben Beziehungen, Verhältnisse, denkt sie in Formen gegossen; das Denken bewegt sich in vorgezeichneter Weise von einer Vorstellung zur anderen, kurz das sprachliche Denken thut etwas mit dem dreifachen Inhalte jener Vorstellungen, aber es denkt nicht das oder den Werth und Inhalt dessen, was es thut. Der Tanzende bewegt sich in bestimmtem Rhythmus und in gewissen Kreisen; aber er berechnet nicht den Tact und mifst die Kreise nicht. So bewegt der Redende die Vorstellungen in gewissen Weisen, aber er denkt nicht das Wesen und den Inhalt dieser Weisen. Und gerade damit der Geist die Formen um so reiner vollziehe, darf er ihren Werth und Inhalt nicht explicite denken; denn explicite gedacht, werden sie sogleich ein Stoff. Sie sollen aber kein Stoff sein, sondern nur ausgeübt werden. Darum dürfen sie auch nicht selbst, ihrem Inhalte nach, lautlich ausgedrückt sein; sondern es darf

dem Geiste nur die Erinnerung gegeben werden, dafs er diese oder jene Form vollziehen solle. Wie bestimmte Bewegungen der Truppen mit Signalen, aber nicht mit Worten commandirt werden, so müssen die Formen nicht ausdrücklich gesagt, sondern nur signalisirt und geistig geübt werden.

Wir verfolgen aber drittens die Analogie zwischen der Entwickelung oder Gestaltung der Bedeutung der qualitativen und der demonstrativen Wurzeln noch weiter. Insofern jede Qualität sich an vielen Dingen zeigt, ist sie unbegränzt, unbestimmt; und insofern ist die Wurzel von unbestimmter Bedeutung. Es gibt aber fast zu jeder Wurzel eine und mehrere andere synonyme; d. h. es gibt durchaus keine völlig gleichbedeutende, aber mehrere ähnlichbedeutende Wurzeln. Nun besteht aber die ganze Classe der demonstrativen Wurzeln aus Synonymen. Nach dem eben ausgesprochenen Grundsatze aber müssen wir doch auch von ihnen sagen, dafs sie alle zwar ähnlichbedeutend, aber nicht völlig gleichbedeutend sind. Gesteht man dies zu, wie man doch nicht umhin können wird zu thun, so ist auch die Vermuthung gerechtfertigt, dafs die Demonstration, welche in den Wurzeln der Suffixe und Formwörter liegt, in jeder einzelnen besonders modificirt gewesen sei, durch welche Modification sie eben besonders für die Bezeichnung dieses oder jenes bestimmten Verhältnisses geeignet war. Es kann ungenügend scheinen, wenn wir „auf“ und „ab“, „aus“ und „ein“ auf ein Demonstrativum zurückführen und daraus erklären wollen. Man mufs aber hinzunehmen, dafs wir für jene vier Partikeln vier verschiedene Demonstrations-Weisen als Grundlage und Ausgangspunkt anzunehmen haben. Uns, die wir Mühe haben, über „dieser“ und „jener“ hinaus noch eine dritte Demonstrations-Form zu denken, kann es räthselhaft scheinen, wie in der Urzeit das Hinweisen funfzigfach habe modificirt werden können. Wenn es uns abstracten Cultur-Menschen aber auch schwer wird, uns in die sinnlichen Feinheiten, in den Blick für die leisesten Verschiedenheiten der Natur-Formen, wie der Ur-Mensch ihn hatte, zurückzuversetzen: so können wir doch immerhin gerade aus der verschiedenen Anwendung der Wurzeln in den Suffixen und Formwörtern rückwärts auf die Modification schliefsen, mit welcher jede Wurzel auf die Dinge hinwies. Der Ur-Mensch fafste ja alle Gegenstände

sinnlicher Anschauung in mehrfacher Individualisirung auf. Können wir uns denn nun nicht denken, dafs es ihm etwas ganz Anderes war, ob er sagte: „hier hinauf“ oder „hier hinab“ und „hier hinaus“ oder „hier hinein“, und dafs er diese vier „hier“ mit vier verschiedenen Wurzeln für „hier“ bezeichnete?

So bleibe ich denn einstweilen noch bei der doppelten Behauptung stehen, dafs es erstlich höchst wesentlich für die Schöpfung reiner Formen war, dafs es schon ursprünglich zwei streng innerlich und äufserlich geschiedene Wurzel-Classen gab: qualitative und demonstrative, und dafs jene zur Bezeichnung alles Inhalts, diese zur blofsen Hindeutung auf Formen und zur leisen Anregung zur Formbildung verwendet wurden. Dies war aber nur in den drei Form-Sprachen der Fall. Denn, zweitens, in den anderen Sprachen, den formlosen, mag es immerhin, wie der erste Blick auf sie zeigt, und wie es nicht anders sein kann, ebenfalls Pronomina und Demonstrativa geben; aber der Unterschied zwischen diesen Elementen und den qualitativen wurde von vornherein nicht so lebendig gefühlt, das Wesen der Form innerlich nicht so scharf erfafst, das Bedürfnifs nach ihr nicht so kräftig empfunden, die reine und volle Befriedigung dieses Bedürfnisses nicht so stark ersehnt, die Mittel dazu nicht so glücklich, nicht so energisch ergriffen. Die Pronomina, wie sie ursprünglich nur Stoff sind, sind es in jenen Sprachen immer geblieben, mögen sie auch durch den Gebrauch mehr oder weniger fest mit den qualitativen Wurzeln verbunden sein, mögen sie verkürzt und abgeschliffen sein. Verkürzt und abgeschliffen sind ihre qualitativen Wurzeln nicht minder, und in den ältesten Formationen der sanskritischen Sprachen sind die demonstrativen Wurzeln deutlich und unverkürzt. Darum sind jene nicht weniger material, diese nicht weniger formal.

Verfolgen wir jetzt die Processe, welche die Wurzel erfährt, bis sie zur vollen Wortform wird. — Die demonstrativen Wurzeln verbinden sich mit einander zur Bildung von Pronominen, Pronominal-Adjectiven, Pronominal-Adverbien und Partikeln überhaupt. *Ka* (lat. *qui*, griech. *τι*) ist die Fragewurzel; daran tritt das Nominativ-Zeichen persönlicher Wesen *s*, ursprünglich *sa*, der; also entsteht aus Frage und Demonstration ***kas***, ***quis***, ***τις***, wer.

Verwickelter ist das Verhältniſs der Wortbildung aus den qualitativen Wurzeln. Der erste Schritt flexivischer Bildung mochte der gewesen sein, daſs den Wurzeln als dem Ausdrucke von Thätigkeiten die persönlichen Subjecte hinten angefügt wurden, wodurch die Thätigkeiten als Ausflüsse der Energie des Ich oder Du oder irgend eines hinterher besonders genannten Er bezeichnet waren. Dies ist eine Vermuthung, gegen die wohl nichts einzuwenden sein wird, obwohl sie nicht thatsächlich bewiesen werden kann. Denn es ist nicht wahrscheinlich, daſs uns aus der Zeit solcher Bildungsweise Formen aufbewahrt sein sollten. Formen, welche diesen Schein der Einfachheit haben, wie die lateinischen *fer-s*, *fer-t*, *e-s*, *es-t*, *vul-t* (bei denen nur hinter den Personal-Zeichen *s*, *t* ein *i* abgefallen ist, da sie ursprünglich *si*, *ti* lauteten), die griechischen ἐσ-σί, ἐσ-τί u. s. w. sind vielmehr ursprünglich vollere Formen gewesen und später zusammengezogen. Dagegen liefern uns die Aoriste allerdings ein Bild der ältesten Redeweise: ἔ-βη-ν, ἔ-δω-ν; d. h. damals-geh-ich, damals-gab-ich. Das ν ist Abkürzung und Schwächung von *mi*; ε ist Schwächung der demonstrativen Wurzel *a*, da, der, damals, und wurde Zeichen der Vergangenheit.

Dieser erste Schritt zur Flexion ist aber kaum schon so zu nennen; in Wahrheit wurde er erst damit gemacht, daſs die Wurzel, je nachdem sie eine handelnde Person oder eine Handlung als Energie bezeichnen sollte, in verschiedener Weise gestaltet ward. Betrachten wir nun zuerst die Weisen, in denen sich der verbale Ausdruck vollzog, dann die Gestaltungen der Wurzel zum Nomen. Nur dies sei noch bemerkt, daſs, wie Nomen und Verbum einen Gegensatz bilden und sich auf einander beziehen, nur in solchem Gegensatze und solcher gegenseitigen Beziehung ihren Sinn und Werth haben, sie auch nur mit einem Schlage innerlich erfaſst, mit einer Handlung gebildet werden konnten; folglich ist keines älter als das andere: es sind Zwillingsgeburten.

Wie jetzt die sanskritischen Sprachen vorliegen, und zumal das Sanskrit selber, so erscheinen die Verba in zehnfacher Weise aus den Wurzeln gebildet; aber diese zehn Weisen sind nicht alle gleich ursprünglich und lassen sich, indem einige mit einander verwandt sind, auf eine geringere Anzahl zurück-

führen. Und andererseits, wollte man jede Besonderheit für sich zählen, so würde es im Griechischen noch mehr als zehn Weisen geben. Die ursprünglichste derselben dürfte wohl in der Reduplication bestanden haben, sei es, dafs man zunächst die ganze Wurzel wiederholte: *tuptup* schlagen, oder dafs man sogleich oder doch sehr bald sich mit der Wiederholung der ersten Hälfte begnügte: *tutup*. Bei den vocalisch endigenden Wurzeln fiel ja ohnehin dieser Unterschied weg, und euphonische Rücksicht wird gleich anfänglich obgewaltet haben: *bhar*, *bharbhar*, *babhar*, *bibhar* (tragen); *dădā* geben, *διδω*; *dădhā* setzen, *τιϑη*. Dafs bei der ersten oder zweiten Wiederholung der Vocal sich zu *i* oder *e* abschwächt, ist erst ein späterer Procefs. So wurde denn also die Energie und der Flufs der Thätigkeit durch Reduplication symbolisch angedeutet. Diese Bildungsweise hat sich indessen nur in wenigen Fällen erhalten, selbst im Sanskrit nur bei etwa 20 Wurzeln, im Griechischen bei noch wenigeren, die entweder vocalisch oder auf eine Liquida enden, wie von *γεν* : *γιγεν*; im Lateinischen ist sie ganz vereinzelt: *bibo*, *sisto*, *gigno*.

Dieser Verbal-Bildung durch Reduplication gegenüber könnte nun — ich vermuthe so — eine Nominal-Bildung durch Verlängerung oder Diphthongirung des Vocals bestanden haben: aus der sanskr. Wurzel *vak̇* rufen (urspr. *vak*, lat. *vŏc*) wird das Substantivum *vāk̇* Stimme, d. h. die Rufende, oder auch das Sprechen, lat. *vōc-s*; von Wurzel *prak̇h, fragen*, kommt im Zend *frāχ* Frage; von *pari-vraǵ* umher-wandeln, kommt *pari-vrāǵ* Bettler; *ava-yāǵ* schlecht-anbetend; Zend. *daiva-yāǵ* die Daivas anbetend; *aša-nāχ* Reinheit erlangend, gewährend; griech. *ὠπ* Auge, von der Wurzel *ok;* lat. *pāc-s* Friede; griech. *βου-πλήγ* von Wurzel *πλᾰγ*, *γλαγο-πήγ*, *διαῤῥωγ* von *ῥαγ*; *luc-s* Zend. *rauk̇* Licht; *leg-s*, *τρωγ* Nager, Fresser. Es können hierher auch alle Fälle gerechnet werden, wo im Griechischen das Verbum *ε*, das dazu gehörige Nomen aber das vollere (wenn auch kurze) *ο* hat, wie *φλέγω*, *φλόξ* (phlog-s) Flamme, *ὄπ-ς* Stimme, von *ἐπ* (*εἰπεῖν*). Die geringe Anzahl dieser Bildungen kann nicht als Einwand gegen meine Vermuthung gelten; und wenn es zweifelhaft ist, ob diese Fälle ursprüngliche, aus der Urzeit vereinzelt übrig gebliebene Bildungen, oder vielmehr später zu dieser einfacheren Gestalt aus vollständigeren

verkürzte Formen sind, so meine ich auch gar nicht, dafs dieselben beweisen sollen, und ist überhaupt daran zu erinnern, dafs ein exacter Beweis für eine Behauptung wie die ausgesprochene nicht möglich ist; sie kann, wenn überhaupt, nur unmittelbar und durch den Zusammenhang der Entwickelung einleuchtend sein. Die Verlängerung des Vocals würde also — wie im Semitischen — symbolische Bezeichnung der festen, beharrenden Substanz sein. Es ist ja doch wahrscheinlich, dafs die ersten Schritte der Formbildung im Semitischen und Sanskritischen gleich waren, dafs auch letzteres zu allererst symbolisch verfuhr *). Es liefs aber bald ab von dieser Bahn, welche vom Semitischen beharrlicher verfolgt ward.

Schon den nächsten Schritt auf dem Wege grammatischer Formgebung hat das Sanskritische durch Suffigirung gethan, und zwar, meine ich, eines *t* an Wurzeln, welche auf kurzen Vocal enden, um Nomina zu bilden: *i* gehen, *it* gehender, *stā* mit Verkürzung und Schwächung *stit* Stehender. Die Schwächung rührt daher, dafs solche Formen nur in Zusammensetzungen vorkommen: *super-stit*, *anti-stit*; *pari-et* für *pariit* bedeutet eigentlich: herumgehend, umgebend. Nach meiner Vermuthung würde in allen diesen Fällen der Vocal ursprünglich verlängert gewesen sein. Im Griechischen finden wir Nominal-Bildungen durch Längung des Vocals und affigirtes *t*: *ὠμο-βρώτ*, *ἀ-γνώτ*, *ἀ-πτώτ*, *λιμο-θνήτ*. Solche Formen erhielten sich natürlich am meisten in Zusammensetzungen; und da zeigen sich *-βλητ*, *-δμητ*, *-κμητ*, *-τμητ*, *-στρωτ* aus den Wurzeln *βαλ*, *δαμ*, *καμ*, *στορ* mit kurzem Vocal **).

Stützten wir uns bis jetzt auf wenige und nicht ganz sicher zu deutende Thatsachen, so kommen wir jetzt zu einer Nominal-Bildung, deren factischer Bestand in allen Sprachen

---

*) Wie sich die oben ausgesprochene Vermuthung mit der herrschenden Ansicht vereinigen läfst, wird bald weiter unten gezeigt werden (S. 290 u.).

**) Auch diese Formen auf *t* könnten Verstümmelungen aus volleren Formen sein, und es ist mir dies um so wahrscheinlicher, je unwahrscheinlicher es ist, dafs uns Formen der ursprünglichsten Sprachbildung noch erhalten seien. Dennoch könnte die obige Entwickelung richtig sein; es könnten nämlich jene volleren Formen, aus denen die auf *t* durch Verkürzung entstanden sind, und welche Nomina agentis und Participia bildeten, zuerst aus einem ursprünglichen einfachen *t*, welches alle jene Bedeutungen in sich schlofs, sich entwickelt und in ihrer Bedeutung specialisirt haben.

des Stammes weit verbreitet ist, und deren Deutung auch mit Sicherheit gegeben worden ist. Es wird nämlich der Wurzel ein *a* angefügt und zugleich der Wurzelvokal, wenn er *a* ist, zuweilen gelängt, wenn er aber *i* oder *u* ist, immer diphthongirt zu *ai, au,* welche Diphthonge im Sanskrit zu *ē* und *ō* geworden sind. Diese Steigerung des *i* und *u* durch ein vortretendes *a* heiſst nach der Terminologie der indischen Grammatiker Guna, was passend durch Vocal-Steigerung übersetzt worden ist. Jenes affigirte *a* ist die demonstrative Wurzel mit der Bedeutung „der“ und verleiht also der Wurzel den substantiellen Sinn; auf eine in der Bewegung begriffene Thätigkeit läſst sich nicht zeigen, aber wohl auf die beharrende Substanz. Diese ist eben das allgemeine „Das“, oder in Bezug auf Personen das allgemeine „Er“. Es ist nur noch zu bemerken, daſs das ursprüngliche *a,* welches im Sanskrit rein erhalten ist, im Griechischen nur selten als *α* erscheint, regelmäſsig aber als *ε* oder *ο*; im Lateinischen und Deutschen ist es bald *i* bald *u*(*o*) geworden. Eben so ist im Griechischen *ā* meist *η* oder *ω*, und die Steigerung des *i* und *u* erscheint als *ει* oder *οι* und *ευ*. Einige Beispiele: sanskr. Wurzel *has* lachen, *hāsa,* im Nominativ *hāsa-s* das Lachen; *kăm* lieben, *kắma-s* Liebe; *bhid* spalten, *bhēda-s* Spaltung; *krudh* zürnen, *krṓdha-s* Zorn; *nad* rauschen, *nadá-s* der Fluſs (als rauschender); *div* glänzen, *dēvas*, *θεός*, Gott (als glänzender); *kur* stehlen, *kōrá-s* Dieb. Aus dem Griechischen gehören die Substantiva auf *ος* der zweiten Declination hierher; wie *φόνο-ς*, *δρόμο-ς*, *τρόμο-ς* u. s. w. in welchen beiden *o* statt eines ursprünglichen *α* steht, welches auch in den Aoristen *ἔ-δραμ-ον* u. s. w. erhalten ist. Man beachte, daſs bei den angeführten Beispielen aus dem Sanskrit die Substantiva der abstracten Thätigkeit (Nomina actionis) den Accent auf der ersten Sylbe haben, die Nomina agentis aber auf der letzten; d. h. dort, wo das Gewicht der Bedeutung auf der Handlung liegt, hat die Wurzel, welche dieselbe bezeichnet, den Ton; hier, wo das Gewicht vielmehr auf die Persönlichkeit fällt, zieht das demonstrative Suffix, welches eben die Person ausdrückt, den Ton auf sich. Eben so heiſst es im Griechischen *τρόχ-ο-ς* der Lauf, aber *τροχ-ό-ς* Läufer; *κόμπ-ο-ς* Lärm, *κομπ-ό-ς* Prahler. Vocal-Längung zeigt sich in *πηγ-ό-ς*, ferner in dem in Zusammen-

setzung auftretenden *ηγ-ο-ς* (*χορ-ηγ-ό-ς* Chorführer); Vocal-Steigerung in *λοιπ-ό-ς* von der Wurzel *λιπ; οἶκ-ο-ς* von einer Wurzel *ik* oder vielmehr *vik*, lat. *vīcus* (das griech. Wort hat vorn ein Digamma verloren), unser *Weich* in Weich-bild. Diese abgeleiteten Nomina haben nicht immer activen Sinn, sondern bisweilen auch passiven; sie bedeuten nicht immer den die in der Wurzel ausgedrückte Thätigkeit Uebenden, sondern oft auch den sie Leidenden. So ist *ὁδ-ό-ς* Weg, der begangene, betretene, von einer Wurzel, welche „gehen" bedeutet; *λοπ-ό-ς* Schale, das Abgeschälte. Auch hier treffen wir viele Bildungen nur in Zusammensetzungen, z. B. griech. *-δαμ-ο-ς* bändigend, in *ἱππόδαμος*; und vorzüglich im Lateinischen: *-dic-u-s, -loqu-u-s, -sequ-u-s, -vol-u-s*, u. s. w.

Wie *a*, so treten in anderen Fällen die demonstrativen Wurzeln *i* (wenn dieses nicht eine bloſse Schwächung von *a* ist) und *u* an die qualitativen Wurzeln, woraus dann Nomina entstehen, wie die der lateinischen 3. und 4. Declination. So kommt von einer Wurzel *aṅgh* im Sanskritischen *ah-i-s*, lat. *angu-i-s* und griech. *ἔχ-ι-ς* und *ὄφ-ι-ς*; ferner *τρόχ-ι-ς* Läufer; von *as* werfen, schwingen, sanskr. *as-i-s*, lat. *ens-i-s* Schwert, das Geschwungene; von Wurzel *par* oder *pal, füllen*, kommt *πολ-ύ*; von *prath* sich ausdehnen *πλατ-ύ*; von Wurzel *dar*, *δέρ-ω* spalten kommt sanskr. *dār-u* Holz, griech. *δόρ-υ*; lat. *curr-u-s* der Wagen, eigentlich der Laufende.

Und so gibt es nun noch andere Nominal-Affixe, wie *an, as, ya, va, ma, ka, ta* u. s. w., die in mannichfacher Modification der Form und der Bedeutung in den sanskritischen Sprachen vorkommen. Der Wurzelbegriff wird dabei theils gegen die Activität oder Passivität ganz indifferent genommen, indem die Handlung ganz abstract nur als solche gedacht wird, z. B. Spaltung; theils wird er activisch oder passivisch gedacht, ohne daſs weder in der Wurzelsylbe, noch im Affix etwas specifisch Passives wäre, indem lediglich der Gebrauch für das Eine oder das Andere entscheidet. Eben so bildet vielfach dasselbe Suffix sowohl Adjectiva, als auch Appellativa, Nomina agentis oder instrumenti, und Abstracta. — Wir kehren zum *a* zurück, welches noch in entgegengesetzter Weise eine groſse Rolle spielt.

Zuerst sei Folgendes bemerkt. Mit dem *a* ist, wie gesagt, regelmäſsig eine Verstärkung des Wurzel-Vocals verbunden.

Nach der herrschenden Ansicht ist dieses Guna von rein mechanisch-phonetischem Werthe. Dies erkenne auch ich an, insofern nur die vorliegende Thatsache, das bestehende Sprachgefühl der Völker berücksichtigt wird. Dies schliefst aber nicht aus, dafs es sich ursprünglich mit dem Guna ganz anders verhalten habe, dafs sein Ursprung nicht so rein mechanisch gewesen sei. Genau betrachtet, liegt nur die Thatsache vor, dafs verstärkte Wurzelformen, wenn gewisse lautlich breite, gewichtige Affixe hinzutreten, die Verstärkung ganz oder zum Theil wieder abwerfen; ja sogar der lange Wurzelvocal mufs sich vor schweren Affixen eine Verkürzung gefallen lassen, wenn er nicht gänzlich abfällt. So sagt man sanskr. *dádā-mi* *δίδω-μι*, *dádā-si* *δίδω-ς* (*ς* verkürzt aus *σι*); dagegen im Plural *dadmás* *δίδο-μες* (oder *-μεν*) *δίδο-τε*, und im Dual *δίδο-τον*; eben so *φη-μί*, oder *φᾱ-μί*, *φα-τί*, aber Plural *φᾰ-μές*, *φᾰ-τέ*, *φᾰ-ντί*; *εἶ-μι*, *εἶ-ς* aber *ἴ-μες*, *ἴτε*. Umgekehrt aber läfst sich nicht nachweisen, dafs ein Affix, weil es leicht ist, eine Verstärkung der Wurzel bewirke. Was sollte denn wohl eine Lautverstärkung der Wurzel bei Antritt eines Affixes für eine mechanische Wirkung haben? Soll sie die Anziehungskraft der Wurzel, mit der sie sich das Affix verbindet, verstärken? Dann müfste die Wurzel gerade vor schweren Affixen die gröfste Lautfülle erstreben und könnte sich vor leichteren mit ihrem ursprünglichen Gewichte begnügen. Indem nun gerade das Umgekehrte stattfindet, so ist das Streben gerade nicht auf ein Uebergewicht der Wurzel gerichtet, auch nicht auf ein Gleichgewicht derselben mit der Endung, sondern darauf, dafs das ganze Wort, Wurzel und Affix zusammengenommen, nicht eine allzugrofse Schwere erlange; daher wird, wenn durch ein gewichtiges Affix das Wort zu massenhaft werden könnte, der Wurzel genommen, was das Affix an Gewicht zu viel hat. — Ferner aber läfst sich überhaupt aus rein phonetisch-mechanischen Gründen nur Schwächung des Lautes, nicht Verstärkung begreifen, am wenigsten für die Urzeit. Hier mufs jedem Lautzusatze ein Sinn inwohnen.

Ich meine also, dafs ursprünglich das Affix *a* aufser Zusammenhang stehe mit der Vocalsteigerung; dafs letztere schon durch sich allein, ursprünglich ein Mittel zur Nominal-Bildung war, dafs später die demonstrative Wurzel *a* als Nominal-Suffix ange-

wandt wurde, und zwar natürlich in Verbindung mit der schon vorhandenen Vocal-Steigerung. Je entschiedener der sanskritische Sprachgeist die symbolische Methode aufgab und sich der äufsern Bildung der Wurzeln zuwandte, um so mehr mufste die Bedeutung der Vocal-Steigerung aus dem Sinne schwinden und dieser Lautprocefs blos noch als ein das Suffix *a* begleitender Umstand erscheinen. Und war er einmal bedeutungslos geworden, so konnte er auch schwinden, wo er das Wort zu sehr belastet haben würde.

Zweitens: Vergegenwärtigen wir uns den Stand der Formbildung, wie wir ihn uns bisher hypothetisch aufgebaut haben. Verbum und Nomen sind so von einander geschieden, dafs jenes durch Reduplication der Wurzel, dieses durch das Suffix *a* mit Steigerung des Wurzelvocals charakterisirt ist. Ich fahre nun hypothetisch*) fort und setze, es sei dem sanskritischen Sprachgeiste der Unterschied aufgegangen zwischen der dauernden, unvollendeten Handlung und der vollendeten, und zugleich auch der Unterschied zwischen dauernden Thätigkeiten und Zuständen einerseits und andererseits dem Ereignifs, bei dem es nicht darauf ankommt, ob es dauert oder nicht, sondern nur, dafs es in einem gewissen Zeitpunkte eingetreten ist. Zur Bezeichnung dieser Unterschiede, meine ich, sei man so verfahren. Am sinnfälligsten zeigt sich der Unterschied der dauernden und der vollendeten Handlung am Subjecte selbst, welches in ihr begriffen ist, oder aus ihr heraustritt. Eine dauernde Handlung heifst, nicht abstract, sondern concret angesehen: ein Handelnder ist als solcher; und die vollendete Handlung: ein die Handlung oder ihr Ergebnifs Besitzender ist da. So drückte man denn auch solches Präsens und Perfectum, oder genauer: solches Imperfectum Präsentis und Perfectum Präsentis durch Nomina agentis aus, welche man ja durch das Suffix *a* mit Steigerung des Wurzelvokals schon gebildet hatte, und fügte ihnen die Personal-Zeichen hinzu, die man vorher der Wurzel beigesetzt hatte, gab dem Präsens das Nomen agentis

*) Das Hypothetische in dem Folgenden liegt blos in der Construction oder in dem Faden, auf den ich die Thatsachen aufreihe, auch in ihrer etymologischen Deutung; denn der thatsächliche Bestand und die äufsere Bildungsweise liegen ja klar und sicher vor.

aus der einfachen Wurzel und dem Perfectum das Nomen agentis aus der reduplicirten Wurzel; z. B. *budh* ist Wurzel für „erfahren“. Man mochte zu allererst, nach unserer obigen Vermuthung, unterschieden haben: Verbum *bubudh*, Nomen *baudh*; letzteres wurde durch die Demonstrativ-Wurzel *a* deutlicher geformt zu *baudh-a* „Erfahren-der“. Jetzt bildete man das Präsens, d. h. das Imperfectum Präsentis *baudh-ā-mi* Erfahren-der-ich = ich erfahre, und das Perfectum *bu-baudh-a-mi* Erfahrung Besitzender-ich = ich habe erfahren, ich weiſs*). Die entsprechende griechische Wurzel *πυϑ* hat nur mediale Form. Da das steigernde *a* im Griechischen *ε* wird, so entsteht *πευϑ*, und da ferner das bildende *a* vor Nasalen *o* wird (*τυπτ-ο-μεν*, *τυπτ-ε-τε*), so entspricht die Form *πευϑ-ο-μαι*. Wählen wir also eine andere ähnlich gebaute Wurzel *πιϑ*, so entspricht der Form *baudh-ā-mi* in seiner Bildung *πειϑ-ω*, nur daſs die Personal-Endung *mi* im Griechischen in der sogenannten *ω*-Conjugation schon im Präsens abgefallen ist; und dem Perfectum *bu-baudh-a* gleich gebildet ist *πε-ποιϑ-α*, nur daſs die Reduplications-Sylbe im Griechischen immer den schwachen Vocal *ε* hat und das steigernde *a* im Perfectum nicht wie im Präsens *ε* sondern *o* geworden ist. Diese Formation ist auch noch im Neudeutschen ziemlich erkennbar nachzuweisen. Hier entspricht der sanskritischen Wurzel *budh* die gothische Wurzel *bud*, hochdeutsch *but*. Das steigernde *a* ist im Germanischen *i* geworden; also goth. *biuda*, neudeutsch: *ich biete* (*u* ist zu *e* herabgesunken; *ge-biete*, *ent-biete* haben causativen Sinn angenommen: ich lasse wissen). Das Perfectum sanskr. *bu-bōdh-a* hat meist schon im Gothischen, im Hochdeutschen überall die Verdoppelungs-Sylbe abgeworfen und auch das bildende *a*, also bleibt: *ich bot*.

Was nun die zweite Unterscheidung anbetrifft, nämlich die zwischen der dauernden Handlung und dem eintretenden Ereigniſs, so war wohl der leitende Trieb der folgende. Bei der ersteren war, wie bemerkt, die handelnde Person das vor dem inneren Sinne Stehende; also blieb dafür die vom Nomen agentis mit *a* und Vocal-Steigerung gebildete Form. Für das ein-

---

*) Obige Formen von *budh* sind blos theoretisch; im wirklichen Sanskrit lauten sie: Präs. *bōdhāmi*, Perf. *bubōdha*; es hat sich das *au* zu ō zusammengezogen, und im Perfectum ist die Personal-Endung *mi*, wie im Griechischen, abgefallen.

tretende Ereigniſs dagegen blieb in ursprünglichster Weise die einfache Wurzel: sanskr. *á-dā-m, ἔ-δω-ν* damals-gab-ich, ich gab. Dem momentanen Eintritt entspricht der einfache Ausdruck des Ereignisses durch die nackte Wurzel.

Es ist nun hinzuzufügen, daſs die Steigerung des Wurzelvocals nicht immer durch diphthongirendes *a* vollzogen wird, sondern auch durch Nasalirung. Diese kann ganz einfach in einem dem Wurzelvocal beigefügten *n* bestehen, wie im Lateinischen, welches die diphthongische Steigerung aufgegeben hat, weil es überhaupt Diphthonge nicht liebt, z. B. aus der Wurzel *jug* das Präs. *jungo,* aus *fid*: *findo,* aus *scid*: *scindo,* aus *liqu* (d. h. *lik* mit Labialisirung des *k*: *likw,* griech. *λιπ*: *λείπω*) *linquo*; aus *rup*: *rumpo.*

Als nun aber der nominale Ursprung der Form für die dauernde Handlung vergessen war, da schien es dem innern Sprachsinne, als wäre der Unterschied zwischen Dauer und Eintritt blos durch den entsprechenden Unterschied einer lautlich gedehnten und einer kürzeren Form symbolisch bezeichnet. Die Steigerung des Wurzelvocals, die ursprünglich symbolisch das Beharrende andeutete, die dann neben dem Suffix *a* zum bedeutungslosen mechanischen Nebenproceſs herabgesunken war, erhob sich von neuem zu symbolischer Würde und drückte zwar nicht wieder die beharrende Substanz, aber die dauernde Handlung aus. Sobald einmal dieser Wandel in der inneren Sprach-Ansicht eingetreten war, war es auch gleichgültig, wodurch die vollere Form bewirkt wurde. Weil *á-dadā-m, ἐ-δίδω-ν* länger war, als *á-dā-m, ἔ-δω-ν,* so galt jenes für die dauernde Handlung, zumal auch ursprünglich schon die Reduplication zwar das Gegentheil der ruhenden Substanz, nämlich Thätigkeit, diese aber als dauernd oder sich in die Gegenwart hineinerstreckend bedeutete. Ja so sehr hielt man die Verstärkung durch Steigerung oder Nasalirung des Vocals für das Wesentliche der Form, daſs das *a* blos noch als bequemer Bindelaut zwischen der Wurzel und der Personal-Endung galt, den man auch der Bequemlichkeit wegen mit in die Form für den Eintritt der Ereignisses zog, wenn nur die Verstärkung der Wurzel weggefallen war. Man bildete also von der Wurzel *λιπ* das Imperfectum Präteriti *ἔ-λειπ-ο-ν*; indem man das gunirende *ε* aus der Wurzel weglieſs, aber das *ο*, als wenn

es ein bloſses Bindemittel wäre, beibehielt, bildete man den Aorist *ἔ-λιπ-ο-ν*.

Diesem Umstande nun ist es zuzuschreiben, daſs namentlich im Griechischen alle dargebotenen Mittel angewandt wurden, um für den Präsensstamm im Gegensatze zum Aoriststamme eine breite Form zu bilden. Mit der Gunirung zwar war es nicht möglich Modificationen vorzunehmen; im Sanskrit zumal konnte aus *i* und *u* durch vortretendes *a* nur *ai* (*ē*) und *au* (*ō*) werden. Im Griechischen war wohl eine Modification möglich geworden, nachdem sich *α* in *ε* und *ο* gespalten hatte, und also *ι* durch Steigerung sowohl *ει*, als auch *οι* werden konnte. Wie aber überhaupt das Griechische dem Präsens das *ε*, das *ο* dagegen dem Perfectum zuertheilt hatte, so gunirte es auch im Präsens nur *ει*, im Perfectum *οι*, z. B. *λειπ-ω*, *λε-λοιπ-α*. Dagegen lieſs die Nasalirung ein weiteres Feld der Modificationen zu. Bei der Leichtigkeit, mit der die flüssigen Nasallaute theils sich umstellen lassen, theils Vocale an sich ziehen, sind denn auch, zumal im Sanskrit, so einfache Nasalirungen, wie die angeführten: *lup*, *lump*; *vid*, *vind* geradezu selten. Dagegen zieht häufig der Nasal das Suffix *a* an sich in die Wurzel hinein; z. B. lat. *jug*: *jung-o*, aber sanskr. *yuǵ*: *yunaǵ-mi* ich verbinde; lat. *fid*: *find-o*, sanskr. *bhid*: *bhinad-mi* ich spalte. Umgekehrt tritt auch der Nasal aus der Wurzel heraus und schlieſst sich dem *a* an: *δακ-νω*, *ster-no*. Das war geradezu von selbst geschehen bei den Wurzeln, die auf einen Vocal enden: *πι*: *πίνω* trinke, *τι*: *τίνω* büſse u. s. w.; sanskr. *yu-nā-mi* ich binde. Das war aber ferner nöthig, wenn die Wurzel auf zwei Consonanten endete; sanskr. *mard*, verkürzt *mr̥d*, lieſs sich nicht innerlich nasaliren; also *mr̥d-nā-mi* ich zermalme (das verwandte lateinische *mord-e-o* ist nicht nasalirt). Das war auch nöthig, wenn die Wurzel schon einen Nasal hatte: *δάμ-νη-μι*, *τέμ-νω*. Im Sanskrit wird in solchen Fällen der innere Nasal ausgestoſsen: *bandh*, *badh-nā-mi* ich binde. Immer muſste es schwierig sein, *na* an consonantisch endende Wurzeln zu fügen; so stellte man es um und fügte der Wurzel die Sylbe *an* bei, welche, um sich mit den Personal-Zeichen zu verbinden, ein neues *a* annahm, das ja zum bedeutungslosen Bindevocal herabgesunken war; so ward aus der einfachen Nasalirung: *an-a*. So bil-

dete der Grieche: *αὔξ-άν-ω, δαρθ-άν-ω* u. s. w. Der Grieche brauchte nun auch doppelte Nasalirung nicht zu scheuen; *λαβ*: *λαμβ-άν-ω, ἁδ*: *ἁνδ-άν-ω, θιγ*: *θιγγ-αν-ω*. — Auch mit der Gunirung liefs sich die äufsere Nasalirung vereinigen; z. B. *ζυγ*: *ζεύγ-νυ-μι*; und die innere mit der Reduplication: *πι-μ-πλη-μι* von *pla*. — So bildete sich das Griechische eine weite Möglichkeit, den Stamm für die Zeitformen der dauernden Handlung (Präsens und Imperf.) von der Form für den Eintritt des Ereignisses (Aorist) klar zu scheiden. Es gab noch ein Mittel für diese Unterscheidung.

Wir hatten die Reduplication als ursprüngliches Mittel der Verbal-Bildung, dann als Zeichen des Perfectums angenommen; wir haben weiterhin bemerkt, dafs sie, als auch der ursprüngliche Sinn der Vocalsteigerung und Nasalirung vergessen war, wie diese beiden blos als Bezeichnung der Dauer galt, also nicht das Verbum gegen das Nomen abschied, sondern innerhalb des Verbums unterschied, also nur am Präsens und Imperfectum haftete, am Aorist aber schwand. Ein anderes, weniger ursprüngliches Mittel, Verba im Gegensatze zum Nomen zu bilden, freilich aus vorhistorischer Zeit stammend, aber jünger als die Bildung der Verba aus dem Nomen agentis mit dem Suffix *a*, war das Suffix *ya*, welches unmittelbar an die Wurzel trat und Intransitiva bildete, auch wohl nichts Anderes sein wird als das Hülfsverbum *yā* gehen, mit verkürztem Vocal. Dieses Suffix *ya* findet sich nun häufig auch im Griechischen, aber etwas versteckt, was sich sogleich begreift, wenn man daran denkt, dafs es in dieser Sprache kein *y*, d. h. deutsches *j*, gibt. Nämlich: *θάλλω, ὀφέλλω* (ich schulde), *ἅλλομαι* stehen für *thalyō* u. s. w.; das *y* hat sich dem *l* assimilirt. Wörter wie *πράσσω, φρίσσω, λίσσομαι* stehen für *pragyō, phrikyō, lityomai*. In diesen Fällen wurde, nach Kuhns Ansicht, zunächst *y* zu *t*, wie dies auch in *τυπ-τ-ω, βλαπτω, βαπτω* geschehen ist. In jenen ersten Fällen aber hat sich der Endlaut des Stammes *κ, γ, χ, τ, δ* dem folgenden aus *y* entstandenen *t* assimilirt; so ergaben sich die Formen auf *-ττω*. Anders wurde der Endconsonant des Stammes behandelt in *φράζω, στίζω, νίζω* aus *phradyō, stigyō, nigyō* (denn *νιβ* ist erst aus *nig* entstanden). Wo die Wurzel vocalisch endete, wurde *y* zu *ζ*; so in *βύζω, βλύζω, δαμάζω* statt *buyō, bluyō, damayō*.

Im Lateinischen sind von dieser Bildung die Verba der 3. Conjugation auf *io*: *cap-io*, *cup-io, fug-io, sap-io*. Bei den andern Personen dieser Verba ist Folgendes zu bemerken. Das bildende *a* war, wie oben bemerkt, zum bloſsen Bindevocal herabgesunken und ist im Lat. *i* geworden; denn die 3. Conj. ist die ursprüngliche; also sanskr. *lum-p-ati*, lat. *rump-i-t(i)*; das *i* der Personal-Endung ist abgefallen. Wie aber im Griechischen der Bindevocal vor *s* und *t* zu *ε*, vor *m* und *n* aber zu *o* geworden ist, so ist er auch im Lateinischen wenigstens in der 3. Pers. Plur. vor *nt* zu *u* geworden, und eben so vor *m* in *s-u-m* statt *es-u-m*. Im Sanskrit ist das *a* vor den Personal-Affixen, welche mit den Lippenlauten *m* oder *v* beginnen, lang, *ā*; im Griech. ist dies ganz nach der Regel dieser Sprache *ω* geworden und ist geblieben auch nach Abfall des *μι*; also *λέγ-ω(-μι)*. Im Plur. hat sich aber im Griech. (nicht im Sanskrit) das *ω* verkürzt: *λέγ-ο-μεν*. Im Lateinischen ist im Plur. das *o* des Sing. zu *i* geschwächt: *leg-i-mus*, gerade wie in *leg-i-s, leg-i-t*. Bei den Verben auf *io* nun kämen zwei *i* zusammen: *cup-i-o*, *cup-i-is* u. s. w., es fällt aber eins von ihnen aus; also: *cup-i(-i)mus*. Auch im Deutschen sind Reste solcher Bildungsweise. Die Wurzel *kup* z. B. scheint überhaupt Gefühlsaufregung bedeutet zu haben; nun ist daraus sanskr. *kup-yā-mi* ich zürne, lat. *cup-io* ich wünsche, deutsch: ich *hof-fe* durch Assimilation des *j* an *f* geworden. Offenbar ist diese Wurzel im Sanskrit am rohesten, im Deutschen am zartesten entwickelt. Im Gothischen ist das *y* noch deutlich, die Assimilation ist erst im Althochdeutschen eingetreten: lat. *cap-io*, goth. *haf-ja*, ahd. *hef-fu*, neuhochd. ich *heb-e*; goth. *bid-ja*, ahd. *pit-tu*, nhd. bit-te.

Es ist hier sogleich auch das Suffix *aya* zu erwähnen, welches Causative bildet und wohl nur die Wurzel *ī* wünschen, verlangen, mit bildendem *a* und Vocalsteigerung enthält: *aya* = *aīa*; vor diesem Suffix wird der Vocal der Wurzel gesteigert. Spuren dieser Bildung haben wir noch im Neudeutschen. Die Wurzel im Sanskr. *sad*, griech. *ἑδ*, lautet im Gothischen *sat*, im Präsens mit geschwächtem Vocal *sita*, ich *sitze*. Das Causativum lautet im Sanskr. *sād-ayā-mi* ich mache sitzen. Im Gothischen ist das erste *a* des Suffixes *aya* schon weggefallen, und im Neudeutschen ist auch das *y* ver-

schwunden, hat aber in dem Umlaut des wurzelhaften *a* zu *ä* oder *e**) eine Spur seines ehemaligen Daseins zurückgelassen; also goth. *sat-ja* ich *setze*; *liga* ich *liege*, *lag-ja* ich *lege*; *drinka* ich *trinke*, *drank-ja* ich *tränke*. — Im Lateinischen ist durch dieses Suffix *aya* die 1. 2. und 4. Conjugation entstanden, welche also etymologisch genommen gar keine ursprünglichen, nur abgeleitete Verba enthalten; aber hiervon liegt nichts mehr im lateinischen Sprachgefühl, weil es im Lateinischen keinen lebendigen Procefs gab, der Verba aus der 3. Conjugation zum Behufe der Causal-Bildung in die anderen übergeführt hätte. Dafs *sido*, *sedeo*, *sedo* verwandte Wörter sind, fühlte jeder Römer; der Procefs aber, durch welchen die beiden letzteren aus dem ersten entstanden sind, war abgestorben. *Sid* ist Schwächung der Wurzel *sad*, wie im Deutschen. Der Suff. *aya* wurde im Lat. bald *ā*, bald *ē*, bald *i*; also aus *sād-aya* konnte *sidē* und *sedā* werden, und es entstanden beide Formen mit verschiedener Bedeutung. *Me-min-i* enthält die reduplicirte Form von der Wurzel *man*; dieselbe Wurzel mit verdumpftem *a* und dem Causal-Suffix ergab *mon-eo*. Die Wurzel *svap*, *schlafen*, erscheint lat. als *sop*; aber ein Verbum *sopo* gibt es nicht; dagegen das Causativum *sop-io* (statt *svap-ayā-mi*).

Im Sanskrit nehmen die Wurzeln, die auf *ā* enden, in der Causativform das Suffix *paya* an**). Ganz vereinzelt zeigt sich auch *laya* †). Im Griech. aber sind von dem *p* nur unsichere, von dem *l* wahrscheinlichere Reste, von denen freilich der griechische Geist keine Ahnung mehr hatte. Aus *bā* gehen, wurde *bā-layā-mi* und daraus *balyō*, dann mit Assimilation *βάλλω*, gehen machen, d. h. werfen; aus *stā* wurde *sta-lajō*, *stalyō*, *στέλλω*, deutsch *stelle*. Und so noch einige andere Fälle ††).

---

*) Die Umlaute *ä*, *ö*, *ü* sind überhaupt im Deutschen dadurch entstanden, dafs ein *i* oder *y* in der Endung einen assimilirenden Einflufs auf *a*, *o*, *u* übte.

**) Was soll das *p*? Ich denke sthāp-ayā-mi steht für sthā-āp-ayā-mi, d. h. ich wünsche zu erlangen das Stehen = ich stelle.

†) Das *l* könnte wohl statt *r* stehen, und dieses die Wurzel *ar* sein, welche gehen, erreichen, erlangen bedeutet: ich wünsche zu erlangen das —

††) Obige Erklärung stützt sich auf Bopp, Vergl. Gramm. §. 749. Sicher ist, dafs das *λλ* jener Verba aus *ly* entstanden ist. Das *y* kann aber nicht das *ya* der intransitiven Bildung vertreten, wie das *i* in *cupio*, denn jene Verba haben transitive Bedeutung. Ist nun aber das *y* nicht intransitiv, so kann es nur

Aus den angeführten Beispielen ersieht man schon, dafs in den europäischen Sprachen das causative *aya* der Form nach vom intransitiven *ya* nicht mehr zu unterscheiden ist. Dem Sinne nach zu urtheilen ist aber darum nicht immer möglich, weil nicht überall der Sinn der Wurzel feststeht. Es kommt nun noch hinzu, dafs ganz eigentlich Denominative bald durch *ya*, bald durch *aya* gebildet wurden: ἀγγέλλω für *angel-yō*; φυλάσσω für *phulak-yō*, κορύσσω für *koruth-yō*.

Das *y* erscheint auch als *i*, z. B. im Goth. *sa-ia*, deutsch: *sä-e*; eben so im Griechischen, wo es meist in die Wurzel gedrungen, wenn nämlich dieselbe auf *n* oder *r* endet; daher die Formen τείνω für *ten-yō*, φθείρω, φαίνω, für *phan-yō*, βαίνω für *ban-yō* u. s. w. — Völlig ausgefallen endlich ist es in den Verbis contractis auf αω, εω, οω, gerade wie in der lateinischen 1. 2. und 4. Conjugation.

Schliefslich ist noch ein an sich rein phonetisches Verhältnifs zu nennen, das ebenfalls dienen mufste, um Präsens und Aorist zu unterscheiden, nämlich der Umstand, dafs ursprüngliches α in der Wurzel ε geworden war; nun galt die Form mit ε für das Präsens, die ursprüngliche mit *a* für den Aorist: τρέπω, ἔτραπον.

Wir kehren zum Nomen zurück. Die Sprache hat so viel Kraft auf die Unterscheidung des Präsens- und Aorist-Stammes verwandt, dafs sie darüber die wichtigere Sonderung von Nomen und Verbum vernachlässigt zu haben scheinen könnte; ja noch mehr: wir haben ja gesehen, wie fast alle Präsens-Bildungen, etwa mit Ausnahme der durch affigirtes *nu*, νυ, durch *a* oder doch immer mit Hülfe des *a* zu Stande gebracht wurden, dafs dieses *a* selbst in den Aorist drang, da es doch ursprünglich ein nominales Bildungsmittel ist. Sollte denn nun wohl hier eine Verwirrung nominaler und verbaler Form oder vielleicht gar wesentlich blos nominale Form vorliegen? Kei-

---

causativ sein und *aya* vertreten. Dann kann aber die Wurzel nicht schon ein Transitivum sein: βαλ werfen, sondern mufs nothwendig ein Intransitivum sein. Das scheint mir für Bopps Ansicht zu sprechen. Nur, da das *l* von *laya* doch gar zu zweifelhaft ist, so könnte man vielleicht von der Wurzel βαν = sanskr. *gam*, deutsch „kam" (komme) das Causativum *banyō* ableiten, welches, wie *anyas* zu ἄλλος, so zu βάλλω geworden ist. Eben so στέλλω und *stellen* von der Wurzel *stal* stehen.

neswegs. Es war vielmehr die Sicherheit, in diesem Unterschiede fest zu sein, welche die Kraft dazu gab, innerhalb des verbalen wie des nominalen Kreises die näheren Verhältnisse genau aufzufassen.

Zunächst ist es anziehend zu sehen, mit welchem sicheren Instinct die Nominal-Formen und die Verbal-Form sich einander aus dem Wege gehen. So wird im Sanskrit von der Wurzel *bhid* das Substantivum *bhéd-a-s* (*e* = *ăi*) Spaltung, Spalte, durch das demonstrative *a* und Vocalsteigerung gebildet; ferner auch *bhid-á*, ebenfalls Spaltung, und von ersterem nur durch Unterlassung der Steigerung des Vocals, durch weibliches Geschlecht und durch den Accent, also nur zart und zwar symbolisch geschieden: letztere Form ist abstracter, erstere concreter. Nun könnte man *bheda-mi* oder *bhidami* als Verbum erwarten; aber nein: man sagt *bhinad-mi* mit Nasalirung und eingezogenem *a*. Von der Wurzel *krudh* kommt *krṓdhas* (*ō* = *ău*) Zorn, auch *krudha*, *krudh* wird angegeben, das Verbum aber lautet *krudh-yā-mi*, ich zürne; von *kam: kā́mas* Liebe, und *kamāmi* oder *kāmayāmi* ich liebe; *bhikš: bhikšá* das Betteln, Almosen, *bhikšus* Bettler, aber *bhēkšāmi* ich bettele; *bhuǵ*: *bhōgas* Schlange, *bhuǵāmi* ich biege; ein anderes *bhuǵ* liefert *bhōgas* Frucht, Speise, und *bhunaǵmi* ich esse, u. s. w. Im Griechischen unterscheidet oft die verschiedene Erscheinung des ursprünglichen *a* als *ε* und *ο* oder *α* und *ο* Verba und Substantiva: *λέγο-μεν*, *λόγο-ς*; *ἔ-βαλο-ν*, *βέλο-ς*.

Das ursprünglich nominale *a*-Suffix (griech. *ο*, *ε*, lat. *i*), das dann zur Bildung des Präsens-Stammes verwendet wurde, war endlich so verbal geworden, daſs mit ihm Verba von Nominibus abgeleitet wurden. Daher gibt es Denominativa nicht blos in der 1., 2. und 4. Conjugation des Lateinischen, sondern auch in der 3., und im Griechischen nicht blos unter den Verbis contractis, sondern auch den Verbis puris. Auch hier bewährte sich der richtige Instinct dadurch, daſs man solche Verba nicht von Substantiven der 1. und 2. Declination, d. h. nicht von Substantiven auf *a* oder dessen Stellvertreter *o* und *u*, ableitete, sondern nur von solchen der 3. (und 4.) Declination, nämlich mit ursprünglichem *i* und *u*; also: *metu-i-t*, *minu-i-t*, *μηνί-ο-μεν*, *μεθύ-ο-μαι*, *ἰθύ-ο-μεν*.

Doch kommen wir zum Wesentlichsten. Ich nehme an, daſs in demselben Augenblicke, wo die Nominal-Formen auf *a* durch Hinzufügung der Personal-Affixe zum verbalen Präsens-Stamme gemacht wurden, innerlich auch im Gegensatze hierzu die nominale Declination entstand, indem an das demonstrative *a* andere Demonstrativa traten, vor allem *s* (ursprünglich *sa* der) als Zeichen des Nominativs. Wie also dort die *a*-Form durch Verbindung mit der 1., 2., 3. Pers. zum Ausdrucke des Prädicats wurde, so wurde es hier durch Verbindung mit *s*(*a*) zum Subject. Das *a* gab der Wurzel die Bedeutung des Persönlichen und Sachlichen, des Weisbaren im Gegensatze zur Energie der Thätigkeit; das *s* bezeichnete die Person mit Beziehung auf das Personal-Affix des Verbums als begriffen in der Energie oder Ausübung der Handlung, als grammatisches Subject.

Der Nominativ ist der wichtigste und auch wohl der factisch älteste Casus, ohne den die Declination in ihrem wahren formalen Werthe nicht gedacht werden kann. Ihm zunächst steht sein reiner Gegensatz, der Accusativ, der Casus des grammatischen Objects. Weil diese beiden Casus, zumal der Nominativ, die wichtigsten und ältesten sind, gerade darum hat ihre Form am meisten gelitten; das nominative *s* ist vielfach verloren gegangen, nicht nur in den neueren Sprachen, sondern schon in den ältesten. Für das Neutrum aber war es nie im Gebrauch; sondern theils blieb es hier beim bloſsen nominalen Bildungs-Affix, theils war *t* (lat. *d* : *i-d*, *istu-d*) ein Zeichen für Nominativ und Accusativ zugleich; oder *m*, das Zeichen des Accusativs, trat auch an den Nominativ. So wenig nun etwa Formen wie *βασιλεύω* auf gleiche Stufe gestellt werden dürfen mit jenen Agglutinationen eines Pronomens an den Nominal-Stamm „Vater“, wodurch in den formlosen Sprachen eben so wohl „mein Vater“ als „ich bin Vater“ ausgedrückt wird: eben so wenig kann der Verfall des Nominativs und das schwächere Auftreten dieses Casus im Neutrum dem sanskritischen Sprach-Stamme zum wesentlichen Vorwurf gereichen oder gar den Sprachen ohne allen Nominativ zur Entschuldigung dienen und den Unterschied zwischen Form-Sprachen und formlosen Sprachen irgendwie schwächen.

Es kann auch keinem Zweifel unterliegen, dafs die Laute *s*, *t*, *m* (*v*) mit symbolischer Kraft wirken; das lebendige *s* ist für den Nominativ der persönlichen oder persönlich gedachten Wesen, das todte *t* für Sachen, das stumpfe *m* für das leidende Wesen und das Sachliche.

Wie viele und welche Casus ganz ursprünglich geschaffen worden sein mögen? Ich meine viel mehr als irgend eine der alten Sprachen noch aufweist, so viele, dafs alle Präpositionen entbehrlich waren und jedes Verhältnifs eines Objects durch einen besonderen Casus bezeichnet ward. Wie blofse Demonstrativa dies vermochten, ist schon oben zu zeigen versucht (S. 281 ff.). Daneben entwickelten sich abstracte Adverbia, Pronominal-Adverbia. Diese, Zusammensetzungen aus einem demonstrativen Pronominal-Stamme mit einem Casus-Affix, wurden allmählich zu Präpositionen; und durch diese wurde ein grofser Theil der ältesten Casus verdrängt. Die Anzahl der Casus schrumpfte immer mehr zusammen, bis sie im Griechischen und Deutschen zu vier herabsank. Nun bin ich allerdings der Ansicht, dafs vier die Normal-Zahl für die wahren Casus ist. Dafs die ältesten und alten Casus räumliche Verhältnisse, Orte der Ruhe und Richtungen der Bewegung, bezeichneten, kann kaum noch eine Frage sein. Aber es ist für mich eben so wenig eine Frage, dafs ein Locativ und Sociativ und Illativ und Prosecutiv u. s. w. keine wahren Casus sind. Wahre Casus sind weder localer noch causaler, weil überhaupt nicht materialer Bedeutung, sondern haben lediglich grammatischen Sinn. Die Anzahl der Casus ergibt sich aus den Möglichkeiten der grammatischen Construction des Objects. Es kann ein Gegenstand unmittelbar Erzeugnifs, Ziel der Thätigkeit sein; es gehört so sehr zur Vorstellung der Thätigkeit, dafs es deren Wesen ergänzt: hier tritt der Accusativ ein, dem ein Subject, Nominativ, als Aussage des Thuenden gegenübersteht. Es kann ein Dritter bei der Thätigkeit betheiligt sein: der Dativ. Der Genitiv endlich ist wesentlich und ursprünglich adnominal. Dies ist die grammatische Bedeutung der reinen Casus. Mit ihnen lassen sich aber locale und causale Verhältnisse appercipiren. Ist z. B. der Dativ der Casus der Betheiligung, so ist er doch nicht nothwendig blos ein Dati-

vus commodi und incommodi, er kann auch Dativus instrumenti sein, insofern das Werkzeug als bei der Thätigkeit betheiligt appercipirt wird *).

Für die Entwickelung der Tempora und Modi, wie der Casus, in den classischen Sprachen und im Deutschen sei hier, wo eine ausführliche Darstellung nicht beabsichtigt wird, der Leser, dem die Arbeiten unserer vergleichenden Sprachforscher weniger zugänglich sind, auf die betreffenden Abschnitte in Heyse's System der Sprachwissenschaft verwiesen. — Ich schliefse die Uebersicht über den Formenbau der sanskritischen Sprachen und damit über die hauptsächlichsten Sprachtypen mit einigen Bemerkungen über das Deutsche.

Die Umlautung des *a, o, u* in *ä, ö, ü* durch Einflufs eines *j* oder *i* in der Endung des Wortes ist ein Procefs, der etwa ein Jahrtausend alt ist und doch in der heutigen Sprache sein Leben schon verloren hat, erstarrt ist, aber im Sprachgefühl seine Bedeutung erhöht hat. Nachdem unsere Flexions-Endungen sämmtlich so abgestumpft sind, hat sich unser Gefühl für die Bedeutung der Formen in den Umlaut gelegt, der doch ursprünglich nur ein nebensächlicher phonetischer Procefs war. Denken wir an *Vater* und *Väter, hatte* und *hätte*, so scheint uns heute der Umlaut ein Mittel, den Plural und den Conjunctiv zu bilden, was ehemals bestimmtere Suffixe thaten.

Wie mit dem Umlaut, ist es im Wesentlichen mit dem Ablaut, nur dafs dieser so alt ist, wie die specifisch germanische Sprachbildung. Dieser Wandel, der alle fünf Vocale erfafst und nicht nur die Temporal-Formen, sondern auch die Wortbildung durchzieht (gab, gibst, gebe; graben, Grube; heben, hob, Ab-hub u. s. w.) und die nachgothische Bildung des Präteritums durch *ie* (*schlafen, schlief*) — auch der Ablaut, sage ich, ist, wie gelegentlich aus obigen Beispielen hervorgegangen ist, ursprünglich nur ein beiläufiger Vocalwandel gewesen, der, nachdem das eigentlich bedeutsame Affix, nach-

---

*) Ich weifs, dafs der oben ausgesprochene Grundgedanke einer Casus-Theorie nicht ausreicht, um die Thatsachen vollständig zu erklären. Weil der einfache Gedanke der reinen Casus erst spät auftauchte, als die lautliche Schöpferkraft längst erloschen war, so wurde er durch die schon vorliegenden historischen Verhältnisse mannichfach durchkreuzt, und diese Durchkreuzungen sind eben zu berücksichtigen.

dem auch die Reduplication verloren war, dem Sprachgeiste als Mittel zur Apperception der Formen diente. So hauste sich der deutsche Sprachsinn in einem inneren Vocalwandel ein, fast wie der semitische, und wir können hier wie dort in solchem Verfahren eine gewisse mächtige Innerlichkeit nicht verkennen.

Endlich sei noch an die dem Deutschen ganz eigenthümliche dreifache Bildungs- und Constructionsweise der Adjectiva erinnert. Diese erscheinen erstlich im Prädicat ganz flexionslos, als reine Stämme (Gott ist allgütig; diese Frau ist schön) ohne Casus- und Geschlechts-Affix. Dieses Verfahren ist durchaus angemessen; denn ein Nominativ hat im Prädicat doch keinen rechten Sinn. Hier soll nur eine Eigenschaft ganz abstract einem Subject zuertheilt werden; daher ist die abstracte Stammform die geeignetste. Es soll nicht gesagt werden: „diese Frau ist eine schöne (Frau)“, sondern: „diese Frau hat die Eigenschaft der Schönheit.“ Die Congruenz des prädicativen Nomens in den alten Sprachen ist nur Folge davon, dafs in diesen überhaupt der nackte Stamm ohne Casusform nie selbständig auftrat, und dafs überhaupt das Gesetz der Congruenz die möglich weiteste Herrschaft erstrebte. Tadelnswerth aber ist sie schon an sich nicht, und wird es noch weniger, wenn man sie im Zusammenhange mit dem ganzen Satzbau betrachtet; das Lob aber, das der neudeutschen Construction wegen ihrer gröfseren logischen Schärfe gebührt, mufs dahin gemäfsigt werden, dafs der Deutsche die zerfallene Form seiner Sprache so schön zu verwenden wufste.

Das attributive Adjectivum hat im Deutschen seine Congruenzform bewahrt. Das attributive Verhältnifs beruht auf der Congruenz. Im Deutschen aber erscheint sie in doppelter Form: guter Mann, der gute Mann. Wir wollen mit Bezug auf den Nomin. Sing. Masc. „reiner Wein“ die eine Form die *r*-Form, die andere dagegen die *n*-Fom nennen, weil alle obliquen Casus und der ganze Plural *n* haben. In diesen beiden Formen des Attributs, die wesentlich nicht mit dem Artikel zusammenhängen, sehe ich gewissermafsen zwei Tempora oder Modi der Attribuirung: die *r*-Form ist ein Präsens; denn mit ihr attribuire ich in diesem Augenblicke dem Substantivum eine Qualität; — die *n*-Form ist ein Präteritum; denn sie gebraucht man, wenn man schon attribuirt hat und das Gesagte

als nun schon Bekanntes recapitulirt. Statt z. B. zu sagen: es war einmal ein Mann, der war klein; sagt man, die prädicative Form durch die attributive ersetzend: es war einmal ein kleiner Mann. Das Sein des Mannes wird hier freilich in die Vergangenheit gesetzt; die Attribution aber ist subjectiver als die Prädicirung. Wenn auch durch die Prädicirung das Subject mit allem, was von ihm ausgesagt wird, in die Vergangenheit gesetzt wird, die Attribuirung der Eigenschaft klein geschieht eben im Augenblicke des Erzählens. Wenn nun aber fortgefahren wird von diesem Manne zu berichten und, um gegenau zu sein, auch das Attribut als ihm inhärirend mitgenannt wird, so sagt man: dieser kleine Mann hatte u. s. w. Hier ist auch die Attribution schon eine vergangene. Die *r*-Form ist die bestimmende, kräftigere, dem Prädicat näher stehende; die *n*-Form ist die bestimmte, dem Prädicat entgegengesetzte. Daher steht letztere gewöhnlich beim bestimmten Artikel und Demonstrativum, jene ohne Artikel oder beim unbestimmten. Der Artikel ist aber blos Zeichen, nicht Ursache des Verhältnisses. In früheren Jahrhunderten, als das Verhältniſs noch weniger erstarrt war, konnte auch beim bestimmten Artikel die *r*-Form stehen, da ja recht wohl ein schon bestimmter Gegenstand in diesem Augenblicke eine neue Bestimmung erhalten kann, wobei die *r*-Form ganz am Orte ist. „Der überlebender Gatte“ heiſst soviel wie der bestimmte Gatte, von dem schon die Rede war, unter der neuen Bedingung, daſs er seine Frau überlebe, also soviel wie: der Gatte, wenn er überlebt. Kant, der auch sonst manche Archaismen hat, verbindet oft die *r*-Form mit dem bestimmten Artikel. Allerdings ist in solchen Fällen das Adjectivum weniger Attribut als Apposition, das heiſst aber doch eben nur ein selbständigeres, nämlich in diesem Augenblicke hinzutretendes Attribut. Es gleicht also der Fall, wo die *r*-Form neben dem Artikel steht, der griechischen Construction eines Adjectivums mit einem Artikel zu einem mit dem Artikel schon versehenen Substantivum: *οἱ Χῖοι τὸ τεῖχος περιεῖλον τὸ καινόν* die Chier rissen die (bekannte, nämlich ihre) Mauer ein, die neue (die sie erst neu gebaut hatten). Wir würden in solchen Fällen immer lieber einen Adjectiv-Satz bilden, in welchem die Attribuirung in gröſster Kraftanstrengung, näm-

lich durch zur Attribuirung zurückgebogene Prädicirung, ausgedrückt wird.

Was nun den Ursprung dieser Formen betrifft, so ist zuerst klar, dafs die *r*-Form durch Anfügung des Pron. relat. *ya-s* an den Stamm entstanden ist. Dieses Pronomen ist natürlich fast durchweg verkürzt. Im Nominativ Masc. ward *ya* im Gothischen zu *yi*, und dieses zog sich im Althochdeutschen zu *i* zusammen; das *s*, Zeichen des Nominativs, ward *r*; also aus *blinda-yas* ward *blinda-ir*, und dieses contrahirt: *blindēr*. Und so sind auch alle anderen Endungen des Sing. *-es*, *-em*, *-en* und die Casus des Plurals, wie des Neutrum und Femininum, die verkürzten Formen jenes Relativums. Unser Determinativum und Artikel *d-e̱r*, unser Fragepronomen *w-e̱r* sind ebenso Zusammensetzungen des Relativums mit dem demonstrativen Stamme *da* und dem interrogativen *wa*; der Vocal dieser Stämme ist abgefallen, und *ir* ist zu *e̱r* geworden: *d'-e̱r*. Schon in den Veden findet sich ein Demonstrativum *tya*, welches aus denselben Elementen und in derselben Weise zusammengesetzt ist, wie unser Artikel *der*.

Um nun die Wirkung oder Bedeutung dieses suffigirten Relativums zu begreifen, ist an das zu erinnern, was schon oben beim Aegyptischen und Chinesischen bemerkt wurde, dafs, wie die Personal-Flexion oder „ist“ die prädicative Copula bilden, so die attributive in der blofsen Congruenz oder ausdrücklicher in einem Relativum gegeben ist. „Blinder Mann“ ist „blind-welcher Mann“, der Mann, der blind ist. Es ist darum sehr begreiflich, dafs überhaupt das Adjectivum häufig durch das suffigirte Relativum von Substantiven abgeleitet wird; so im Sanskrit, im Persischen, auch im Griechischen, wo *ya* zu *ιο* geworden ist: *ἅγ-ιο-ς*, *πάτρ-ιο-ς*, *ἄλ-ιο-ς*, *ἀγών-ιο-ς*, *θαυμάσ-ιο-ς*, *γέλο-ιο-ς*, *οὐράν-ιο-ς*, *δίκα-ιο-ς* u. s. w., im Lateinischen: *egreg-iu-s*, *patr-iu-s*, *nox-iu-s* u. a. — Dieselben Elemente, wie in unserem „d-e-r“ liegen im sanskritischen *t-ya-s*. Es tritt als Suffix an demonstrative Adverbia, um Adjectiva daraus zu bilden: sanskr. *iha* hier, *iha-t-yas* hier der welcher = der hiesige; *tatra-t-yas* der welcher dort = der dortige. Dieses *tyas* lautet griech. *σιος* in *ἐνθάσιος*. Dafs das Relativum wie im Chinesischen und Aegyptischen die attributive Construction bildet, liegt im Altpersischen vor, wo *hya*

aus ursprünglichem *s-ya* geworden war: *gaumāta hya maghuš* Gaumata welcher Magier, wo *hya* die Apposition bezeichnet: Gaumata der Magier; eben so im Accusativ: *gaumātam tyam maghum*, Gaumatam den (eigentl. welchen) Magier; *kāra hya bābiruviya* Volk welches babylonisch = das babylonische Volk, und im Accusativ *avam kāram tyam hamitriyam* jenes Volk welches feindlich. Diese Constructionen sind das Prototyp für die deutsche *r*-Declination der Adjectiva, denen das Relativum nachgesetzt war, weil sie vor dem Substantivum standen.

Das substantivische Attribut wird ausgedrückt durch den Genitiv, und das eigentliche Genitiv-Suffix ist wiederum jenes *s-ya*, der welcher, wie im Chinesischen und Aegyptischen. Dieses *s-ya* tritt an das Substantiv-Suffix *a*, also *a-s-ya* woraus griech. *ο-σ-ιο* werden mufste, welches mit ausgestofsenem *σ* in den Homerischen Genitiven auf *οιο* vorliegt. Auch hierfür liefert uns das Altpersische das Analogon in der Construction: *hyā* (Fem.) *amākham tauma* welcher unser Stamm, d. h. unser Stamm; *hya khurauš putra* welcher des Cyrus Sohn = der Sohn des Cyrus. Auch in anderer Wortfolge: *kāra hya nadhitabirahyā* Heer welches des-Naditabiras, das Heer des N.; *avam kāram tyam bābirauv* jenes Volk welches in-Babylon. Wenn das Substantivum, dem das Attribut beigegeben ist, nicht im Nominativ oder Accusativ steht, so folgt auch das Relativum nicht, und zwar wohl deswegen nicht, weil letzteres streng genommen, wie das Adjectivum, immer im Nominativ stehen müfste: nun hat der Accusativ seine attrahirende Kraft auf beide ausgeübt; bei den anderen Casus aber ging eine solche Attraction nicht mehr wohl an, und so bewirkte die Congruenz, die man am Adjectivum liebte, und die man des Relativums wegen hätte aufgeben müssen, die Weglassung des Relativs. Doch so beliebt war bei den Persern das Relativum, dafs man in dem sogenannten Zend (z = weiches s, wie im Französischen), dem Dialekt der Zoroastrischen Religionsbücher, ein eigenthümliches Auskunftsmittel gefunden hat. Man läfst nämlich das Adjectivum congruiren und schiebt zwischen Substantivum und Adjectivum die relative Partikel *yaḍ*, welche eigentlich das Neutrum des Pronomen relativum ist. Im Neupersischen ist jenes alte *hya* zu *i* verkürzt *).

*) Wenn man gegen die obige Auffassung, die ich schon 1847 in meiner

Die *r*-Declination der deutschen Adjectiva ist also dadurch entstanden, daſs ein Relativum, welches als Constructionsmittel diente, mit dem Adjectivstamme verschmolz; denn nur im Attribut tritt und trat diese Form auf, nicht im Prädicat.

Kommen wir nun zur *n*-Form, so müssen wir von den Substantiven ausgehen, welche eben so declinirt werden. Es gab ein ursprüngliches, Substantive aus Wurzeln bildendes Suffix *ān*, das schon im Sanskrit in den meisten Casus zu *ăn* wird, gr. *αν*, *εν*, *ον*, *ην*, *ων*, lat. *ōn*. Dieses Suffix bildete Nomina agentis. Im Nominativ fehlt nicht nur regelmäſsig das *s*, sondern auch das *n* fällt ab; also lat. ***ed-ō, combib-ō, praedic-ō.*** So nun auch im Althochd. ***bot-on***, Bote (eig. Darbieter oder Verkünder; denn die Wurzel ***but***, sanskr. ***budh*** wissen, ist causativ geworden: wissen lassen); ***has-on*** Hase, eig. Springer (nach Aufrecht: der Graue). — Von fast gleicher Bedeutung ist das Suffix ***mān***, meist verkürzt ***man***, griech. *μων*: *χειμών*; *μον*: *ἐπιστῆμον*, *δαῖμον*, *ἡγεμόν*; *μεν*: *ποιμέν*; lat. ***mōn***: ***sermōn***, ***pulmōn***, ***homōn***; ***men***: ***germen***, ***fulmen***, ***lumen***; ***in***: ***sanguis***; ***men***: goth. ***sā-mon***, lat. ***se-men*** u. s. w.

Das deutsche Wort „der Hase" und alle ähnlichen, deren Stamm auf *n* auslautete, wurden ehemals wie die lateinischen und griechischen Wörter von gleicher Bildung declinirt, d. h. an das *n* des Affixes traten die Casus-Endungen. Wir vergleichen z. B. die Stämme *δαῖμον*, ***sermōn***, goth. ***ahman*** (Geist), althochd. ***ohson***, ***Ochs***:

Sing.	Griech.	Lat.	Goth.	Althd.	Neuhd.
Nom.	*δαίμων*,	***sermō***,	***ahma***,	***ohsō***,	***Ochs***
Gen.	*δαίμον-ος*,	***sermōn-is***,	***ahmin-s***,	***ohsin***,	(des) ***Ochsen***
Dat.		***sermōn-ī***,	***ahmin***,	***ohsin***,	(dem) ***Ochsen***
Acc.	*δαίμον-α**),	***sermōn-em***,	***ahman***,	***ohson***,	(den) ***Ochsen***

Abhandlung De pron. rel. vorgetragen habe, weiter nichts einzuwenden hat, als daſs die Constructionen matt und unbeholfen sind, so will dies wenig sagen, und es kann sogar bestritten werden, daſs sie so matt sind; sie sind es, wie mir scheint, nicht mehr als die griechische *ὁ δῆμος ὁ τῶν Ἀθηναίων, τὸ τεῖχος τὸ καινόν*, und die deutsche: „die Stimme die rufende". Auch kann wohl die hervorbrechende relative Kraft des Artikels in diesen Fällen kaum verläugnet werden. Daraus aber, daſs sich in jenen persischen Fällen das Relativum bequem durch unseren Artikel übersetzen läſst, folgt gar nichts. Höchstens kann man, wie in den angeführten griechischen und deutschen Constructionen der Artikel zum Relativum umschlägt, so in jenen persischen einen Quell des Artikels sehen.

*) *α* ist bloſs Bindevocal; das eigentliche Accusativ-Zeichen *μ* oder *ν* ist abgefallen.

Pl. Nom.	*δαίμον-ες,*		*ahmans, ohsun,*	(die) ***Ochsen***
Gen.	*δαιμόν-ων,*	*sermōn-um,*	*ahman-ē, ohsōn-o,*	
Dat.		*senmon-i-bus,*	*ahma-m, ohsō-m,*	
Acc.	*δαίμον-ας*		*ahman-s, ohsun* oder *ohson.*	

Hieraus ersehen wir, dafs schon im Gothischen der Dativ und Accusativ Sing. seine Endung hinter dem *n* verloren hatte, im Althochd. aufserdem auch der Gen. Sing. und der Nom. und Acc. Plur., im Neudeutschen alle Casus*). Im Gothischen ist auch das Neutrum überhaupt und besonders der Nom. und Acc. Plur. bestimmt charakterisirt: lat. *nomin-a,* goth. *namn-a,* für *namōn-a,* deutsch *Namen,* ohne Casusendung.

Nun bildet natürlich im Sanskrit, Griechischen und Lateinischen diese Classe von Substantiven auf *n* nur einen unbeträchtlichen Theil des ganzen Schatzes von Substantiven. Im Germanischen aber hat sie sich bedeutend erweitert, indem auch Substantive ganz anderer Bildung das *n* annahmen und so declinirt wurden, als wären sie durch ein Suffix auf *n* gebildet. So z. B. ist ein, gewifs uraltes, Wort, unbestimmter Herkunft sanskr. *hṛd* (statt *hard*), lat. *cor(d)*; im Gothischen erscheint es aber erweitert durch das Suffix *an,* also *hairt-an,* althochd. *herz-un*; Nom. ohne *s* und mit abgefallenem *n,* aber dafür gedehntem Vocal: goth. *hairtō*, ahd. *herza Herz*; Plur. goth. *hairtōn-a*, ahd. *harzūn* (also schon ohne Endung), *Herzen.* — Ja sogar weibliche Wörter nahmen, obwohl das Suffix *an* nur Masculina und Neutra bildete, im Germanischen die *n*-Declination an, was im Neudeutschen im Sing. nicht mehr bemerkbar ist, wo die Feminina nicht nur die Casus-Endung, sondern auch das *n* abgeworfen haben, aber noch im Plural: sanskr. *vidhavā*, lat. *vidua,* goth. *viduvōn, Wittwe,* Pl. *Wittwen* (zusammengesetzt aus *vi* un-, -los, und *dhava* Mann; also die *vidhavā* die Mannlose). Ja so grofs war die Neigung

*) Es ist also im Neudeutschen in der *n*-Declination nur der Nominativ verschieden von den anderen Casus, indem er auch das *n* nicht hat. Nun hat aber das Deutsche einen Ansatz gemacht, sich wieder zu bereichern. Der Nominativ hat in einigen Fällen das *n* wieder angenommen, und wir sagen auch im Nominativ: *Namen, Frieden.* Dadurch werden diese Wörter in die *s*-Declination gezogen, und wir sagen im Genitiv wieder: *Namens, Friedens,* und auch *Herzens,* obwohl nicht im Nom. Sing. *Herzen.* Hierdurch können wir im Sing. fast wieder auf den Standpunkt des Gothischen zurückkehren. Solche Neigung scheint mir sei zu befördern. Man declinire: Name, Namens, Namen. Das Gothische behielte doch den Vorzug, den Accusativ und Dativ durch den Vocal vor dem *n* zu unterscheiden.

zu einem *n*, dafs Ulfilas, indem er das griechische Wort ἐκκλη-σία entlehnte, es umgestaltete zum Stamme *ekklēsjōn*, wovon dann der Genitiv *ekklēsjōns* lautete.

Dieses *n* drang nun auch in alle Adjective und bewirkte neben der älteren Form mit affigirtem Relativum für jedes Adjectivum noch eine andere Form mit *n*. Ganz offenbar mufste hierdurch das Adjectivum dem Substantivum innerlich wie äufserlich genähert werden, und zwar darum auch äufserlich, weil innerlich. Es war mit dem *n* ein sehr bequemes Mittel erlangt, um Adjectiva zu substantiviren: die Weisen, die Grofsen, die Reichen u. s. w. Was heifst denn aber ein Adjectivum substantiviren? Doch nichts Anderes, als: einem Substantivum ein Adjectivum als so wesentlich und so bekannt attribuiren, dafs das Attribut das Substantivum zugleich andeutet und ersetzen kann. Das Substantivum versteht sich in solchen Fällen von selber; es ist mitgesetzt, sobald sein Attribut gegeben ist. — Annähernd dasselbe geschieht überall, wo die *n*-Form gebraucht wird: „Es war einmal ein Knabe, der war arm; dieser arme Knabe ging einst u. s. w.“ Hier wäre „dieser Arme“ allein schon hinreichend; denn dafs der Arme ein Knabe ist, versteht sich zwar nicht von selbst, wie bei den substantivischen Adjectiven, folgt aber unmittelbar aus dem Zusammenhange. Die *n*-Form anticipirt also das folgende Substantivum und bewirkt dadurch innigeren Anschlufs an dasselbe.

Diese etymologische Erklärung der *r*- und der *n*-Form stimmt nun vollständig mit dem, was oben, lediglich nach ihrem Gebrauche, über ihre Bedeutung bemerkt worden ist. Die *r*-Form bezeichnet gegenwärtige Attribution, welche durch das Relativum ausgedrückt wird; die *n*-Form vergangene Attribution, welche durch das Hereinziehen des Substantivums in das Attribut angedeutet wird.

Was nun endlich den Artikel anbetrifft, so ist festzuhalten, dafs er nicht bestimmt, sondern Zeichen der Bestimmtheit ist. Er ist aus dem Demonstrativum entstanden; er ist also passend als vergangenes Demonstrativum, so zu sagen: als ein Demonstrativum im Präteritum verwendet. Das Demonstrativum nämlich bestimmt; der Artikel bezeichnet ein vorangegangenes Bestimmen, d. h. eine Bestimmtheit. Diese kann aber aufser

durch das Demonstrativum auch noch anders bewirkt werden, z. B. durch das Ajectivum. Der Artikel ist also Zeichen für ein Attribut im Präteritum, als welches wir das schwach declinirte Adjectivum erkannt haben; daher schliefst er sich naturgemäfs an dieses, ohne selbst bei der bestimmenden Thätigkeit mitzuwirken *).

---

*) In Bezug auf die doppelte Adjectiv-Flexion im Deutschen herrscht noch immer Streit, auf allen Seiten aber Unklarheit. Wir haben hier wieder ein schönes Beispiel, wie die historisch-vergleichende Grammatik, weil sie — nicht ihrem Begriffe, aber dem bisherigen Gebrauche nach — einseitig nur den Laut und nicht die Bedeutung betrachtet, selbst auf ihrem eigenen Gebiete im Dunkeln tappt. Es haben nämlich auch die slavischen Sprachen und das Littauische eine doppelte Flexion der Adjectiva, die in ihrer äufseren Form klarer, in ihrer Bedeutung dunkler ist. So konnten sie in jener Beziehung die deutschen Sprachen aufhellen, in dieser von ihnen aufgehellt werden; weil letzteres in den comparativen Grammatiken nicht geschehen ist, ist auch ersteres nicht geschehen. Man hat also zwei Hauptfehler gemacht.

Man hat erstlich nicht erkannt, dafs das Adjectivum als Attribut oder Prädicat immer und überall bestimmend, und niemals bestimmt ist. Das Substantivum ist durch das Adjectivum bestimmt; und ein Adjectivum kann sowohl ein bisher unbestimmtes Substantivum bestimmen, als auch ein schon anderweitig bestimmtes abermals und nach einer neuen Seite hin bestimmen, immer aber ist es bestimmend, und ein bestimmtes Adjectivum ist ein falscher Begriff. Hierzu kommt nun der Artikel. Man hat gemeint, er bestimme. Der Artikel aber bestimmt nicht; er thut überhaupt gar nichts, sondern ist lediglich Zeichen der Bestimmtheit.

Darum hat man denn auch zweitens klar vorliegende Thatsachen völlig unbeachtet gelassen und hat eine Gleichheit zwischen dem slavischen und dem deutschen Adjectivum angenommen, während offenbar schon, rein äufserlich betrachtet, folgende thatsächliche Verschiedenheiten auf der Hand liegen. Erstlich hat das Slavische und Littauische keinen Artikel, dagegen das Deutsche. Dafs nun der Artikel etwa ein zur Adjectiv-Flexion überflüssig hinzutretendes Element sei, ist schon darum unwahrscheinlich, weil die doppelte Flexion des Adjectivums ein so secundärer Procefs ist, dessen Bedeutung und Lautform noch so klar im Sprachgefühl liegt, dafs zu einem Ersatz oder einer Verstärkung desselben durch den Artikel gar keine Veranlassung war. Noch weniger ist einzusehen, wie ein Relativum die Bedeutung eines Artikels haben könne. Macht nun also schon das Vorhandensein eines Artikels im Deutschen und dessen Mangel im Littauisch-Slavischen einen wesentlichen Unterschied, wenn nicht gewifs, so doch wahrscheinlich: so kommt nun zweitens hinzu, dafs die slavisch-littauische Flexion der Adjectiva in ihrer äufsern Form der deutschen nur halb entspricht. Unserer *r*-Form nämlich analog hat auch das Slavisch-Littauische eine durch Verbindung des Relativums mit dem Adjectivum gebildete Form. Dieser gegenüber aber fehlt es erstlich dort an einer *n*-Declination. Zweitens wird im Deutschen das Adjectivum niemals wie das starke Substantivum declinirt, auch nicht in der *r*-Form, wie heute noch der Nominativ, Dativ und Accusativ Sing. und Genitiv Pl. klar beweisen: gut-er Wein, gutem Weine, guten Wein, guter Weine. Die *n*-Declination aber ist dem Adjectivum mit den schwachen Substantiven gemeinsam: des guten Hasen u. s. w. Im Slavischen und Littauischen dagegen wird das Adjectivum entweder in der zusammengesetzten Form declinirt, oder wie das starke Substantivum; der letzteren Weise hat das Deutsche nichts Entsprechendes an die Seite zu stellen. Selbst aber — drittens — die deutsche adjecti-

Der Deutsche hat offenbar die adjectivische Flexion mit grofser Sorgfalt entwickelt, während er die verbale auffallend hat verfallen lassen. Nicht nur dafs wir selbst mit Hülfsverben die Tempora nicht so genau wie die Griechen und noch die heutigen Romanen bezeichnen; sondern auch unser Infinitiv und Participium haben an verbaler Kraft verloren und mehr nominale Natur angenommen. Von all dem, besonders von dem letztern Verhältnisse scheint die Ursache in der steigenden Abstraction zu liegen. Diese nämlich, als logische Thätigkeit, hat es nur mit Begriffen zu thun, deren angemessene Form lediglich das Substantivum ist.

---

vische *r*-Form, obwohl aus denselben Elementen, wie das zusammengesetzte slavische Adjectivum zusammengesetzt, unterscheidet sich doch noch von diesem dadurch, dafs in ihr der Adjectiv-Stamm unflectirt mit dem flectirten Relativum wahrhaft zusammengesetzt wird, während im Littauischen aufs klarste das substantivisch declinirte Adjectivum mit dem declinirten Relativum loser verbunden wird. So unterscheidet sich das slavische Adjectivum vom deutschen allseitig.

Oben habe ich den Sinn der deutschen Doppelform der Adjectiva gemäfs ihrer etymologischen Form und ihrem syntaktischen Gebrauche bestimmt. Zu sagen, was die doppelte Form der slavischen Adjectiva bedeute, mufs ich den Slavisten überlassen; nur das darf ich behaupten, dafs es ein Irrthum ist, zum einen, in der zusammengesetzten Form liege ein affigirter Artikel; er liegt darin so wenig wie in unserer *r*-Form, welche ja gerade zum unbestimmten, also den Artikel noch nicht besitzenden, Substantivum tritt und dem Artikel begrifflich widerspricht. Schleicher (Littauische Grammatik S. 260) sagt, das mit dem Relativum zusammengesetzte Adjectivum werde im Littauischen „nur gebraucht, wenn ein besonderer Nachdruck auf dem Adjectiv liegt (weshalb es die bisherigen Grammatiker auch die emphatische Form nennen).“ Ist es aber emphatisch, so stimmt es gerade, wie der Etymologie, so auch der Bedeutung nach, mit unserem Adjectivum in der *r*-Form überein; denn das Adjectivum mit dem Artikel und der *n*-Form ist regelmäfsig nicht emphatisch.

Vierter Abschnitt.

Classification.

Oben (S. 105 f.) haben wir unsere Aufgabe im Allgemeinen bestimmt: es ist die Ordnung, der *κόσμος* der Sprachwelt darzustellen. Wie wird die Lösung möglich? Wir treten heran und finden zunächst weiter nichts als eine grofse Menge einzelner Sprachen. Ihre Zusammenstellung nach Stämmen und Familien ist das erste, was zu thun. Auch wissen wir schon, dafs wir in ihnen die fortwährend sich vollbringende Entwickelung der Sprachidee zu finden haben. Wie erkennen wir nun aber, welche Stelle jede einzelne Sprache in jener Entwickelung einnimmt? welches Glied des Gesammtorganismus sie bildet? oder, um praktisch zu reden: welches sind die Eintheilungsmerkmale? Die Sprachen selbst haben uns zu sagen, wie sie zu einander stehen; wir haben sie selbst zu befragen, und sie selbst müssen sich uns als bestimmte Stufen der Entwickelung kund geben. Wir haben uns an ihr innerstes Wesen zu wenden.

Das Eintheilungsmerkmal darf also nicht irgend eine vereinzelte Bestimmung an den Sprachen sein, welche willkürlich aus vielen Bestimmungen herausgegriffen wird; sondern es mufs den ganzen sprachlichen Organismus durchdringen und bestimmen — eine wahrhaft innerliche Bestimmung, d. h. eine, die von innen heraus sich offenbart und wirkt. Es mufs auch selbst, da es einen Organismus bestimmen soll, die organische Natur an sich tragen; es mufs sich sogleich als mehrfach in sich offenbaren, sich gliedern, an sich selbst einen Organismus von Merkmalen darstellen. Nur dann wird es die Sprache nach allen Seiten charakterisiren.

Soll aber das Merkmal organisch, den ganzen Sprachbau bestimmend, von innen heraus selbstthätig wirksam sein, so muſs es nach der Natur des Triebes bestimmt werden, durch welchen die Sprache aus dem Geiste sich entfaltet, oder der Geist sich als Sprache aus sich entläſst.

Wir haben also die Kritik der Sprachen zu üben, indem wir dieselben als die fortwährenden Aeuſserungen des Bewuſstseins auffassen und in dem Bewuſstsein der Völker sich entwickeln lassen. Aber welches ist der Maſsstab dieser Kritik, welche immer ein Vergleichen ist? Wird man hier nicht doch zu einem absolut Gültigen, einer substantiellen Sprachform seine Zuflucht nehmen müssen? Nein; denn das hieſse auf eine objective Kritik Verzicht leisten, da jene allgemeine Form doch immer nur das Erzeugniſs der Subjectivität sein könnte. Die objective Kritik schafft oder nimmt sich keinen Maſsstab; sondern läſst ihn sich geben. Nicht einmal das kann sie: einen Begriff der Sprache aufstellen und jede Sprache prüfen, wie und in welcher Vollkommenheit sie diesem Begriffe entspreche. Denn es gibt natürlich gar keinen solchen allgemeinen Begriff, sondern jede Sprache stellt eben einen besonderen dar. Die barmanische Sprache ist die Verwirklichung eines anderen Begriffs als die griechische. — Aber wodurch sollen wir uns dazu bestimmen lassen, den griechischen Begriff der Sprache höher zu stellen, als den barmanischen? — Wir dürfen uns nicht selbst täuschen. Der Barmane, der nur seine Sprache kennt, wird diese für absolut halten und nie das Bedürfniſs nach einer höheren fühlen. Es ist überhaupt eine Täuschung der Dialektik zu behaupten, die niedere Stufe wiese selbst über sich hinaus auf eine höhere und erzeuge darum aus sich selbst die höhere. Die Thatsache, daſs jede Stufe in der ideellen Entwickelung eine weite Ausdehnung in der Wirklichkeit gewinnt, widerlegt jene Ansicht, bei der nicht zu begreifen ist, warum nicht alle Steine durch alle Stufen der unorganischen und organischen Natur hindurch gegangen und Menschen geworden sind. Die Wirklichkeit der Stufen zeigt, daſs jede einen in sich abgeschlossenen Kreis bildet und in sich vollkommene Befriedigung, d. h. die Befriedigung des in sich Vollkommenen fühlt. Das ist zu begreifen: jede Stufe verwirklicht vollständig ihren Begriff — das ist sogar eine Tautologie; aber die Tautologie ist

die höchste Form der Wahrheit — und hat kein Bewuſstsein von einem höheren, also auch kein Bedürfniſs nach ihm. Stellt man also einer Stufe als einer niederen eine andere als höhere gegenüber, so ist dies ein Thun, das beiden äuſserlich bleibt, ein subjectives, wie überhaupt Vergleichen subjective Thätigkeit ist, da sich die Sachen selbst nie vergleichen. Darum kann die Objectivität der Kritik nur darin bestehen, daſs, wenn sie auch an die zu beurtheilende Sache eine andere zur Vergleichung von auſsen her, also subjectiv, herbeizieht, sie doch als Maſsstab nur das Wesen, den Begriff, der beiden Sachen selbst gewähren läſst.

Aber noch sind wir nicht über die Frage hinweg: wie miſst man? was stellt ein Wesen, einen Begriff höher, als den anderen? — Begriff ist Zweck, und Zweck Bedürfniſs, und Bedürfniſs ist Product der Fähigkeit, oder ist vielmehr gar nichts Anderes, als die noch innerliche, noch nicht geäuſserte Fähigkeit, Anlage oder Kraft. Je höher also die Fähigkeit, je mehr oder je mächtigere und je werthvollere Kräfte vorhanden sind, desto gröſser das Bedürfniſs, desto höher der Zweck, desto vollkommener die Schöpfung. Wir werden also diejenige Sache, in deren Hervorbringung wir mehr Kräfte oder stärkere oder edlere entdecken, deren Formen mannichfaltiger und künstlicher sind, deren Bewegungen darum lebendiger, deren Thätigkeit erhöhter, angespannter ist, deren unmittelbare Wirksamkeit auf höheres Wesen in engerem Bezuge steht, für höher halten. Das ist, wie uns scheint, der objective Maſsstab. Daſs auch hiermit nichts unwandelbar Gewisses gegeben ist; daſs nun zu streiten ist, was stärker, edler u. s. w.; daſs wir uns in dem Kreise von Kraft und Aeuſserung, innerer Fähigkeit und Verwirklichung, Zweck und Ausführung — kurz Allgemeinem und Besonderem bewegen; ja daſs, wenn wir auch die höchste Wahrheit erreichten, diese doch immer nur für den Menschen dies wäre, also in subjectiver Weise, wobei im Hintergrunde liegt, daſs höher organisirte Geschöpfe als der Mensch, auch eine andere, höhere Wahrheit finden würden — alles das wissen wir. Aber wir verlangen auch nur menschliche Wahrheit für uns; uns würde jene höhere subjectiv erscheinen. In dem obigen Kreise befangen zu sein ist gerade das Wesen des menschlichen Geistes — davon haben wir das klare Bewuſstsein; und

das ist ja schon ein Vorzug. Denn es ist schon gewaltige Täuschung zu meinen, man stände aufserhalb jenes Kreises, weil man zur Betrachtung des Einzelnen mit irgend einem für absolut gehaltenen Gebilde einer substantiellen Form als einem unfehlbaren Mafsstabe von aufsen her herantritt. Es beruht schon auf einem Irrthume, wenn der Mensch Unwandelbares verlangt. Menschliche Objectivität ist nichts Anderes als das bewufste Stehen in jenem unvermeidlichen Kreise. Den Zauber desselben fortwährend unmittelbar zu bannen, ist der Begriff der Entwickelung des menschlichen Geistes.

Bedürfnifs ist also nichts Anderes als das Gefühl einer noch unverwendeten Kraft, das Bewufstsein einer noch nicht hervorgetretenen Fähigkeit. Der Mensch hat das Bedürfnifs, zu sehen, sich durch Sehen Erkenntnifs zu verschaffen, weil er die Kraft, Augen dazu hat. Hätte er und das Thier keine Augen, er hätte keine Ahnung weder von der Beschaffenheit, noch von der Möglichkeit der Sehthätigkeit. Es kann also keine Stufe das Bedürfnifs, die Ahnung von einem Höheren haben, als sie selbst ist; sie kann nicht selbst auf ein Anderes, als etwas Höheres denn sie selbst, hinweisen; sondern wir stellen ein Anderes über sie. Der Mensch, der den Affen kennt, weifs, dafs der Begriff des Thieres, wie ihn der Polyp darstellt, ein unvollkommener ist. Weil er den Pflanzenbegriff der Rosaceen kennt, hält er den Pflanzenbegriff der Pilze für unvollkommen und stellt die Rose über den Pilz. Er findet nämlich im Affen, in der Rose Fähigkeiten, Kräfte, Begriffsmomente, die im Polypen, im Pilze nicht vorhanden sind; und indem er dadurch bei der Betrachtung der letzteren einen Mangel erkennt, wird er zu Höherem getrieben. Indem wir auf dem Standpunkte reiner sinnlicher Gewifsheit, reiner Wahrnehmung das Gefühl noch unverwendeter Erkenntnifskräfte haben, darum werden wir über jene hinausgetrieben. Die Reihe der Geschöpfe aber, deren Kräfte in der sinnlichen Gewifsheit, in der Wahrnehmung aufgehen, fühlen keinen Mangel. Sie beharren befriedigt in ihrem Kreise ohne Ahnung eines höheren. Sie erfüllen ihren Begriff vollkommen und sind nicht objectiv zu widerlegen. Aber der Mensch, der sich gewaltsam auf jenen Standpunkt herabdrückte und beschränkte, wäre zu widerlegen, indem wir ihm zeigten, dafs in seinem Begriffe nicht unsere menschliche Erkenntnifs

erschöpft sei. Endlich, indem wir im Barmanischen etwas vermissen, was wir aus dem Griechischen her kennen, werden wir von jenem zu diesem getrieben.

Der Unterschied zwischen der Stufenentwickelung der Natur und des Geistes besteht darin, daſs, während in ersterer auf verschiedenen Punkten immer mehr Kräfte und immer edlere hervortreten, ohne daſs wir sagen könnten: wie? woher? in dem Geiste dagegen jeder Fortschritt nur die Entdeckung eines Moments ist, das er seit Ewigkeit, aber unbewuſst, besessen hat. Das Auftreten eines neuen Moments im Geiste ist bloſs das Erwachen des Bewuſstseins darüber, daſs der Geist dieses Moment an sich trage, durch welches Bewuſstsein dieses aus der Verborgenheit der Möglichkeit ans Licht der Wirklichkeit tritt. — Die Stufenentwickelung der Sprache ist offenbar derjenigen in der Natur verwandt, weil überhaupt der menschliche Instinkt — und die Sprache gehört ursprünglich ihm an — der Geist in der Verwandtschaft mit der Natur ist.

Den sprachschaffenden Geist oder das Volksbewuſstsein, insofern es spracherzeugend ist, nennen wir mit Humboldt den inneren Sprachsinn. Er bringt die innere Sprachform hervor, d. h. das eigenthümliche System der grammatischen Kategorieen einer Sprache. Nach dem inneren Sprachsinn also oder nach seinem Erzeugnisse, der inneren Sprachform, ist zuerst und ganz vorzüglich das Eintheilungsmerkmal zu bestimmen, d. h. nach den sprachlichen Kategorieen, den grammatischen Formen, welche ein Volk in seinem Bewuſstsein bildet; oder nach den Formen, in welchen ein Volk sich seine Anschauungen zur Vorstellung bringt. — Diese innere Bildungsweise der Formen offenbart sich dann äuſserlich in ganz bestimmter Weise. Die innere Form geht in die Verbindung mit dem Laute ein und erzeugt so die äuſsere odor die Laut-Form. In Wahrheit verhält sich die Sache so, daſs die innere Form sich mit und in der Lautform erzeugt: denn keine ist vor der anderen. Auch dieser lautliche Ausdruck ist bei der Eintheilung der Sprachen zu erwägen.

Demnach haben wir zuerst die Sprache nach ihrer psychologischen Natur zu bestimmen, dann aber auch die äuſsere

Gestaltung als den Abdruck jener inneren Bewegung zu berücksichtigen. Wir haben also jenes erste psychologische Merkmal durch ein aus ihm selbst sich ergebendes, von ihm geschaffenes morphologisches Element noch schärfer zu bezeichnen. Durch die Vereinigung dieser beiden Bestimmungen, der Auffassungs- und Gestaltungsweise, der Sprache wird ihre Form überhaupt bestimmt.

Wir haben demnach bei jeder besonderen Sprache zuerst zu prüfen, ob und in wie weit der bestimmte eigenthümliche Volksgeist die Kraft hatte, sich die Form seines Gedankeninhaltes zur Vorstellung zu bringen und diese Selbstvorstellung in der Lautform auszuprägen. Je tiefer und reiner der Volksgeist das Wesen der Form ergriffen hat, eine desto höhere Stufe wird seine Sprache einnehmen; denn um so mehr nähert sie sich den Kategorieen des Begriffs. — Formelles an dem Inhalte kann keinem Volke gänzlich entgangen sein; aber die verschiedene, entgegengesetzte Natur der Form und des Inhalts und ihr gegenseitiges Verhältniſs wird nicht überall erfaſst; und ebenso auch nicht der wahrhafte Sinn der Formen. Das Formelle wird als Stoff neben dem Inhalt, also dieser formlos vorgestellt; und das Vorstellen selbst, die Sprache, wird dann formlos. Hier sind Formelles und Inhalt beide gleichberechtigter, neben einander stehender, von der Sprache zu bezeichnender Stoff — und so werden auch beide in gleicher Weise von vielen Sprachen als Stoff der Sprache ausgedrückt, ohne daſs das formelle Moment von dem materiellen durch die Behandlung besonders geschieden wäre. Solche Sprachen haben folglich nur Stoffelemente. Sie drücken formelle Bestimmtheiten des Inhaltes als Stoff, d. h. die Form durch Stoffwörter aus; und darum sind sie formlos. Dies zeigt sich am auffallendsten da, wo Kategorieen durch Stoffwörter geradezu materiell ausgedrückt werden. Wie wenn der Plural durch „viel, alle", die Tempora durch Partikeln „einst", die Präpositionen durch Substantiva wie „Rücken, Vorderseite" u. s. w. ausgedrückt werden und zwar, ohne daſs diese Hülfswörter gehörig flectirt würden. Denn auch wir sagen ja: an der Vorderseite des Hauses. Hier gilt aber eben Vorderseite wirklich nur als Stoff, und seine formale Beziehung zu „Haus" ist durch Flexion ausgedrückt. In jenen Sprachen soll aber solch ein Stoffwort ohne alle Flexion das Formelement ersetzen. Ebenso

verhält es sich mit der Wortbildung. Man hat einen Wort-Stamm für „retten"; nun sagt man durch Vereinigung desselben mit anderen Stämmen: „Retten-Mensch" = statt „Retter"; „Retten-Sache" statt „Errettung". So bildet man ferner Nomina loci, indem man eben das Wort für „Ort", Nomina instrumenti, indem man das Wort für „Mittel" materiell hinzusetzt. Indessen gibt es doch keine einzige Sprache, in welcher dieses allerroheste Verfahren ausschliefslich stattfände, wo es nicht daneben auch schon ein geistigeres gäbe. In vielen Fällen mag jenes vorliegen, nur dafs es nicht durch sichere Etymologie nachweisbar ist.

Die Etymologie ist, abgesehen von der in so vielen Fällen ihr anhaftenden Unsicherheit, auch sonst ein zweifelhafter Zeuge für oder gegen formale Auffassung; denn es kann, wie wir in unsern Sprachen zuweilen sehen, ein ursprüngliches Stoffwort rein formal verwendet werden. Das Wesentliche also, worin sich die materielle oder formelle Vorstellungsweise kund gibt, liegt in der Behandlung der Wörter, in der Construction. Wenn es im Mexikanischen Lautgebilde gibt, welche unsere Präpositionen übersetzen z. B. *pan, tlan, ka* u. s. w. und sogar einfaches *k*, so dürfte es erstens unmöglich sein die Etymologie derselben sicherzustellen. Zweitens aber, hätte man es herausgebracht, dafs diese Wörter ursprünglich durchaus reine Stoffwörter waren, welche „Oberfläche, Kopf, Fufs" u. s. w. bedeutet hatten; so könnte man annehmen, sie hätten ihre concrete Bedeutung abgelegt und seien abstract und formal geworden, und thatsächlich hätten sie nur den Sinn unserer Präpositionen, die ja auch zum Theil substantivischen oder verbalen Ursprungs sind. Aller Zweifel schwindet aber, so bald ich sehe, dafs jene mexikanischen präpositionellen Elemente ganz eben so mit dem Substantivum verbunden werden, wie Substantiva, dafs also in der Behandlungsweise, in der Construction, gar kein Unterschied stattfindet.

Ueberhaupt aber liegt das formale Wesen der Sprache eben immer in der Construction, d. h. in der reinen Thätigkeit, Synthesis an sich, im Ausdruck der Prädicirung, der Attribuirung, der Objectivirung als der geistigen Functionen sprachlicher Vorstellung. Nur an diesem Punkte, wo der Geist in feinster Weise äufserlich wird, wo er als Thätigkeit, abgelöst von dem Gegenstande der Thätigkeit, rein und nicht materialisirt, den

Gegenstand ergreifend und durchdringend, offenbar wird: nur hier ist das formale Princip des Sprachbaues zu prüfen, und hier am sichersten. Denn wenn hier auch die Offenbarung des Geistes fein ist, so ist sie doch mächtig und wirksam. Bleibt man bei einer einzelnen Form einer Sprache stehen, so läſst sich in keinem Falle entscheiden, ob man eine wirkliche Form vor sich hat, oder eine Agglomeration. Das Entscheidende über jeden einzelnen Fall liegt im allgemeinen Princip der Sprache. Ist eine Sprache dem Principe nach formlos, so besitzt sie auch keine einzige wahre Form. Wäre nur eine wahre Form in dem Geiste eines Volkes, welches eine formlose Sprache spricht, vorgestellt worden, sie würde nicht wie ein Blitz in finsterer Nacht schnell vorübergegangen sein und dichte Finsterniſs zurückgelassen haben; sie würde vielmehr gezündet und eine Gluth erzeugt haben, welche die ganze Denkweise des Volkes umgeschmolzen hätte.

Hier ist nun auch die Gestalt der Wörter zu beachten, schon als nächstes, äuſserliches Erkennungsmittel. Denn jenes, die grammatische Form ausdrücken sollende Stoffwort fällt durch seine eigentliche Bedeutung zu sehr ins Gewicht, als daſs der Geist, über dasselbe hinwegschlüpfend, der Zunge gestatten könnte, es mit dem zu bestimmenden Stoffworte zusammenzufassen. Die Bedeutungen beider Wörter stehen gleich lebhaft vor ihm, da sie durch gleiche Mittel in ihm erweckt und als von gleicher Natur und Wesentlichkeit dargestellt sind. Er kann sie darum nicht mit der Energie zu der strengen Einheit zusammenfassen, in welche sich ein Stoffelement mit dem ihm gehörenden Formelemente fügt, sondern nur in der Schwäche, wie zwei gleich wichtige Elemente zusammengesetzt werden. Darum verschmelzen auch lautlich jene beiden Wörter nicht zu einer unzertrennlichen Einheit, sondern stehen in dem Verhältnisse einer Zusammensetzung, oft auch nur selbständig neben einander. Der Mund kann nicht verschmelzen, was der Geist aus einander hält. Jene Zusammensetzung nun, gegründet auf die schwache geistige Verbindung beider Elemente, ist das Wesen der Formbildung, welche ich mit Humboldt Agglutination oder Anfügung nenne. Den Sprachen, welche auch nicht einmal zusammensetzen, schreibe ich die Beisetzung oder mit Humboldt Isolirung zu. — Im Gegensatze zu diesen Stoff-

und Formelemente nicht scheidenden Sprachen stehen diejenigen, welche diese Scheidung vollziehen vermöge der Verbal- und Pronominalwurzeln, wie Bopp sie nennt, oder qualitativen und demonstrativen Wurzeln, wie ich sie oben genannt habe. Die Pronominalwurzeln, obwohl ursprünglich und an sich durchaus Stoffelemente, aber lautlich höchst biegsam und ihrer Bedeutung nach von vorn herein höchst abstract, waren ein passendes Mittel zur Bezeichnung der abstracten grammatischen Kategorieen. Sie konnten die Bedeutung der Kategorie andeuten, ohne sie materiell auszudrücken, und konnten sich, wie sie nur geistige Form vorstellen sollten, leicht an die Stoffwurzel als bloſs formendes Element anschlieſsen und mit ihr verschmelzen. Wenn das Wesen der Composition in der Zusammensetzung zweier selbständiger Vorstellungen und der diese ausdrückenden Lautgebilde besteht, so herrscht in der Abwandlung der letztgemeinten Sprachen, vorzüglich des Indo-europäischen, keine Composition, da dieses nicht zwei gleich selbständige, einander nebengeordnete Stoff-Elemente zusammensetzt, sondern vielmehr einem Stoff-Elemente, welches zur festen Begränzung seines Wesens der Form bedarf, ein Form-Element, das nur an einem Stoffe Bedeutung haben kann, anbildet; und dies ist das Wesen der eigentlichen Flexion oder Anbildung. Diese drei morphologischen Bestimmungen der Isolirung oder Nebensetzung, der Agglutination oder Anfügung, und der Flexion oder Anbildung sind also die verschiedenen Wirkungen verschiedener physiologischer Triebe, verschiedene Aeuſserungen einer verschiedenen Weise der Selbstvorstellung, verschiedene Lautformen verschiedener innerer Sprachformen. Denn wenn auch Isolirung und Agglutination auf demselben Mangel der Scheidung und Erkennung von Stoff und Form beruhen und darum in gleicher Weise den Gegensatz zur Flexion ausmachen, so gehen doch auch sie wieder rücksichtlich ihrer inneren Anschauung wie ihrer äuſsern Gestalt aus einander, und erst jene innere Verschiedenheit hat diese äuſsere erzeugt.

Da die Pronomina ursprünglich Stoffwörter sind, so liegt die Entstehung der Form nicht an ihnen, sondern auch nur an der Weise ihrer Behandlung. Wir haben gesehen, welche groſse Rolle sie im Tatarischen und Amerikanischen spielen, ohne daſs darum diese Sprachen formal geworden wären. Ueber-

haupt ist die äufsere Gestalt der Lautform kein Kennzeichen für die An- oder Abwesenheit wahrhafter innerer Form. Die Völker sind häufig zungengewandt, sie contrahiren, sie assimiliren die Laute, sie entwickeln Feinheiten des Wohlklangs und bilden so Lautcomplexe, die äufserlich betrachtet, sehr schön geformt sind: fehlt nur der innere Sinn.

Es liegt ferner auch in den meisten Völkern ein gewisser Drang, an dem Gedankenstoffe nähere Bestimmungen auszudrücken. Dieser Drang mufs offenbar ein formelles Element in der Sprache erzeugen. Nur vergreift sich der Geist vieler Völker: denn das wahrhafte Wesen der Form hat er in seiner Vorstellung nicht erfafst. Die grammatischen Kategorieen hat er nicht in seiner Vorstellung, und sie kann er darum auch nicht ausdrücken wollen. Aber der Inhalt läfst sich doch aufser durch grammatische Kategorieen noch in anderer Weise und nach anderen, oft völlig äufserlichen Beziehungen bestimmen, z. B. die Person als Subject danach, ob sie steht oder liegt oder sitzt, ob sie thätig oder ruhend ist; die Thätigkeit kann bestimmt werden nach ihrer Stärke und Dauer, ein Gegenstand nach seiner natürlichen Gattung. Solche näheren Bestimmungen an dem Gedankenstoffe können oft, wenn sie selbst auch keine grammatischen Formen sind, doch mehr oder weniger passend solche ersetzen. So kann z. B. im Dajackischen und anderen mit ihm verwandten Sprachen am Verbum die grammatische Mehrheit der thätigen Person durch die Frequentativ-Form des Verbalstammes, also durch eine materielle Bestimmung passend umschrieben werden (Humboldt, Kawi-Spr. II, S. 161), wie wenn z. B. *dicens* bedeutete „er sagt", und dazu der Plural *dictitans* „sie sagen", gebildet würde. Dies sind nun zwar offenbar Formbestimmungen und diese drücken sich durch ein mehr oder weniger vollkommenes Verschmelzen der Laute für den Stoff mit denen für die Form aus; aber es sind ungrammatische Formbestimmungen, weil sie gar nicht die Vorstellungsform betreffen, sondern den Stoff nach seiner materiellen Seite, also das Wort nach seiner stofflichen Bedeutsamkeit bestimmen. Andererseits jedoch unterscheiden sich diese Sprachen eben durch dieses Analogon von Formen von den isolirenden, da diese theils jede Formbestimmung durch Stoffwörter umschreiben, theils nur das Abhängigkeitsverhält-

nifs der Satztheile durch die Stellung und durch Partikeln anzudeuten suchen.

Ist aber in diesen agglutinirenden Sprachen der Formtrieb einmal erwacht und ist dadurch die Articulationskraft stark genug geworden, um mehrere Elemente zur Lauteinheit zusammenzufassen, so erhalten auch wohl reine Compositionen zweier Stoff-Elemente, deren eines doch wenigstens in einem trüben Gefühle der Formbezeichnung zum andern gesetzt ist, den äufseren Anschein wirklicher Anbildung. Ja es kann sogar die blofse Articulationskraft, verbunden mit einem feinen Gehör und dem Wohlgefallen an volltönenden Lautformen, ursprüngliche Stoff-Elemente völlig wie abstracte Form-Elemente den Stoffwurzeln anbilden, und die Sprache könnte dadurch nicht blofs den äufseren Anstrich der flectirenden bekommen, sondern sogar — diese Möglichkeit scheint mir wenigstens denkbar — den inneren Sprachsinn mit sich fortreifsen und ihn erheben, indem sie ihn zwingt, sich der groben materiellen Stützen für seine Formthätigkeit zu entschlagen und sich mit den schwachen Andeutungen zu begnügen, welche ihm die Reste der verstümmelten angebildeten Elemente gewähren. Dadurch würde der Sprachsinn von den Fesseln frei, welche ihm die durch Stoffwörter schwerfällig umschriebenen Formen auferlegten, und könnte unter günstigen äufseren Umständen auf eine Bahn gelangen, die zu betreten er ursprünglich noch nicht im Stande war. So verhält es sich vielleicht mit der finnischen Sprache.

Wenn also auch der innere Trieb des Sprachsinnes sich eigentlich und ursprünglich in der Lautform vollkommen abspiegelt, so bleibt doch zu beachten, dafs diese, weil sie vorzüglich auch von dem Articulationsvermögen abhängig ist, dem inneren Sprachsinne oder der inneren Sprachform gegenüber zur selbständigen Macht wird und sehr oft eine eigene Entwickelung nimmt. Der Verschiedenheit dieser Entwickelung gemäfs wird sie dann auch verschieden auf den inneren Sprachsinn zurückwirken. Wie dieser durch eine günstige Lautform gekräftigt werden kann, haben wir so eben betrachtet. Aber auch umgekehrt wird er bei ursprünglich guter Anlage nicht mit voller Kraft wirken können, wenn ihm ein schwaches Articulationsvermögen die Lautmittel versagt. Er wird sich nothge-

drungen mit unvollkommenen Lautgebilden begnügen müssen. Dann kann er aber nicht sein ganzes Wesen in seiner ganzen Tiefe und in voller Schärfe sich im Laute gegenständlich machen, wodurch er sich theilweise verliert und hier und da auf den Irrweg der formlosen Sprachen zurücksinkt. Der äufsere Anschein wird solche Sprachen geradezu mit den untergeordneten zusammenbringen. Ein Beispiel hierzu hat uns die ägyptische Sprache geliefert.

Wir müssen demnach anerkennen, dafs, wenn auch der wahrhafte Werth und das eigentliche Wesen der Form auf der psychologischen Natur derselben beruht, dennoch einerseits Anbildung selbst in Sprachen sich finden kann, denen wahre Formen fremd sind, wie im Finnischen; und andererseits selbst in Sprachen mit reinem Principe blofse Anfügung statthaben kann, wie im Aegyptischen. Es ist also ganz richtig, wenn man sagt: die Nebensetzung, Anfügung und Anbildung unterscheiden sich von einander durch die stärkere oder schwächere Innigkeit des Zusammenhanges der Lautelemente. Man hat aber vorzüglich die diesen Lautgestaltungen zu Grunde liegende Bedeutung hervorzuheben und ihre Verschiedenheit zu begreifen, indem man die verschiedenen Principien erkennt, durch welche sie erzeugt sind. Erst dann läfst sich ihre Rückwirkung auf den inneren Sprachsinn und die Wirkung der Sprache auf die Entwickelung des Volksgeistes überhaupt richtig ermessen. Dafs die Nebensetzung zur Anfügung, diese zur Anbildung werden könne, in geschichtlicher Zeit durch die ruhige Entwickelung des Volksgeistes, ist schwer zu glauben und nirgends etwas Aehnliches nachweisbar*), während die ägyptische Sprache, deren Entwickelung wir durch vier Jahrtausende verfolgen können, das Gegentheil beweist. Wir sehen sie zwar in den drei zeitlich geschiedenen Dialekten immer reicher an For-

---

*) Schon a priori läfst sich vermuthen, dafs obige Behauptung in Bezug auf die cultur- und geschichtlosen Horden sich eine Beschränkung gefallen lassen müsse. Wenn man aber gegen sie anführt, dafs sich in der jüngsten Vergangenheit bei den Burjaten und Kalmücken Formen gebildet haben sollen, so beweist dies nur, „wie voreilig und unüberlegt“ mancher mit einzelnen Thatsachen allgemeine Sätze wiederlegen zu können sich einbildet. Denn abgesehen von der feineren Beurtheilung jener sogenannten burjatischen und kalmückischen Formen, was liegt vor? Dafs in einer Sprache, welche an Agglutination gewöhnt ist, selbständige Pronomina und Verhältnifswörter unter Abkürzung der rohesten Art agglutinirt wurden!

men werden; aber ihr morphologisches und noch mehr ihr psychologisches Princip ist zu allen Zeiten dasselbe gewesen. Die Sprache der Pyramidenerbauer ist principiell dieselbe, welche die Aegypter noch unter der Herrschaft der Araber gesprochen haben. Nur in vorgeschichtlicher Zeit, in der Zeit der Entstehung der Völker, ist die Aenderung des morphologischen Princips, welches denn auch eine Aenderung des psychologischen herbeiführt, denkbar, und im Finnischen vielleicht auch nachweisbar. Solche Aenderung aber ist nicht der Erfolg einer Entwickelung, sondern einer neuen Sprachschöpfung, durch natürliche und geistige Umwälzungen veranlafst. Es ist dadurch eine neue Sprachform entstanden. Dasselbe Finnische beweist aber auch, dafs die mangelhafte Ausstattung bei der ersten Geburt niemals vollkommen Ersatz findet.

Das Verhältnifs von Stoff und Form überhaupt und seine morphologische Erscheinung ist die erste Doppelbestimmung, wonach die Eintheilung der Sprachen vorzunehmen ist. Ein anderes Merkmal bietet sich dar in dem gegenseitigen Verhältnisse des Subjects und Prädicats. Die etymologische Form für ersteres ist das Nomen oder genauer der Nominativ, für letzteres das Verbum finitum. Alle Sprachen, welche Stoff und Form nicht scheiden, also alle formlosen, haben natürlich weder wahrhafte Nominative, noch wahrhafte Verba finita — ein Mangel, dessen Bedeutung von selbst einleuchtet. Wir wollen hier sogleich einem Vorwurfe begegnen, den man uns machen könnte. Gerathen wir nämlich nicht in Widerspruch mit unsern oben ausgesprochenen Grundsätzen, wenn wir hier mit den fertigen logischen Kategorieen des Subjects und Prädicats an die Sprachen herantreten und die Frage stellen, wie dieselben jene Kategorieen auffassen und ausdrücken? Das thun wir aber gar nicht. Wenn wir nämlich von Subject und Prädicat reden, so meinen wir damit nicht die logischen mit diesen Namen bezeichneten Kategorieen, sondern die grammatischen, welche durchaus nicht mit ersteren identisch sind (S. 101). In dem Satze: „mir fehlt dies“ ist „mir“ das logische, „dies“ das grammatische Subject. Wenn beide Subjecte in dem Satze: „ich entbehre dies“ zusammenfallen, so ist dieses darum weder besser, noch richtiger gesprochen, als das erstere.

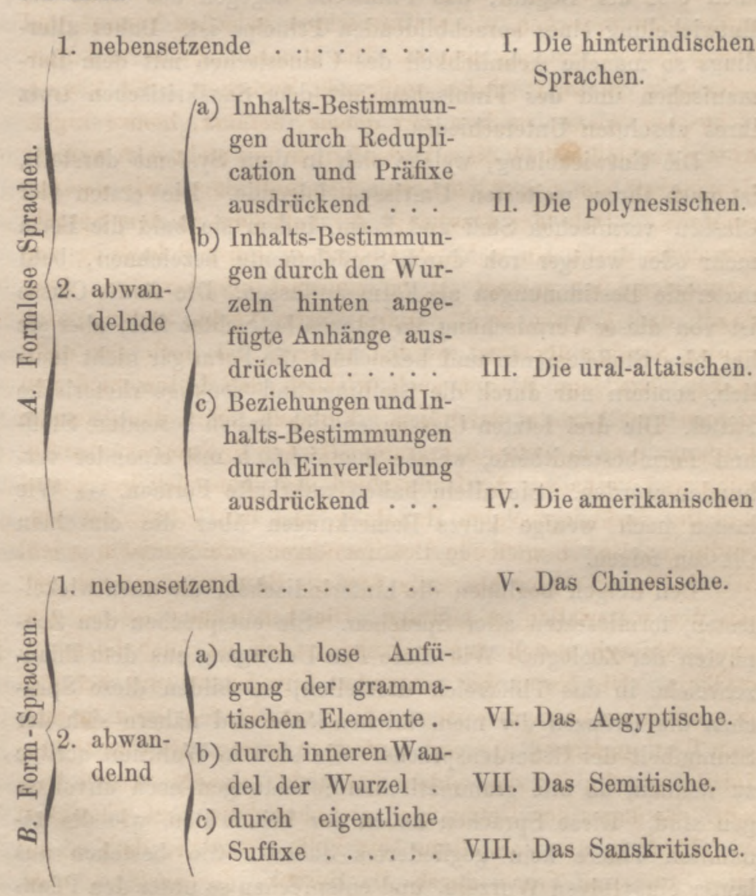
Dafs nun ein grammatisches Subject vorhanden ist, haben wir gar nicht a priori erschlossen, sondern durch die Betrachtung des Nominativs unserer indo-europäischen Sprachen gefunden. Dies ist also nur ein rein empirisches Verfahren, über welches wir blofs durch das Urtheil hinausgehen, dafs jene Sprachen mit einem Nominativ allen anderen ohne einen solchen vorzuziehen seien, weil sie die Form des Inhalts vollkommener zur Vorstellung bringen, weil die Kraft der Synthesis in ihnen gröfser ist.

Wie wissen sich nun aber jene formlosen Sprachen zu behelfen? In den nebensetzenden Sprachen wird einfach ein Stoffwort neben ein Stoffwort gesetzt, und man mufs errathen, dafs eins das logische Subject, eins das Prädicat sein soll. Für den Nothbedarf ist das auch genügend. „Berg hoch“ läfst ohne Schwierigkeit errathen, dafs damit gemeint sei: „der Berg ist hoch“. Wenn dieselben Worte aber im Annamitischen (vergl. meine Schrift: De pronomine relativo p. 24) zugleich „hoher Berg“ bedeuten, so sieht man schon, welch ein Mangel an scharfem Denken hier herrscht. Denn die Sache ist nicht so zu verstehen, als ob die betreffenden Worte jene beiden Bedeutungen in sich vereinigten und bald diese, bald jene hätten; sondern sie haben nur eine Bedeutung, die Indifferenz jener beiden. Die annamitische Sprache hat weder grammatisches Prädicat, noch Attribut, noch auch folglich Subject. Im Polynesischen haben wir gesehen, wie das prädicative Verhältnifs ganz nominal gefafst wurde, das Subject gewissermafsen als Genitiv und das Prädicat als es regierendes Substantivum abstractum. — Es gibt ferner, wie schon erwähnt, Sprachen, welche eine grofse Menge von Formen haben, die aber alle nur die materielle Bedeutsamkeit betreffen. Hier, bei der Bezeichnung des Prädicats, also bei dem wahrhaften Angelpunkte der Sprachen, wird ihr Bettelreichthum zu Schanden. Trotz ihrer vielen Formen haben sie kein Verbum finitum, sondern lauter Participien. Sie sagen nicht *amo, amas* u. s. w., sondern: *ego amans, tu amans.* Was sind also diese Sprachen, da auch sie die eigentlich setzende Kraft des Satzes, wie sie nur im Verbum finitum liegt, nicht kennen, also blofs gewissermafsen Nomina haben, gegen die nebensetzenden Sprachen gebessert? Letztere stellen unmittelbar zwei nackte Wurzeln neben einander; jene anfügenden

setzen zum Nomen ein Participium, also wieder ein Nomen. Nomen und Nomen gibt nimmermehr einen Satz (s. auch S. 226).

Hier ist nun in doppelter Hinsicht eine Warnung nöthig. Einmal nämlich wissen jene Sprachen oft den Mangel an wahr hafter Form durch so künstliche Bildungen zu ersetzen, daſs sie ganz den Anschein wirklicher grammatischer Formen gewinnen. Theils die etymologische Analyse, theils und ganz besonders der Satzbau überhaupt muſs solchen Bildungen die versteckende Hülle abreiſsen. Dies hat Humboldt mehrfach mit Glück gethan. — Ein anderer Punkt ist der Sprachgebrauch, der, seltener in den nebensetzenden, sehr häufig aber in den anfügenden Sprachen, einen Unterschied zwischen Nomina und Verba hervorzubringen scheint. Das Mandschurische und Mongolische z. B. sind solche anfügende Sprachen. Sie können nicht *amo*, *amas*, sondern nur *amans*, *amatus*, *amare* sagen. Aber sie scheiden doch diese Verbalformen mit mehr oder weniger Genauigkeit von ausschlieſslichen Nominalformen, wie *amator*, *amatorius*. Daſs hier überhaupt der Volksgeist in dem Sprachgebrauche durch ein richtiges Gefühl zu einer Scheidung von Sprachelementen gelangt sei, ist zunächst unverkennbar. Aber damit, daſs gewisse Wörter durch unsere Verba, andere durch unsere Nomina übersetzt werden müssen, ist noch gar nicht gesagt, daſs jene Wörter auch wirklich den Unterschied von Nomen und Verbum darstellen. Vielmehr lehrt die genauere Prüfung, daſs hier statt der grammatischen Kategorieen der Nomina und Verba nur der Unterschied des dauernden Inwohnens und der vorübergehenden Handlung, also den Inhalt der Vorstellung selbst betreffende Bestimmungen unterschieden seien. Wir haben also hier abermals formelle Bestimmungen von Seiten der materiellen Bedeutung. Die Entstehung solcher Unterscheidungen durch den Sprachgebrauch ist auch leicht zu erklären. Die Natur der dauernden Eigenschaft und der vorübergehenden Bewegung ist so völlig verschieden, daſs die meisten Bestimmungen, die von dem einen gelten, der Natur ihres Inhalts gemäſs auf das andere gar nicht bezogen werden können. So kann der Unterschied zwischen Sein und Thätigkeit so lebhaft in der Vorstellung des Volkes werden, daſs er mit einer gewissen Treue durch die Sprache durchgeführt wird. Ein Verbum entsteht dadurch nicht.

Fassen wir nun die bisher gewonnenen Merkmale zusammen. Wir haben erstlich zwei, so zu sagen, physiologische Merkmale: die Scheidung von Stoff und Form und die von Nomen und Verbum. Analoga dieser Scheidungen sind formelle Bestimmungen an dem Inhalte des Stoffes, an der logischen Bedeutung selbst und besonders die Scheidung von Sein und Thätigkeit. Zweitens haben wir vorzüglich drei morphologische Bestimmungen: die Unwandelbarkeit und Nebensetzung der Wörter, die Anfügung und die Anbildung. Vergegenwärtigen wir uns hiernach die vorstehend charakterisirten Sprachen tabellarisch.



A. Formlose Sprachen.	1. nebensetzende		I. Die hinterindischen Sprachen.
	2. abwandelnde	a) Inhalts-Bestimmungen durch Reduplication und Präfixe ausdrückend	II. Die polynesischen.
		b) Inhalts-Bestimmungen durch den Wurzeln hinten angefügte Anhänge ausdrückend	III. Die ural-altaischen.
		c) Beziehungen und Inhalts-Bestimmungen durch Einverleibung ausdrückend	IV. Die amerikanischen
B. Form-Sprachen.	1. nebensetzend		V. Das Chinesische.
	2. abwandelnd	a) durch lose Anfügung der grammatischen Elemente	VI. Das Aegyptische.
		b) durch inneren Wandel der Wurzel	VII. Das Semitische.
		c) durch eigentliche Suffixe	VIII. Das Sanskritische.

Bei dieser Anordnung der Classen ist ausschliefslich die Würdigkeit des psychologischen Princips beachtet. Berücksichtigt man allein den morphologischen Bau, so würde die Ordnung eine andere werden müssen. Vorzüglich würde das Chinesische, welches jetzt eine so hohe Stelle einnimmt, an die unterste gerückt werden müssen. Man vergesse aber nicht, dafs die aufgestellte Stufenleiter im Einzelnen keine absolute, nur relative Geltung hat. Das Chinesische z. B. steht allerdings in gewissem Sinne höher als das Finnische oder Uralische; aber es steht auch niedriger gegen dasselbe, insofern es eben erst der Beginn, das Finnische dagegen das Ende der Entwickelung eines sprachbildenden Princips ist. Daher allerdings so manche Aehnlichkeit des Chinesischen mit dem Barmanischen und des Finnischen mit dem Sanskritischen trotz ihres absoluten Unterschiedes.

Die Entwickelung, welche sich in dem Systeme darstellt, ist nach ihren weitesten Umrissen folgende. Die ersten vier Classen vermischen Stoff und Form, indem sie bald die Form mehr oder weniger roh durch Stoffelemente bezeichnen, bald materiale Bestimmungen als Form auffassen. Die fünfte Classe ist von dieser Vermischung im Ganzen betrachtet frei; aber sie hat blos Stoffelemente und bezeichnet die Form gar nicht lautlich, sondern nur durch die Stellung und sonstige rhetorische Mittel. Die drei letzten Classen endlich haben besondere Stoff- und Formbestandtheile, welche mannichfach mit einander verbunden werden. Sie allein haben wahrhafte Formen. — Wir lassen noch wenige kurze Bemerkungen über die einzelnen Classen folgen.

Den Reigen beginnen die hinterindischen, die unentwickeltesten, formlosesten aller Sprachen. Sie entsprechen den Zoophyten der Zoologie. Wie diese den Uebergang aus dem Pflanzenreiche in das Thierreich darstellen, so bilden diese Sprachen die Gränzen der menschlichen Rede und nähern sich der Stummheit der Geberdensprache. Sie sind in Wahrheit acritae zu nennen, da alle grammatischen Scheidungen noch unvollzogen sind. Diese Sprachen haben gar keinen Bau, wie die genannten Thiere kein gegliedertes Skelett. Sie bestehen aus lauter einsylbigen Wurzeln, und entsprechen so unter den Pflan-

zen den Pilzen und Algen. Ihr Satzbau ist ein Abbild des niedrigsten mechanischen Vorganges, des Falls. Ein Wort fällt auf das andere. Nur so ließe sich auch hier von Casus reden. — Ein bedeutender Trieb nach Formung der Wörter zeigt sich in den malayisch-polynesischen Sprachen, aber nach einer verkehrten Richtung hin. Sie drücken durch Prä-, Suf- und Infixe Abschattungen des Inhalts, der materiellen Bedeutung der Wörter aus.

Die vollkommensten der altai-uralischen Sprachen sind die finnischen. Diese in neuester Zeit sehr beliebt gewordenen Sprachen haben aber das ursprünglich mangelhafte Princip trotz ihrer späteren bewundernswürdig glücklichen Entwickelung doch nicht überwinden können. Wenn sie sich morphologisch den höchstgebildeten Sprachen nähern, so erheben sie sich physiologisch nur wenig über die anderen Sprachen derselben Classe. Sie haben viele Casus — drei- oder viermal so viel als das Griechische; aber einen bestimmten Subjects- und Objectscasus, einen wahren Nominativ und Accusativ haben sie nicht. Ferner: Sprachen, welche wahrhafte Formen besitzen, haben allemal auch gewisse Formwörter zur Ergänzung derselben, z. B. Präpositionen. Die echten Präpositionen sind eben die, welche nicht von Verbal- oder Stoffwurzeln abzuleiten sind, sondern — und das ist das Feinste, was Bopps scharfsinnige Analyse gefunden hat — welche eine Verwandtschaft mit den Fürwörtern zeigen. Die finnische Sprache hat solche Präpositionen gar nicht — Grund genug, ihre ganze Flexion zu verdächtigen. Die äußerliche Weise ihrer Flexion selbst hat manches Bedenkliche, und mindestens kann man den hier auftretenden Consonantenwechsel der feinen Steigerung und Schwächung der Vocale im Sanskritischen nur nachstellen. Der Satzbau endlich ist demgemäß unbeholfen und schwerfällig und verräth die Formlosigkeit der Sprache besonders dadurch, daß in seinen Wendungen das Nomen vor dem Verbum das Uebergewicht erhält, wodurch er denn oft weniger an hellenische Rede als an Tübet erinnert. Uebrigens scheint ein Einfluß der indo-europäischen Sprachen auf die Grammatik der finnischen obgewaltet zu haben. Denn obwohl die Declination echt altaisch ist, so bietet die Conjugation der Verba so viel

Aehnlichkeiten mit den sanskritischen Formen dar, dafs Schwartze deswegen das Ungarische für eine zum Sanskritstamme gehörende Sprache erklären zu dürfen meinte, was freilich sehr falsch war. Hier könnte also das seltsame Problem einer Dualität in der Grammatik vorliegen — einer Dualität, deren Möglichkeit bisher aus guten Gründen bezweifelt worden ist.

Wir kommen zu den eigentlich flectirenden Sprachen. Bei den zunächst geschiedenen Elementen der Sprache, dem Nomen und Verbum, liegt die eigentliche Kraft der Aussage so sehr im Verbum, dafs sich der Geist zuerst zur Ausbildung des letzteren wandte mit sichtlicher Vernachlässigung des Nomens. So im Aegyptischen und Semitischen. Die Grundtheilung der Stoffelemente ist vollzogen, aber das Gleichgewicht zwischen beiden noch nicht gefunden. Man hat die ägyptische Sprache völlig verkannt, wenn man sie mit den amerikanischen Sprachen oder gar dem Chinesischen zusammengestellt hat. Sie ist physiologisch hoch organisirt; nur sind freilich die Nominalverhältnisse mangelhaft ausgebildet, und vorzüglich zeigt sich eine schwache Articulationskraft, verbunden mit einem für Wohllaut ganz unempfänglichen Gehör. Dadurch erhält der äufsere Bau eine Aehnlichkeit mit den niedriger stehenden Sprachen. Aber wie das Chinesische dem Hinterindischen nicht gleich, sondern auf höherer Stufe parallel steht, so das Aegyptische etwa dem Türkischen. — Die semitischen Sprachen sind in dem Streben nach Worteinheit und überhaupt im Bau der Sprache glücklicher als das Aegyptische. Wie die organische Form nicht äufserlich an dem Stoffe haftet, sondern ihn überall durchdringt und ihn erst zum organischen Stoffe bildet: so durchdringen im Semitischen die formgebenden Vocale die consonantische Substanz des Wortes. Die an sich immer unorganische Wurzel ist darum auch im Semitischen vocallos; durch jede Vocalisation wird sie zu einer bestimmten Wortform. Wie tief sich nun auch hierin das Gefühl für organische Formung ausspricht, so hat doch diese Bildungsweise mancherlei Uebelstände, welche es erklärlich machen, dafs das Semitische keine rechte Periodik der Rede entwickelte. — Endlich die Sanskrit-Sprachen — die Rosen unter den Sprachen.

Die klarste, aufs folgerechteste durchgeführte Scheidung von Stoff und Form, Nomen und Verbum, ferner die vollkommenste, weil am meisten den Formen der selbstbewufsten Denkthätigkeit sich anschmiegende, sie erregende Gliederung aller Satzverhältnisse, endlich die in vollendetem Wohlklange sich entfaltenden und durch bestimmte Bedeutung geschiedenen Lautformen — das verleihet ihnen den Stempel der höchstorganisirten Sprachen.

Das allgemeine linguistische Alphabet.

Die Vokale.

a reines a.
e geschlossenes e, wie im deutschen *weh*, franz. é.
e̱ offenes e, franz. è.
e̥ das dumpfe e in den Endungen der deutschen Wörter, wie im französischen *le*.
i reines i.
i̱ dumpfes i (s. S. 178).
i̥ fast oder ganz wie *e̥*[1].
o geschlossenes o, wie in *Ton*.
o̱ offenes o, wie im engl. *all*, franz. *nos*.
u reines u.
a̤, *o̤*, *ṳ* deutsches ä, ö, ü[2].

---

1) *i̥* kommt in diesem Werke in chinesischen Wörtern vor, welche nach dem Vorgange der Jesuiten gewöhnlich mit *i* geschrieben werden. Nach mehrfachen übereinstimmenden Berichten aber wird dieses *i* fast oder vielleicht ganz wie *e̥* gesprochen. Möglich, daſs hier ein Lautwandel, der sich in den letzten zwei Jahrhunderten vollzogen hat, oder auch ein Unterschied zwischen nordischer und südlicher Aussprache vorliegt, indem jene *e̥*, diese *i* vorzieht. Unstreitig wird *i* der ursprünglichere Laut sein. Vielleicht wären auch die Sylben *l̥* und *sz̥* vielmehr *li̥* und *szi̥* zu schreiben, da auch diesen Sylben ursprünglich ein *i* innegewohnt zu haben scheint.

2) *o̤* kommt in diesem Buche gar nicht vor, *a̤* und *ṳ* nur in chinesischen Wörtern, wo mehrere Male aus Versehen *ä* und *ü* dafür steht. *a̤* ist dem Laute nach von *e̱* gar nicht

āi langes a mit kurz nachtönendem i.
ei deutsches ei.
ău deutsches au.
āu langes a mit kurz nachtönendem, darum dem o sich nähernden u [3]).

Diakritische Zeichen.

¯ und ˘ über dem Vocale bedeuten Länge und Kürze; ˜ Nasalirung: *ã* = franz. *an*, *en*; ̥ unter dem Vokal Verdumpfung und dadurch entstandene Unbestimmtheit.

Die Consonanten.

b, d, f, h, k, l, m, n, p, r, t wie im Deutschen.
c wird gar nicht gebraucht.
g die Media von k.
ħ rauheres h.
j kommt nicht vor.
ḱ, ǵ sind Palatal-Laute; sie nähern sich dem kj, tj und endlich dem ital. ci [4]).
ṅ deutsch ng.

---

oder wenig verschieden; aus etymologischen Gründen wird es beizubehalten sein. Das chinesische *a̤* ist, wie ich nachweisen zu können glaube, durch Einfluſs des voranstehenden *y* aus *a* entstanden. Eben so wird letzteres durch vorangehendes *w* zu *o̥*; doch scheint dies weniger allgemein und nothwendig zu gelten. In den chinesischen Verbindungen *an*, *a̤n* ist der Vocal immer lang.

3) Die Dipthongen *āi*, *ei*, *āu*, *ău* kommen neben einander im Chinesischen und Hinterindischen vor. Der Analogie wegen wäre vielleicht *ăi* statt *ei* oder *ou* statt *ău* zu schreiben. Letzterer Vocal ist nach Vorgang der Jesuiten bisher *eu* geschrieben worden; aber die Engländer (z. B. Morrison) schrieben *ow*, d. h. deutsches *au*. In der Verbindung *yeu*, das wir consequent *yău* oder *you* schreiben sollten, schwindet der mittlere Vocal ganz, und man spricht *yu*, weswegen Morrison *ew* schreibt. Neben *āi* und *ei* existirt im Hinterindischen noch *ay*, d. h. *a* mit dem Consonanten, d. h. Halbvocal *y*. — Im Mexikanischen wird wohl *au* getrennt als *a-u* zu sprechen sein.

4) Wenn *ḱ* und *ǵ* entschieden Doppellaute werden, wie

ń deutsch nj.
ṇ der dem *ṭ*, *ḍ* entsprechende Nasal.
q ein tief in der Kehle gesprochenes k, im Semitischen und Grönländischen.
s scharfes s, deutsch ſs, ss.
ṣ, *ṭ*, *ḍ* sind semitische Laute, nämlich s, t, d mit breiter Zunge gesprochen, indem die Spitze nach unten gebogen wird.
š deutsches sch [5]).
ṣ̌ dem *ṭ* entsprechendes sch [5]).
ṭ, *ḍ*, *ṇ* in den indischen Sprachen, mit nach oben zurückgebogener Zungenspitze.
θ́ das gelispelte s; *θ'* der entsprechende weiche Laut.
χ oder *χ̂* das deutsche ch hinter a.
χ̊ der dem vorigen entsprechende weiche Laut [6]).
χ́ das deutsche ch hinter i. Dieses Zeichen oder *š́* gibt das palatale s des Sankrit und Zend wieder [6]).
v weich wie im Französischen.
w englisches w.
y deutsches j.
z weiches *s*, wie das französische z.
ž franz. j [4]).
ẓ der dem *ṣ* entsprechende weiche Laut (im Arabischen).
' ist der Spiritus lenis [7]); also *'u* ist u; in *a'u* bezeichnet es die getrennte Aussprache der beiden Vocale.
; das arab. (*;aïn*) [7]).

---

im Italiänischen, so werden sie *tš*, *dž* geschrieben. Im Arabischen habe ich *ǵ* vorgezogen, damit auch dem Auge die Dreiconsonantigkeit der Stämme dargeboten werde.

5) Mit *ṣ̌* habe ich das mexikanische *x* umschrieben; ob mit Recht? Ich vermuthe in dem mexikanischen *tl* ein *ṭ*, und ihm entsprechend das *ṣ̌*. — Das Sanskrit kennt kein *š*, sondern *ṣ̌*. Dies ist aus Versehen unbeachtet geblieben.

6) Die beiden Zeichen *χ̊*, *χ́* wären vielleicht durchaus richtig auch im Grönländischen angewendet worden; es wäre nämlich *χ́* statt des inlautenden *g*, und *χ̊* statt *r* zu setzen gewesen. Indessen erscheinen mir Kleinschmidts Angaben in seiner Grammatik der grönländischen Sprache nicht klar genug.

7) ' und *;*, nur in semitischen Wörtern angewendet, wo

Der kleine Kreis unter den Consonanten bedeutet, dafs sie intonirt, vocalisirt, d. h. eine Sylbe bildend ausgesprochen werden sollen. In diesem Buche kommen nur folgende Fälle Sylben bildender Consonanten vor: *r̥* gesprochen wie *re̥*, der *r*-Vocal des Sanskrit; *l̥* im Chinesischen, sonst mannichfach und wunderlich geschrieben (*örl* etc.); *sz̥*, ebenfalls im Chinesischen, ist ein scharfes s, das gegen Ende seines Lautens weich, also z, wird; *tsz̥* ist der vorige Laut mit vorgesetztem *t*, nur geht hierbei das *s* meist ganz verloren [8]), und es entsteht ein Laut, wie ein Bienen-Gesumme, also wie *dz̥*.

Die chinesischen Wörter sind ohne Bezeichnung der Töne geschrieben. Da überall die Uebersetzung daneben steht, so kann dieser Umstand keine Schwierigkeit verursachen. Nur der sogenannte kurze oder eingehende Ton ist, wie üblich, durch ˘ über dem Vocal bezeichnet.

---

sie auch am Ende der Sylbe stehen können und nun als consonantischer Schlufs anzusehen sind. Als Consonanten stehen sie in der Linie, während der Apostroph ’ oberhalb derselben steht.

8) Daher habe ich einige Male *tz̥* geschrieben. Hierbei mufs ich bemerken, dafs überhaupt im Chinesischen die Tenues nicht so hart, und im Laufe der Rede oft wie Mediä gesprochen werden.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Grünstr. 18.

Druckfehler.

S. 131 Z. 17 v. o. statt *peṅ* lies *phe̥ṅ*.
- 131 - 17 v. u. statt *tz̥* lies *sz̥*.
- 133 - 9 v. o. ist hinter „nehmend“ und hinter „welches“ ein Komma zu setzen; denn „Buch“ ist das Object zu „nehmend“.
- 133 - 5 v. u. statt *z̥in* lies *ž̥in*.
- 134 - 13 v. o. lies „konnten, nicht blos häufig“.
- 134 - 14 v. o. lies „sondern zuweilen sogar“.
- 134 - 16 v. o. statt *kan* lies *khan* (zweimal).
- 134 - 21 v. o. statt *thsya̤n* lies *tshya̤n*.
- 135 - 2 v. u. statt *z̥in* lies *ž̥in*.
- 139 - 9 v. o. statt *kwŏ* lies *kwo*.
- 143 - 15 v. o. statt *kan* lies *khan*.
- 144 - 1 v. o. ebenso.
- 144 - 14 v. o. statt *šuĕ̥* lies *šwĕ̥* (zweimal).
- 144 - 23 v. o. statt *tsieu* lies *tshyeu*.
- 144 - 25 v. o. statt *tšyeu* lies *tshyeu*.
- 145 - 4 v. u. statt *šuĕ̥* lies *šwĕ̥*.
- 146 - 7 v. o. statt *hi* lies *ki*.
- 146 - 17 v. o. statt *kan* lies *khan*.
- 147 - 5 v. o. statt *tse̥ṅ* lies *tše̥ṅ*.
- 150 - 14 v. o. in *nă* ist das *a* lang.
- 151 - 17 v. o. statt *thoyṅ* lies *thoiṅ*.
- 151 - 4 v. u. statt *tšăuk* lies *tshăuk*.
- 151 - 4 v. u. statt *prū* lies *prŭ*.
- 151 - 3 v. u. statt *mu* lies *mū*.
- 152 - 18 v. o. statt *ăut* lies *ă-ut*.
- 154 - 6 v. u. statt *dāü* lies *dāu*.
- 162 - 10 v. o. statt *ka-raharahakî* lies *ka-raharahak*.

